

Norman Eschenfelder

ISLA
HIPPIA



Das Buch

Viele Jahre sind vergangen seit den schrecklichen Vorfällen im Jurassic Park, doch etwas hat überlebt. Eigentlich nichts besonders überraschendes mehr, bei all den bisherigen Fortsetzungen und den Merchandising-Kampagnen, die Milliarden in die Kassen spülen. Die Handlung dieser indirekten Fortsetzung ist älter, der erste Entwurf war 2001 fertig und wurde in den folgenden Jahren stark weiterentwickelt und überarbeitet.

Das costaricanische Festland und auch angrenzende Teile Mittelamerikas, sind von unheimlichen Wesen unterwandert, im Volksmund „hupias“ genannt, schreckliche Nachtgeister, die in der Dunkelheit von den vorgelagerten Inseln und aus dem Gebirge kommen um Neugeborene, Kleinkinder und Tiere zu rauben.

Ein texanisches Erdölförderungsunternehmen will die Erdgasressourcen auf den costaricanischen, westlich vorgelagerten "Inseln der fünf Todesarten" erschließen und benötigt hierzu die staatliche Genehmigung, schon die erste Expedition geht in der Hölle des stickigen Dschungels verloren. Dies ist die Geschichte von ihrem Überlebenskampf.

Der Autor

Norman Eschenfelder, geboren am 19. Juni 1987 in der Nibelungenstadt Worms, war sehr früh von den majestätischen Dinosauriern, den gigantischen Urzeitwesen, fasziniert und verschlang schon als kleines Kind jede Literatur zu dem Thema, so war es kein Wunder, dass er bald auf Michael Crichtons „Jurassic Park“ stieß. Im Alter von gerade 11 Jahren begann er diesen Roman, der sich im Laufe der fast sieben Jahre, die es dauern sollte, bis zur endgültigen Fassung vom 9. Februar 2006, ständig weiterentwickelte.

„Isla Hupia“ ist sein erster Roman. Er schreibt Kurzgeschichten und Sachtexte, war zwischenzeitlich in der Redaktion einer Tageszeitung beschäftigt und hat gerade sein zweites Buch fertig gestellt, den Thriller „MaryJanes Son“.

Vollständige Ausgabe 02/2006

Copyright © 2006 by Norman Eschenfelder

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig und strafbar.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Der Autor behält sich Änderungen am Buch vor.

Umschlagillustration und Umschlaggestaltung:

Norman Eschenfelder

Satz und Layout:

Norman Eschenfelder

Druck und Bindung:

Norman Eschenfelder

Printed in Germany

Norman Eschenfelder

ISLA HUPIA
JURASSIC PARK 4

Roman

Vollständig korrigierte und durchgesehene Ausgabe

Norman Eschenfelder

ISLA HUPIA
JURASSIC PARK 4

Für meinen
kleinen Bruder.

VORGESCHICHTE

La Alto

Montag / 24. Juni 1992 / 13:37 Uhr

Die Klammern, die das zähe, rohe Fleisch hielten, waren verkratzt. Sie fuhren, gehalten von einer Stahlkette, hoch. Sie klappten auf und ließ den großen Brocken Fleisch fallen. Der Elektromotor surrte. Das Farn in dem Käfig wackelte und wogte wie die Wellen, an den Klippen dieser Insel. Die nicht fern waren.

Der Käfig war kein eigentlicher Käfig, es war ein Bunker, hermetisch abgeriegelt, von jeder Seite, nur nicht von oben.

Das, was man hier weggesperrt hatte, war nicht etwa von Zäunen umgeben, nein, hier waren es stahlverstärkte, eineinhalb Meter dicke Betonwände. Zusätzlich gekachelt, was den Käfig ansehnlicher machen sollte, es aber nicht tat.

Schon zu Anfangs hat es große Probleme gegeben, man hatte den Käfig nachträglich neu ausgehoben und den Boden verstärkt. Mit eineinhalb Meter dickem Beton, der in vier Metern Tiefe an die Außenwände des Käfigs anschlossen. Das Ganze musste wieder mit Erde aufgefüllt werden, allerdings wurde in zwei Metern Tiefe ein Geflecht aus Sensoren installiert.

„Sanchez!“

Sanchez war der Mann am Kran: „Was?“

Sanchez trug Stereokopfhörer und hörte laut spanischsprachigen Rock. Er sang mit. Mehr schlecht als recht. Er traf kaum einen Ton. Der Mann schwenkte den Kran, fuhr den Arm ein und stoppte. Sanchez sah eine Gestalt, vor der Treppe, hinauf zum Kran, zu ihm gehen. Der Mann war schlaksig, groß und Engländer.

Sein aschblondes, liches Haar war verdeckt von einem Safarihut, der dieselbe Farbe wie seine Weste hatte. Khaki.

Sanchez kaute auf einem Kaugummi, er schmatzte dabei und drehte die Lautstärke an seinem Walkman mit dem Daumen herunter. Der Walkman hing an seinem Gürtel. Der große Mann schaute ihn mit kalten, blauen Augen an, verfolgte seine Schritte, bis er vor Sanchez stand und ihm die Kopfhörer abzog.

Es war der Parkaufseher Robert Muldoon.

Robert war umgänglich, ein guter - aber grober - Kerl, man konnte immer mit ihm reden, er war hilfsbereit. Also war auch Sanchez nett zu ihm. Der Costaricaner arbeitete erst seit wenigen Wochen hier. Muldoon hatte ihn „eingewiesen“, wie er es nannte.

Eigentlich war es keine Einweisung in einen Beruf, es war ein Abschied von Familie und Alltag. Sanchez hatte bisher nur ein Mal

pro Woche seine Frau anrufen können. Er vermisste seine Kinder. Eine Leere. Von Tag zu Tag wurde sie größer. Doch das alles sollte sich lohnen, er wurde gut bezahlt. Und bald sollte er nach Hause dürfen.

Eigentlich zu gut bezahlt.

Als Sanchez seinen Vertrag gelesen hatte, konnte er nicht glauben, wie viel er als Tierpfleger in einem privaten Freizeitpark eines reichen Amerikaners verdienen konnte. Er hatte geglaubt, dass die Sache einen Haken haben musste, den hatte es tatsächlich.

„Robert, woher sollen wir denn wissen, welche Dosis angebracht ist. Ich mache mir Sorgen.“, sagte der Tico und kratzte sich am Kopf, unter der Baseballcap.

„Worüber?“, Robert zog seine Hose am Gürtel hoch. Er tat gleichmütig. Dabei war er in großem Stress und machte sich ebenfalls Gedanken. Muldoon lächelte: „Hast du Angst sie umzubringen?“

Er kniff die Augen zusammen, und schien nachzudenken, wenn auch nur kurz. Er lachte. „Glaub mir, die bringt so schnell keiner um.“

Sanchez erschauerte bei diesem Lachen. Das glaubte er ihm.

„Das glaub ich dir.“, sagte er.

Hätte er gewusst, worauf er sich hier einließ, hätte er die Stelle vermutlich nicht angenommen. Diese Biester waren ihm unheimlich. Diese Biester waren ihm unheimlich, jeden Tag. Sie machten ihm große Angst. Er hatte den ganzen Tag mit ihnen zu tun.

Deswegen die hohe Bezahlung.

„Junge, du darfst dir keine Gedanken machen, es sind nur Tiere.“, sprach Robert Muldoon und raschelte mit dem Schlüssel in seiner Hosentasche. Er tat es, ohne es zu bemerken, er war nervös. „Sie sind nur hässlich und sehr klug, aber Tiere.“

„Was sollten sie auch sonst sein?“, fragte Sanchez sich selbst.

Doch er sagte: „Ich liebe Tiere, aber die ...“

Er wollte noch etwas hinzufügen, doch er ließ es lieber.

„Ich habe schon weitaus gefährlichere Tiere gesehen.“, versicherte ihm Muldoon und zwinkerte dabei, unbewusst. Sanchez kannte Muldoon inzwischen gut. Diese Unterhaltung hatten sie schon öfter geführt. Es war auch ihre Erste gewesen.

„Lügner!“, der kleinere, jüngere Costaricaner rümpfte die Nase. Muldoon schaute ihn streng an und lächelte dann. Was nützte es, den Jüngeren zu belügen, er wusste es ohnehin besser.

Stand in den Verträgen „absolute Geheimhaltung“, so konnte man dennoch sicher sein, dass die Mitarbeiter sich miteinander unterhielten. Manche Mitarbeiter waren wirklich geschwätzig. Kein Wort durfte vorzeitig an die Öffentlichkeit geraten. Bis jetzt hatten sich Presse und Medien nicht weiter um sie gekümmert. Auch hier hatte man Geld spielen lassen. Geld. Davon gab es hier sehr viel.

Man ging damit ziemlich freizügig um. Es gab drei Stufen von Vertrauen und Sicherheit unter der Belegschaft. Und drei Stufen von „besonderen Prämien“, Gehaltsklassen und Vergünstigungen.

„Die Tiere haben doch eine unterschiedliche Körperkonstitution, wir können nicht kontrollieren, welches Tier wie viel und welchen Köder frisst.“

„Deswegen machst du dir sorgen, ja? Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie egal es mir ist, ob eines dieser Mistviecher wieder aufwacht.“

„Ich war Tierpfleger für Elefanten. Da musste ich nie Velociraptoren narkotisieren.“ Sanchez musste lachen, trocken. Muldoon klopfte ihm auf die Schulter.

Sanchez und Muldoon gingen die Treppe hinauf und Muldoon sagte: „Den ganzen Spaß veranstalten wir nur, weil heute Abend eine Neue kommen soll.“

„Ich hatte mir schon so etwas gedacht.“

Es hatte sich als außerordentlich schwierig erwiesen, einen neuen Raptoren in das Rudel zu integrieren. Es war schon sehr schwierig ihn in den Käfig zu bringen, die anderen Dinosaurier mussten außer Gefecht gesetzt werden. Inzwischen kannten die Tiere diese Prozedur. Es schadete ihnen nicht. Man brachte sie nicht zum Schlafen, sie waren nur bewegungsunfähig. Ein Halbschlaf, aber sie bekamen alles mit. Wenn sie das neue Tier in den Käfig gebracht hätten, würde er zwischen den betäubten Velociraptoren herum laufen, sie würden sich an seinen Geruch gewöhnen. Bis sie nach fünf oder sechs Stunden wieder aufwachten. So war es geplant, so hatte es bisher funktioniert, meistens.

„Ist die Neue was Besonderes?“, fragte Sanchez. Er hatte Gerüchte gehört.

„Ja“, Muldoon zeigte hinunter in den Käfig. „Die da unten haben alle die gleichen Gene. Sie sind einander so ähnlich wie Zwillinge. Doch die Neue, die soll aus einer neuen Quelle stammen.“ Robert griff nach seinem Gürtel. Er wurde angepiept. „Ach, ich hab ja keine Ahnung von dem Genzeugs. Ich denke aber, es wird Probleme geben, es wird schwer werden sie in die Gruppe einzubringen.“

Der Pieper piepte erneut. Robert schaltete ihn ganz aus. Es war Hammond. „Vielleicht hat er wieder ein Problem mit Wu oder Arnold.“, dachte er. Wieso musste der alte Mann unentwegt streiten, mit jedem außer ihm, Hammond respektierte Roberts Meinung und richtete sich auch manchmal nach ihm.

„Auf jeden Fall werden sich die ersten Klone über ihre neue Schwester nicht freuen.“, Sanchez lächelte und kniff die Augen zusammen. Es war hell. Schwül und klebrig.

Plötzlich hatte er ein mulmiges Gefühl in der Magengegend. Es wurde ihm nicht wohler, als er ein böses Gesicht zwischen den

Palmwedeln hervorlugen, zwinkern, sah, wegen des hellen Lichts der Mittagssonne. Und der Raptor knurrte ihn an. Er war so nah.

Der Raptor wusste, es war Fütterungszeit.

Er wollte gefüttert werden.

Doch lieber wäre es ihm noch, sich selbst Futter zu besorgen. Der Dinosaurier wollte jagen, töten. Es war seine Natur. Nicht nur stupides „Fressen-was-da-kommt“.

Er wusste, er konnte töten.

Er hatte schon getötet.

Er konnte es.

Sanchez zuckte. Als hätte ihn ein Stromschlag erwischt. Muldoon sah ihm ins Gesicht.

Sanchez hatte Angst, er sollte vielleicht auf einen anderen Posten versetzt werden. Bei den Ceratopsiden war er vielleicht besser aufgehoben. Als Parkaufseher sah Robert sich auch für die Tierwärter verantwortlich. Keiner hatte es länger als vier Monate bei den Raptoren ausgehalten. Vier Monate. Solange hatte einer von ihnen nicht mal mehr zu leben gehabt, nachdem sie hierher versetzt wurden. Es gab immer zwei feste Wärter bei den Raptoren. In zwei Schichten. Sanchez hatte noch ziemlich viel Glück gehabt. Er musste nicht die Nachtschicht schieben.

Muldoon verstand Sanchez' Angst nur zu gut. Auch er hatte Angst. Nachts. Wenn er die Wärter beschützte.

Seit zwei Jahren schlief er nur noch nachmittags vier bis sechs Stunden. Robert Muldoon wusste, wie er mit seiner Angst umgehen musste. Er war auf der ganzen Welt als Sachverständiger geschätzt, Raubtiere waren sein Metier.

Er hasste die Raptoren.

Nach diesem Unfall in der Nacht, die ihm noch immer Alpträume bereitete, wusste Robert, der Park musste ein Erfolg werden. Sonst wären die Bauarbeiter und Wächter umsonst gestorben. Verstümmelt, bei lebendigem Leib gefressen.

Er hatte sie gemocht. So wie er Sanchez mochte.

Die Klaue scharrte an der Stahlbetonwand. Sie richtete nichts aus. Schwach und immer schwächer bewegte sich das Tier. Der letzte Raptor machte ein rasselndes Geräusch und fiel zitternd auf den feuchten, übelriechenden Erdboden. Natürlich hatte der Raptor gewusst, dass der Brocken rohen Fleisches mit Betäubungsmitteln gespickt war. Doch was sollte er tun? Fraß er den Fleischbrocken nicht, würde er mit schmerzhaften Pfeilen ruhiggestellt, da genoss er doch lieber das blutige Fleisch und die Wirkung, die das Betäubungsmittel erzielte.

Der Transporter stand bereit. Fünf Männer standen um ihn herum. Sie waren nervös. Muldoon versuchte sie zu beruhigen. Doch soviel konnte passieren, es gelang ihm nicht. Er entsicherte seine Auto-Shotgun und griff nach seinem Waffengürtel, einen trug er um die Hüften. Er war schwer. Gasgranaten. Nicht tödlich. Aber sie wirkten auch zu langsam. „Jungs, Jungs!“, mahnte Robert sie und hob die linke Hand, auf gleicher Höhe die Hand, die das Schrotgewehr hielt. Muldoon war ruhig. Er strahlte eine tiefe, innere Ruhe aus. Er versuchte sie zu bewahren.

Sanchez trug einen schweren Anzug.

Der Anzug sollte schützen.

Er sollte beruhigen.

Doch diese Anzüge waren unerprobt.

Jeder Wärter hatte einen solchen Anzug. Nur Muldoon trug keinen. Man sollte sie nur bei der Integrierung neuer Freizeitparkattraktionen tragen. Um zukünftigen Besuchern zu zeigen, dass keine Gefahr besteht, aber dass trotzdem auf Sicherheit geachtet wird.

Solch ein Anzug bestand aus einem Dutzend fingerdicker Stahlplatten. Ein beengendes Korsett. Schienen an den Beinen. Kettenpanzer an den Armen. Der Kopf steckte unter einer Art „Bauhelm“. Weiterer Schutz würde nur behindern.

„Also, vergesst nicht: Es gibt noch keine Prothesen für eure Köpfe.“

Robert versuchte zu scherzen. Man lachte oder lächelte gequält.

Ein Surren.

Elektroschocker wurden eingeschaltet und luden sich auf.

Ein Rumpeln.

Das Tier in dem extrem sicheren Käfig wollte raus.

Die jungen Männer um den Transporter waren aufgeregt.

Sie schwiegen.

„Keine Sorge, Jungs!“, sagte Robert laut. So, dass es auch der Raptor hörte.

„Das Mädchen will nur aus seiner Kiste raus. Es will nur raus. Also passt auf, dass es nur dort rauskommt, wo es rauskommen soll.“

„Los geht's!“, rief der Fahrer des Transporters und ließ den Motor erwachen.

Er war nicht laut. Aber das Geräusch hallte über den freien Platz.

Sie koppelten den Transportkäfig an die Schleuse. Das Signallicht war grün.

Das Gatter wurde geöffnet. Der Käfig schwankte.

Der Raptor war noch in ihm.

„Ist sie schon raus?“, fragte einer.

„Nein!“

„Wieso will sie nicht raus?“, fragte ein Arbeiter Muldoon. Er antwortete nicht.

„Macht ihr Feuer unterm Arsch!“, schrie er und zeigte mit dem Finger auf den Käfig, der etwas wackelte.

Schon zuckten Lichtblitze in dem Stahlkäfig.

Bestialisches Kreischnen.

Die Schocker zuckten in dem Käfig. Sie stocherten nach dem Raptor.

Muldoon schaute düster, unter der Abendsonne, die hinter den Bäumen versank.

Muldoon hatte das Gewehr im Anschlag. Es dauerte ihm zu lange. Die Männer liefen um den Käfig und schockten den Raptor, immer und immer wieder. Sie wollte nicht raus aus dem Käfig.

Sie zögerte es hinaus. Der Dinosaurier musste etwas vorhaben.

Nicht gut. Das war nicht gut.

Die Männer schrieen Flüche.

Ein Mann schrie.

Keine Flüche.

Ein schmerzhafter Schrei.

Der Raptor zuckte in dem Käfig.

Der Raptor hatte seine Hand.

Jeder Elektroschock, den der Velociraptor aushalten musste, schüttelte nun auch den Arbeiter.

Er schrie.

Schrill, den Speichel, den er im Mund gehabt hatte, versprühte er in die Luft. Er hatte den Kopf in den Nacken gelegt.

Keiner konnte so schnell reagieren und ihm helfen.

Der Mann zuckte noch und fiel schon um.

Blut verspritzend.

Sein Gesicht fiel in den warmen Sand. Der heiße Sand klebte ihm in Augen, Nase und Mund.

Der Raptor hatte noch immer seine rechte Hand. Im Maul.

Der Mann zuckte am Boden, er brüllte.

Blut versickerte im Sandboden.

„Hilfe!“, brachte er hervor. Es klang allerdings nicht so, denn er lag auf dem Bauch und sein Gesicht war im Sand.

Muldoon und ein Kollege waren schon bei ihm.

Die Hand war herausgerissen.

Zerfetzt und herausgerissen.

Der junge Mann kreischte und schlug um sich, als sie ihn umdrehten.

Blutstropfen.

Robert Muldoon, um einiges größer als der Verwundete, kniete sich zu Boden und legte Kopf und Schulter des Costaricaners auf seinen Schoß. Der Mann verdreht die Augen und fiel in Ohnmacht.

Roberts Gesicht war eine Fratze.

Blut.

„Tötet sie!“, schrie er.

„Tötet sie alle!“

Er nahm den Verwundeten hoch. Schaute Sanchez an und trat das Gewehr weg, es lag vor ihm auf dem Boden, so dass Sanchez es sah.

„Sanchez, töte sie!“, brüllte er.

Der Raptor war jetzt durch die Schleuse, im Käfig. Die Schleuse schloss sich, ein Arbeiter hatte auf den Schalter geschlagen.

Muldoon rannte. Ein Arbeiter neben ihm.

Lichtblitze zuckten im Innern des leeren Containers.

Doch niemand tötete den Raptor, der die Hand hatte und nun zwischen den kurzen Palmen umherlief. Auch wenn sie es gerne gemacht hätten. Sie wussten, wie viel so ein Tier kostete.

Sanchez hielt das Gewehr in den Händen.

Er zitterte.

Seine Augen waren weit aufgerissen. Ihm war schlecht.

Er sah, wie einer der Arbeiter sich übergab.

Einer beugte sich über ihn.

Ein anderer schrie und trat den Transportkäfig, so dass er sich wehtat.

Zwei rannten Muldoon hinterher.

Der Transporter stand auch nicht mehr still.

Lange Sekunden vergingen.

Schweißtropfen.

Sie rannen in seine Augen.

Der brennende Schweiß ließ seinen Blick verschwimmen.

Sanchez zwinkerte. Er wollte es wegzwinkern.

Er stand auf dem Dach der Schleuse.

Als er sich umdrehte, sah er, wie der Raptor in seinem Gehege eine Runde drehte.

Auch durch das Farn- und Palmdickicht sah er, wie der neue Raptor jeden der gelähmten Dinosaurier beschnupperte.

Sanchez legte sich auf den Bauch und schaute über den Rand des Schleusendachs.

Die Neue schaute zu ihm hoch.

War das da die Hand?

Oh, ihm war schlecht.

Es ragte aus ihrem Maul.

Direkt unter ihm.

Was es auch war, sie verschlang es, beim Zubeißen knackte und knirschte es.

Sie kreischte verächtlich.

Sanchez hielt das Gewehr fest umklammert.
Die Knöchel zeichneten sich weiß ab.
Er konnte sie töten und er wollte es.
Doch er tat es nicht.
Es ging nicht, doch er versuchte zu zielen. Er saß nun auf seinem rechten Bein. Stützte sich auf den Ellenbogen. So unbequem es mit dem Schutzanzug nur ging. Nur abdrücken.
Er brachte es nicht fertig.
Das große Raptorenweibchen übernahm ihr Rudel. Es war nun ihr Rudel. Denn sie tötete die beiden Alphaweibchen. Die Raubkralle schlitzte das gelähmte Tier auf.
Sanchez sah es mit Abscheu und Unverständnis. Der Wert dieses Dings war ihm egal. Er wollte es töten.
Sie tötete die Weibchen. Nur zwei ließ sie leben. Die kleinsten und schwächsten Raptoren. Bald würde Sanchez sich verfluchen, dass er nicht geschossen hatte.
Er legte das Gewehr scheppernd neben sich.
Er wischte sich übers Gesicht. Gottverdammmt!
Er schrie. Voller Hass.
Sanchez hätte es verstanden, dass das neue Weibchen die beiden schwächsten Raptoren überleben ließ, hätte er gewusst, dass die beiden Männchen waren.

Contidiana

Sonntag / 12. September 1993 / 6:14 Uhr / San José

„Si, madre, si.“
„Und vergiss die Paprika nicht!“
„No!“
„Wie bitte?“
„Nein, ich vergesse die Paprika nicht.“
„Sprich doch bitte in ganzen Sätzen...“
„Si, Mama!“, langsam war sie wirklich genervt. Leise fluchte sie und griff nach dem Leinenbeutel auf der Küchenanrichte. Schon wieder musste sie einkaufen gehen. Alleine auf dem Markt. In der Küche schaute sie noch mal schnell auf die Uhr. Viertel nach sechs.
„Beeil dich!“, kam der Ruf ihrer Mutter aus dem Bad.

„Und vergiss das Geld nicht. Mein blaues Portemonnaie, es liegt auf dem Tisch.“, rief sie und sie klang, als putzte sie sich gerade die Zähne.

„Ja, verdammt. Ich habe es doch.“

Eigentlich hatte sie es nicht, hatte die Geldbörse vergessen.

„Jacke?“, fragte ihre Mutter und man hörte, wie sie ausspuckte.

„Jacke.“, antwortete Lucia und zog sich die blaue, dünne Jacke an. Die Badezimmertür ging auf. Ihre Mutter kam heraus. Wie schaffte sie es nur, jeden morgen so frisch auszusehen?

„Glaubst du, ich würde die Jacke vergessen, es regnet?“, sie zog sich die Jacke an und schaute grimmig.

Sie grummelte etwas vor sich hin. Ihre Mutter ignorierte ihre Laune. „Beeil dich doch bitte, wir wollen doch frühstücken.“ Sie gab ihrer Mutter noch schnell einen Kuss auf die Wange und klapperte mit den Schlüsseln.

„Ich hab sie.“

Ihre Mutter lächelte.

„Salut! Großes Mädchen.“

Die weiße Holztür knallte ins Schloss.

Pfeifend machte Lucia einen Schritt über die lose Diele, die immer so laut knarrte, wenn man auf sie trat und lief mit polternden Schritten die Holzterrasse hinunter. Der Bordstein glänzte schwarz, Lucia lief gemächlich. Ihr war es nicht danach, sich zu beeilen.

Alles war wie immer.

Die ersten Touristen drängten auf den Bürgersteigen und Josefinos die Souvenirs aus Ostasien feilboten. Mit einem verlegenen Lächeln grüßte sie ihre Englischlehrerin. Sie hasste es, die Beste in Englisch zu sein. Ihre Mitschüler waren, wie die meisten in diesem Alter, ignorant wenn es um so etwas geht. Was konnte sie dafür, dass sie zweisprachig aufgewachsen war? Lucia mochte die Schule nicht sonderlich. Eigentlich lebte Lucia nur für die Wochenenden und Feiertage. Die restlichen Tage konnte oder wollte sie nicht viel unternehmen. Bis zwei Uhr wäre sie heute daheim, würde ihre Hausarbeiten erledigen und dann ihre Freundin anrufen und ins Schwimmbad gehen. Am Abend würde sie ihr großes Bild fertig malen. Lucia malte sehr gerne. Sie mochte, wie die Farben sich voneinander abhoben und sich ergänzten, überlagerten. Sie mochte die Farben und malte nur des Malens wegen. Es beruhigte sie. Sie liebte diese innere Ruhe, Ausgeglichenheit. Ihr Vater hatte auch ein sehr schönes Hobby gehabt. Sanchez hatte die Photographie geliebt. Seit seiner Jugend hatte er alles fotografiert und archiviert, was ihm vor die Linse gekommen war. Costa Rica bot eine wunderschöne, abwechslungsreiche Landschaft und zahlreiche Tierarten, die es nur hier gab. Das kleine Café ihres Onkels, über dem sie wohnten, war voll von Photos ihres Vaters. Es kam nicht selten vor, dass ein Tourist eines

der großen Abzüge für ziemlich viel Geld kaufte. Immer wieder waren Bilder einfach von der Wand geklaut worden. Das fiel meistens auf, sobald die Lücke größer geworden war. Die Räume waren fast überladen mit Fotografien. Wollte jemand ein Bild kaufen, da ging ihr Onkel, der Bruder ihres Vaters, an einen ziemlich alten Schrank und suchte ein neues Bild für die kahle Stelle aus. Lucia konnte sich nicht beschweren, trotz allem ging es ihnen gut. Ihr Onkel hatte sie bei sich aufgenommen, sein Mieter war verstorben und die zweite Ebene war damit gerade frei geworden. Alleine hatte ihre Mutter nicht für das Haus aufkommen können, das sie gerade erst gebaut hatten. Die Gerichtsverhandlung zog sich in die Länge und solange sie keine Entschädigung von dem Unternehmen erhielten, bei denen ihr Vater gearbeitet hatte, als er gestorben war, gehörte das Anwesen mit dem kleinen Teich im Vorgarten der Bank. Sie war zu jung um sich für so etwas interessieren zu müssen. Und darüber war sie froh. Der Ernst des Lebens sollte doch noch etwas warten, einen Vorgeschmack hatte sie mit dem Tod ihres Vaters schon erhalten.

Ihre Lehrerin sprach sie an, irgendetwas belangloses, wie es Erwachsene meistens zu „kleinen Kindern“ sagen. Lucia antwortete höflich. Es interessierte sie eigentlich nicht, was die Lehrerin von ihr wollte. Heute war keine Schule. Sie sagte, sie müsse schnell weiter und lief schneller. Lucia tat so, als hielt sie nach jemandem Ausschau. Sie holte dabei den Einkaufszettel aus ihrer Jeans. Die Gesäßtasche war eng für ihre Hand. Ihre Mutter hatte die zu besorgenden Sachen in ihrer schnellen, zackigen Schrift geschrieben. Wie sollte sie das alles nach Hause bringen? Zum Glück hatte sie nicht das Fahrrad genommen und zum Glück war der Markt nicht weit weg. Der Marktplatz, umgeben von jungen Bäumen, war klein und kurz vor sieben schon ziemlich kahl. Die nahen Anwohner waren Frühaufsteher und die ersten Verkäufer hatten ihre Stände schon wieder abbauen können. Sie waren jetzt daheim und frühstückten wohl ein zweites Mal, ausgiebiger. Lucia drehte eine Runde über den Marktplatz und grüßte die Käufer und Verkäufer, die sie kannte. Das waren einige und dann nickte sie ihnen nur noch zu. Sie spielte mit dem Zettel in ihrer Hand, knickte und faltete ihn, rollte ihn auf und ab.

„Guten Morgen, Kleines.“, sagte die nette alte Frau und lächelte. „Das selbe wie immer?“

„Mmh.“, stimmte Lucia zu und kramte schon das Geld aus der Geldbörse. Passend, genau abgezählt, damit die alte Frau nicht lange nach Wechselgeld suchen muss, mit ihren schlechten Augen. „Danke!“, sagte die Frau. Jetzt konnte Lucia die Bananen von der Liste streichen und klemmte sich die Tüte unter den linken Arm.

Gut zwanzig Minuten später war Lucias Einkauf fertig und beladen wie ein Päckesel trug sie Obst, Gemüse und Brot nach Hause. In dem kleinen Cafe saßen Touristen und unterhielten sich in vielen verschiedenen Sprachen. Zwei Japanerinnen saßen am Fenster und sprachen schnell und zwitschernd in ihrer exotischen und nicht unschönen Sprache. Wie konnte es anders sein, sie trugen Sandalen zu engen Karottenjeans und zu kurzen Hemden und luden ihre Fotoapparate durch. Die Jüngere hatte ein hübsches, aber fast schon europäisches Gesicht und zwinkerte Lucia lächelnd zu. Lucia verneigte sich ein wenig und lief weiter.

„Hallo mein Schatz.“, sagte ihr Onkel, der ihrem Vater so ähnlich war und nahm ihr die schweren Tragetaschen und Tüten ab.

„Danke.“, sagte sie.

Er kitzelte sie am Rücken: „Na, hat sie dich wieder Vorräte besorgen lassen, mein kleiner Hamster?“ Er machte Hamsterbacken, was lustig aussah.

„Ja, ich kann keine Ananas mehr sehen und hab heute schon wieder zwei gekauft.“

Sie gingen die Treppe hinauf, ihr Onkel achtete nicht auf die knirschende Diele und es knirschte. Am Küchentisch saß ihr kleiner Bruder und gähnte, verdrehte die Augen. Es war gerade um die Viertel nach sieben. Er war gerade erst aufgestanden und hatte noch keinen Appetit. Miguel sagte nichts und schaute ungläubig auf die Schüssel Schokoladenbrei.

Die junge Japanerin sagte etwas zu ihrem Gegenüber und stand dann mit der Tasse Kaffee in der Hand auf. Die Fotografien an den Wänden gefielen ihr sehr gut. Sie waren so lebendig und sie musste es wissen, sie war Fotografin und diese Art von Bildern ihr Leben. Sie waren so voller Intensität und Ehrlichkeit. Hinter der Theke stand eine Costaricanerin in ihrem Alter, sie fragte die Bedienung auf Englisch, wer diese Bilder schoss.

„Alle diese Bilder sind von dem Bruder meines Verlobten. Leider ist er vor etwas mehr als einem Jahr gestorben.“

„Oh, das tut mir leid.“

„Schon gut, ich kannte ihn kaum.“

Eine kleine verlegene Pause.

„Wollen sie eines der Bilder haben?“

„Wäre möglich.“

„Dann schauen sie sich einfach mal um. Fragen sie ihn, wenn er wieder runterkommt.“

„Danke.“, sie stürzte den Kaffee hinunter und fragte, ob sie noch einen bekommen könnte. Japaner mögen fast alles sehr süß. Sie warf drei Zuckerwürfel in den schwarzen Kaffee und rührte um. Jedes Bild hinterließ einen tiefen Eindruck, sie glaubte es fühlen zu

können. So musste es sein, wenn man ein Bild anschaute, man musste ein Teil davon werden. Die Bilder an den Wänden zeigten so unterschiedliche Empfindungen, Stimmungen. Da waren verstörende, beängstigende Ablichtungen des nächtlichen Urwalds in grünlichen Grautönen und von toten Tieren in Fallen. Da waren wunderschöne, bunte und fröhliche Fotografien von glücklichen Kindern beim Spielen am Strand, Vögeln die sie noch nie gesehen hatte, so exotisch und fremdartig wie bezaubernd und anmutig. Ein Bild schien aus der Reihe zu fallen,

es hing neben dem Bild auf dem Sanchez zu sehen war, mit einem Mann, größer und schmaler als Sanchez, mit aschblondem Haar und einem Buschhut. So einer mit breiter Krempe, die auf einer Seite hochgeschlagen ist. Wenn man genauer hinschaute, konnte man um Muldoons Schulter einen Gurt sehen. Ein Schrotgewehr hing dort, der Mann hatte eine ernste Miene, Sanchez hingegen lächelte. Sie standen dort auf einer Sandfläche, wie an einem Strand. Im Hintergrund des Bildes war nur ein üppiggrünes Geflecht. Die japanische Fotografin hatte scharfe Augen. Kein Detail der Bilder entging ihr.

In dieser Ecke, vor den privaten Räumen, hingen viele Hundert kleinformatige Bilder.

Sie überflog die Bilderreihen und etwas stach ihr ins Auge. Ein sehr dunkles, düsteres Photo. Sie ging näher heran. Das Bild hing ungefähr in ihrer Brusthöhe und sie musste sich ein wenig bücken. Als sie erkannte was da zu sehen war, erschrak sie und ihr Mund war sperrangelweit offen. Da war eine Silhouette, die sich vom mondlichtbeschiene Wald abhob. Ein blitzendes Auge. Sie wusste was es war. Zuckend wanderte ihr Blick zu einem anderen Photo. Es zeigte einen alten, weißen Mann mit Stock, vor einem hölzernen, einem riesigen Tor. Am oberen Bildrand war ein Schriftzug, abgeschnitten und eigentlich unlesbar. Sie merkte nicht, wie die Frau hinter der Theke sie anschaute. Die junge Japanerin wusste, wer der alte Mann auf dem Bild war. Der Photograph dieser Aufnahmen war tot, dass hatte man ihr gesagt, doch warum war er gestorben? Er hatte seine Mörder abgelichtet. Sie schaute sich diese scharfen Umrisse auf dem anderen Bild an und sie ahnte, was er da abgelichtet hatte. Sie wollte das Bild, die Bilder abfotografieren, sie war sich sicher, dass diese Bilder niemals die Wand verlassen sollten, sie wollte ihren Apparat holen. Ihre Hände zitterten. Mit schnellen, kurzen Schritten ging sie zu ihrem Tisch und holte ihren Foto. Doch als sie wieder vor der Wand stand, waren dort keine Bilder mehr. Die Frau hinter der Theke war auch nicht mehr da. Sie fluchte, trank ihren Kaffee aus, schrieb eine Nachricht für den Eigentümer an ein Memo-bord an der Theke. Sie legte mehr als genug Geld auf den Tresen

und verließ mit der anderen Japanerin, der Journalistin, das kleine Café. Draußen war alles wie immer und die Sonne schien.

Vietnam

30. April 1976 / Vietnam / 11:52 Uhr

Es regnete.

Und er war schon zu lange hier.

Er erwischte sich dabei, wie er die Sekunden zählte, die vergingen. Dicke Tropfen in seinem Gesicht. Wasser in seinem Bart, der seit zwei Wochen ungehindert weiterwuchs. Er hatte kein Interesse mehr an seinem Gesicht. Warum auch, er sah es ja doch nie. Das Wasser, der Bäche und Tümpel, aus denen er trank - trinken musste - war trüb. Er konnte sich nicht in ihnen spiegeln. Seine Kameraden hielten es so wie er. Es störte sie nicht. Und es störte ihn nicht.

Die Sekunden verstrichen.

Dreihundertneunundvierzig.

Dreihundertfünfzig.

Er wollte aufhören.

Doch er konnte nicht.

Wenn er es tat, würde er anfangen, die Regentropfen zu zählen.

Was nicht besser war.

Langsame Zeit.

Sie wollte einfach nicht vergehen, die langsame Zeit.

Man konnte sie zählen.

Dreihundertdreiundsechzig.

Hinter ihm kochte gerade einer seiner Kameraden eine Suppe in seinem Helm. Jeder hatte hier eine Möglichkeit gefunden, seine Zeit totzuschlagen. Einer faltete Flieger und Tiere aus Stearinpapier ihrer Zigarettenpackungen. Es wurde viel geraucht, aus Langeweile. Seit Tagen schon langweilten sie sich. In diesem Camp herrschte die langsame Zeit. Sie wollte nicht vergehen. Man konnte sie zählen.

Stunden lang.

Wenn es sein musste.

Vierhundertzwölf.

Vierhundertdreizehn.

Er ließ seine Finger einzeln knacken, im Sekundentakt.

Und er zählte weiter.

Regentropfen auf seinen geschlossenen Augenlidern.
Ein kaltes Prasseln.
Ho-Chi-Minh-Pfad.
Jeden Moment konnte etwas passieren.
Der Krieg war vorbei und war doch nicht vorbei, sie waren die letzten Amerikaner in diesem Land.
Doch sie konnten sich die Beine vertreten. Was sie nicht taten.
Sie konnten sich miteinander unterhalten. Was sie auch nicht taten.
Jeder wollte mit sich allein sein. Im Gefecht mussten sie füreinander da sein.
Irgendwie war alles sinnlos.
Kam ein Befehl, führten sie ihn aus, ohne zu fragen.
Doch es kam schon seit Wochen nichts mehr, ihre Einheit war aufgegeben worden.
Wieso waren sie überhaupt noch hier?
Wieso armen Vietnamesen die Strohhäuser in Brand stecken?
Es war sinnlos.
Diese Leute hatten doch sonst nichts anderes.
Wofür das alles?
Er hatte es mal gewusst, doch jetzt war alles egal. Er hatte Hunger und Durst. Doch er wollte jetzt nicht essen und trinken. Der Geruch der Suppe, hinter ihm, änderte daran nichts. Es roch gut. Keine Ahnung was das war. Aber es roch gut. Solange es gut roch, konnte er ja nichts sagen.
Beim Sekundenzählen kam er durcheinander. Es war ihm egal. Begann er eben von vorn. Joseph stand langsam auf. Seine steifen Knochen. Schmerzen. Der Koch ignorierte ihn. Sie schauten sich den Helm an, die Suppe, die in ihm dampfte. „Riecht gut.“
„Mmh.“
Das war die Unterhaltung.
Joseph holte noch einmal tief Luft, sog den Geruch ein. Es roch gut, aber Appetit hatte er nicht. Er zitterte ein wenig. Es war kalt und es regnete in die köchelnde Suppe. Joseph zog seine Hose hoch, stülpte sich den Helm über den Kopf.
Auf einmal.
Die langsame Zeit war verschwunden.
Zu Schnell.
Der Koch zuckte.
Dann erst der Knall.
Er hallte.
Blut.
Spritzer in Josephs Gesicht.
Sein Kamerad stürzte über seinen Helm, den Suppentopf.
Josephs Augen wie Mund waren weitaufgerissen.

Nachhall. Aus nächster Nähe abgefeuert.
Kopfschuss.
Krieg.
Die Langeweile war weggeblasen.
Wie der Kopf des Kochs.
Blut. Es war plötzlich überall.
Joseph blinzelte, um wieder sehen zu können.
Er sah nur schwärzestes Rot.
Joseph ließ sich der Länge nach fallen, nach hinten.
Auf den durchweichten Boden.
Kälte.
Der Matsch umschloss seine nackten Unterarme und den Hinterkopf.
Geschosse durchschnitten die Luft.
Woher kamen sie?
Aus der Nähe.
Joseph Finnigans Maschinengewehr hatte keine Probleme mit dem Regen, es war gut eingefettet.
Es fühlte sich verdammt schwer an, in seinen Händen und es war genauso nass wie Finnigan.
Er lud durch und drehte sich auf den Bauch.
Er robbte ins hohe Gras, weg von der Lichtung.
Schreie auf Englisch.
Schüsse von MGs. Von amerikanischen, der Klang war ihm inzwischen sehr vertraut.
Was war hier los?
Waren es Deserteure?
Jetzt noch?
Joseph hatte nichts gegen desertierende, meuternde Soldaten. Sollten sie doch abhauen. Der Krieg war vorbei!
Ein Helikopter donnerte über ihn.
Ein zweiter Helikopter kreuzte die Lichtung von der anderen Seite.
Die Grashalme wurden zu Boden gedrückt. Die scharfen Halme verbargen Joseph, doch sie schnitten ihn auch. Die Welt war ein Inferno aus Schreien, Motorgeräuschen, Regen und vielen feuchten Gräsern, lange dünne Finger, die ihn schlugen.
Kugeln durchsiebten den Boden um ihn herum.
Er hatte Glück, er wurde nicht getroffen.
Doch was war hier nur los?
Er konnte sich keinen Reim darauf machen.
Das Dröhnen war ohrenbetäubend, als der Helikopter sich von ihm wendete, setzte er sich auf.
Amerikaner schossen auf Amerikaner.
Auf ihn.

Sie konnten ihn nicht sehen, das hohe Gras war sein Versteck, doch sie trafen ihn. Eine Kugel schlug durch seinen Oberschenkel, er wusste nicht in welchen. Ein glatter Durchschuss, der den Knochen brach. Joseph stöhnte. Er legte sich auf den Rücken. Friendly Fire. „Sucker!“, schrie Joseph. Feuerte auf den Helikopter, der in wenigen Metern über ihm flog. Die Kugeln schlugen in das Metall mit dumpfem Ton ein. Der Pilot fiel aus dem Helikopter. Er landete direkt neben Finnigan. Es war ein Amerikaner, blond und über einsachtzig. Er war tot. Von Finnigans Kugeln durchsiebt. „Mistschwein.“ Finnigan schlug auf die Brust des Toten. Er trug keine Erkennungsmarke. Keine Marke!

„Gottverdammte! Was ist hier los?“

Das Gesicht kam ihm nicht bekannt vor.

Er kannte viele Soldaten. Doch der hier war ihm noch nie unter die Augen gekommen. Der Helikopter flog noch immer über ihm.

Der Schütze hatte die Lenkung übernommen.

Joseph schoss auf den Tank.

Ein Feuerball ging über ihm auf.

Der Helikopter fiel wie ein Stein.

„Shit.“, schrie Joseph und rollte sich den Stück Hang in den kleinen Bach hinab. Gerade noch rechtzeitig, um nicht zerquetscht zu werden. Die Sonne stand jetzt hoch am Himmel, verdeckt von Wolken. Aber es war sehr hell. Schwül warm. Das Wasser war kühl. Es ließ ihn erst richtig wach werden. Das Magazin war leer. Finnigan lag in dem knietiefen Flässchen, sein Blick durchforstete die Umgebung. Er hörte Schreie. Salven von Gewehren, die töteten. Vor ihm rannte einer seiner Männer durch den Fluss. Am anderen Ufer angekommen, brach er zusammen. Von Kugeln durchsiebt. Das Blut trieb Joseph entgegen. Der Schütze trat hinter einem Baum hervor. Ein Amerikaner. Wieso? Wieso? War es ein Befehl?! Von der eigenen Regierung? Der Schütze hatte Finnigan gesehen. Er kam auf ihn zu. Sein Gesicht war ausdruckslos. Er hob die Waffe. Er zielte. „Mann, was soll das?“, fragte Joseph. Keine Antwort. Nur ein starrer Blick. Keine Antwort. Der Soldat stand nun über ihm. Joseph bekam keinen Ton mehr heraus. Er sah den Finger am Abzug. Der Finger, der den Abzug betätigte. Das Magazin klickte.

Es klickte nur.

Kein Schuss.

Leer.

Finnigan zog seinen Colt, eine Art Glücksbringer für ihn. Immer geladen. Allzeit bereit.

„Junge, hilf mir hoch.“ Der Soldat half ihm nicht auf, damit hatte er auch nicht mehr gerechnet. Finnigan schaffte es alleine. Sein Colt an der Schläfe des Soldaten. Der starre Blick auf den Boden. Oh Gott, dieser Typ war total weg. Was rauchte dieser Mann nur?

Er trug keine Erkennungsmarke.
„Willst du sterben?“, fragte Joseph.
Der Soldat tat nichts, außer weiter auf den Boden zu schauen.
Er hätte den Soldaten in dem Moment alles fragen können.
Finnigan drückte ab.
Blutfontäne. Fetzen von Hirn.
Ausdruckslos fiel die Leiche um.
In das warme, grüne Gras.
Oh, Gott.
Killer, das waren keine Menschen mehr.
Er wischte das Blut von seinem Colt und steckte ihn wieder gut
weg. Wo war er hier nur gelandet?
Finnigan hatte Angst. Diese Killer liefen noch immer herum.
Schüsse, Schreie.
Schmerzen die sich in seinem Kopf bündelten.
Alles nach der Reihe, er duckte sich hinter einen Baum. Erst
einmal musste er sein Maschinengewehr nachladen.
Er konnte laufen.
Er würde sie alle töten.

PROLOG

Pescador

Samstag / 21. August 2004 / 6:12 Uhr

Nebelverhangen, war das stark bewaldete, und gigantisch gegen den Himmel aufragende Bergmassiv, das sich aus dem Meer erhob. Sie wussten, dass sie zu nah an den Felsen waren, es war wie bei einem Eisberg, der größte, gefährlichste und tückischste Teil befand sich unter der schäumenden Wasseroberfläche.

Ein alter, grauer Mann zog seine Taschenuhr hervor. Sein Großvater hatte sie erstanden, als sein kleines Fischereigeschäft noch florierete. Er hatte mit einem viel kleineren Schiff, eine viel größere Ausbeute gehabt.

„In den letzten 10 Jahren ging der Fischbestand stark zurück.“, erklärte er seinem Enkel, den interessierte es wohl nicht besonders, was sein Opa zu ihm sagte. Er spielte auf den Planken mit irgendwelchen bunten Figuren. Der Kleine erhob sich und schaute zu seinem Großvater hoch, schaute über ihn hinweg und starrte wie gebannt die hohen Wellen an, die an die steinige Küste der Insel prallten.

Das Schiff wogte und schaukelte im Wellengang, die Spielfiguren fielen um, doch der Junge stellte sie wieder hin, nur um sie wieder umfallen zu sehen.

„Vater, ich hole jetzt die Netze ein.“, rief ein junger Kerl am Heck. „Alles klar mein Sohn!“, rief der Alte zurück,

hob den Jungen vom Holzboden auf und flüsterte ihm ins Ohr:

„Lass uns mal sehen was dein Papa macht, ja.“

Der Junge nickte fröhlich und schaute empor zu den Wolken.

Schön, wie sie da so hinzogen. Abgelenkt vom schönen Ausblick, fiel dem Knaben nicht auf, wie eine seiner grün-gelben Actionfiguren über Bord ging und augenblicklich von den Wellen verschluckt wurde. Ein paar kleinere Fische, zwei mittelmäßige Hechte, das war schon alles. Heutzutage musste man risikobereit sein um in diesem Geschäft zu überleben. Und es war ein ziemliches Risiko hier herauszufahren. Manche erzählten, sie hätten am Ufer Dinosaurier gesehen. Andere wiederum berichteten von seltsamen Geräuschen, Grölen und Schreien die von der Insel herüberwehten. Zwei andere kamen nie mehr zurück. Offiziell waren es nur zwei, die Dunkelziffern der Verschollenen lagen deutlich höher. Zwölf private Boote und Schiffe waren allein im letzten Jahr spurlos verschwunden. Nur gelegentlich fand man ein Bootswrack. Es war eine gefährliche Gegend, so nah an den Inseln, doch hier waren die Fischgründe am Ertragreichsten. Als das Geschäft des Alten noch besser lief, hatten sie ei-

nige junge Männer des Ortes als Hilfsarbeiter. Doch nun stand der Sohn des alten Manns allein am Heck des dunklen Kahns und zog mit maschineller Hilfe die Fangnetze ein.

Die Netze fielen auf die salzwassergetränkten Planken und wogten hin und her, im Gleichklang mit den Wellen.

Das Salzwasser lief schnell ab und der kleine Junge trat nach den zappelnden Fischen. Der Alte nahm ihn wieder auf den Arm, er war zufrieden mit dem Fang. Sein Gesicht war wie Leder und er grinste und sein Sohn machte sich daran die erstickenden Fische aus dem Netz in Container zu werfen. Der alte José setzte den Jungen ächzend wieder ab und beide machten sich an die Arbeit die Fische einzupacken. Der Kleine kreischte entzückt als er einen der größeren Fische in Händen hielt und von dem wilden Zappeln beinahe umgeworfen wurde. Die beiden Costaricaner beeilten sich die Fische einzuladen, sie wollten hier schnell weg. Für heute würde ihr Fang ausreichen.

Sie waren ohnehin etwas zu spät dran, doch ihre Stammkunden würden warten. Einige der Fische zappelten noch, darunter war ein Großer, er sah ein wenig aus wie ein Delfin. An sich wäre ein Delfin schon sonderbar genug, bisher hatten sie noch keinen gefangen, und falls man einen fing, warf man ihn sofort wieder über Bord. Dieser Delfin hier hatte keine Angst, er zappelte nicht und gab keine Geräusche von sich. Der Delfin hatte große, starrende Augen, die schuppige Haut glänzte in mehreren Violetttönen, die Schnauze war lang, spitz und sehr schmal. Trotz ihrer kaum schwächer werdenden Schläge, konnte man gut erkennen das die Schwanzflosse nicht waagrecht stand wie bei einem Delphin, sondern senkrecht wie bei einem normalen Fisch oder Hai.

Das konnte kein Delfin sein.

„Verdammt was ist das für ein Vieh!“, schrie José entsetzt und zog den kleinen Jungen von dem Tier weg. Josés ohnehin faltiges Gesicht knitterte noch mehr.

Der Junge trat angewidert noch weiter zurück, als das Ding sein Maul aufriss und eine Reihe winziger, spitzer Zähnen entblöbte. Es kreischte. Es konnte auch kein Fisch sein, Fische kreischten nicht, sie starben lautlos. Es konnte kein Fisch sein. Beim Nähergehen fiel dem Alten auf, dass das Tier keine Kiemen hatte und auch nicht schwächer atmete. Es hatte Lungen, es war kein Fisch! Doch es war auch kein Delfin, nur delfinähnlich war es. Der Kleine und sein Vater setzten einige Schritte zurück und bekreuzigten sich. Doch der Alte ging näher heran, er war ein erfahrener Seemann und kannte keine Angst vor den Tieren, die er Zeit seines Lebens jagte. Er konnte den kalten Atem spüren, als er sich hinabbeugte. Das war unheimlich. Das Tier fühlte sich kalt an, als der alte Mann das knapp einsfüßige lange Tier über Bord werfen wollte.

„Verdammte Atomtests!“, dachte der Fischer als ihm auffiel, dass das flache Auge sich in der Höhle drehte und ihn nun direkt anstarrte mit einem kalten Fischauge. „Jetzt mutieren sogar schon die Meerestiere durch die hohe Strahlung.“, dachte er. Gerade als er das Ding hochgehoben hatte und es über Bord werfen wollte, schnappte es nach ihm. Es verfehlte sein Gesicht nur knapp und bohrte seine rasiermesserscharfen Zähnchen in Joses Schulter, sofort strömten in kurzen Intervallen kleine Mengen Blut aus den vielen, kleinen, flachen Wunden. Es schnappte zu, mehrmals und ohne irgendwelche Vorwarnung vergrub das knapp ein Meter zwanzig lange Tier Dutzende kleine Zähne in José Pescadors Arme. Die Bisswunden waren nicht allzu schlimm, doch das kalte Tier war in einen regelrechten Blutaustausch verfallen und ruckte auf Joses Armen hin und her. Die Zähnchen rissen mit jedem Mal tiefere, aber schmale Wunden in den Oberkörper des älteren Herrn. Er ließ das Tier in dem Augenblick fallen, in dem sein Sohn ein Messer in den Rücken des Tiers stach. Um die blanke Klinge herum strömte etwas Schmieriges aus der Wunde, es sah zunächst grau aus. Am Boden schnappte das Tier nach den Füßen der beiden Menschen weiter. Die Dutzenden Risswunden brannten unnatürlich stark. Jose fiel fast in Ohnmacht, er ging in die Knie und bekam nicht mehr richtig mit, was nun geschah.

Sein Sohn stürzte sich auf das zappelnde Monster und rammte das Messer in den Kopfteil des Tieres. Orangerotes Blut spritzte auf, verschwamm mit dem an Deck gespülten Salzwasser. Das Tier gab nur noch gurgelnde Laute von sich.

Jose blutete stark, sein Blut vermischte sich auf den Holzdielen mit dem des „Fisches“, dann verstummte der „Delphin“. Er war tot.

Piscis?

Sonntag / 22. August 2004 / 6:12 Uhr

Die Spritze zog sich voll mit einer orangeroten Flüssigkeit. Zwei behandschuhte Hände strichen fest über die schuppige Haut, vorsichtig drang das Messer an der Bauchseite tiefer in das Fleisch ein. Es roch extrem nach Fisch und durch den voranschreitenden Fäulungsprozess mischte sich eine feine süßliche Note hinzu, doch die Pathologin bemerkte davon nichts, denn der Kadaver war hinter einer Glaswand. Das Skalpell trennte den Kadaver vom Halsansatz bis

zur Schwanzspitze auf. Das ablaufende Blut wurde aufgefangen in einer Vertiefung des Edelstahlbeckens. „Cartman? Wie weit sind sie mit der DNA-Analyse?“

Ein bärtiger Mittvierziger betrat den Raum. Er hatte kurze, dunkle Haare und eine gesunde Bräune, er wirkte wie einer der Einheimischen, die am Strand ihre Souvenirs verkauften und dabei glücklich lächelten. Er trug eine ausgefranste, halblange Jeans und ein T-Shirt mit einem verwaschenen Aufdruck eines ortsansässigen Fußballclubs. Die junge Frau sah nicht zu ihm auf, doch merkte sie, dass das nicht ihr Kollege Dr. Seymour Cartman war.

„Dr. Cartman war gerade bei dem alte Herrn, der gebissen wurde, er hat viel Blut verloren, doch er wird durchkommen.“, sagte Marty Guitierrez mit einer tiefen, samtigen Stimme.

„Wer? Cartman?“, die blonde Pathologin versucht einen Scherz. „Ich bin Marty Guitierrez. Und das was sie da zerschneiden ist ein Mixosaurus.“ Er lächelte.

„Ich bin eine der drei Pathologen dieser Einrichtung, Jessy Morgan. Ich habe gleich Pause, wollen sie auch einen Kaffee?“

„Oh, gern. Ich will mir nur noch dieses Ding ansehen.“

„OK.“, sie schwang mit ihrem Drehstuhl zur Seite und gewährte einen Anblick auf ein Tier, das seit langem ausgestorben sein sollte. „Mmh, lecker!“, gab Marty von sich, er saß nun an der Seite der Pathologin und hatte seine Arme in die Gummischläuche gesteckt, sich Handschuhe übergestreift und hob den Schwanz des flächenfüllenden Tieres an, blutige Gedärme quollen hervor.

„Ich komme vom Center. Unser Kaffee ist einfach schrecklich, hoffentlich schmeckt euer Kaffee besser als unserer.“ Er lächelte sie charmant an und sie lächelte höflich zurück, sie hatte ihn schon gesehen und von ihm gelesen. Guitierrez war berüchtigt. Jessy Morgan sagte: „Ich bin die Listen schon durchgegangen. Wir warten nur noch auf den DNS-Abgleich. Dieses Tier war nicht verzeichnet.“

Marty nickte, er hatte die Listen aufgestellt: „Diese Spezies ist nicht dokumentiert.“

In der Pathologie des Tropeninstituts hatten sich nicht viel zu tun, zumindest nicht mit Dinosauriern. So gut wie nie musste eine neue Gattung untersucht werden. Sie hatte bisher ein einziges Mal einen angeschwemmten Kadaver mit Hilfe einer DNA-Analyse identifizieren müssen. Einige Organe wurden zu Anschauungszwecken präpariert, der Rest verbrannt. Man hatte große Angst vor einer ansteckenden Krankheit. Costa Rica war abhängig von seinen Touristen. Sie machten den Großteil des Bruttoinlandprodukts aus. Hier konnte man so etwas wie eine Epidemie durch tote Dinosaurier an den Badestränden nicht gebrauchen. Jessy Morgan schaute auf ihre Uhr, nickte erleichtert, sie stand auf und verließ den sterilen Raum.

Marty schüttelte energisch den Kopf, warum hatte man dieses Vieh verheimlicht, es war nicht überragend groß. Es sah auch nicht sehr gefährlich aus, aber es war hässlich. Er rümpfte die Nase, riss sich die Handschuhe förmlich von den Fingern und folgte Jessy Morgan zum Kaffee.

Marty schob ihr den Stuhl zur Seite, damit sie sich mit dem Tablett einfach hinsetzen konnte. Sie bedankte sich, Marty nickte und setzte sich ihr gegenüber.

Jessy: „Sie, Marty ...“

Marty: „Mmh?“

Jessy: „Ich hatte vor einiger Zeit einen Brief an sie gerichtet, hatte allerdings keine Antwort erhalten.“

Marty: „Oh.“

Marty dachte nach, er konnte sich nicht erinnern.

Marty: „Das tut mir leid, ich war jetzt ein paar Monate in Nicaragua und habe dort Verhandlungen geführt, es lief gut. Um was ging es denn?“

Jessy winkte ab: „Hat sich schon erledigt.“

Er zuckte mit den Schultern und lächelte wieder aufmunternd.

Marty: „In unserem Haus wird geschludert. Die Kommunikation ist miserabel.“

Jessy: „Mmh? Wie meinen sie das?“

Marty lachte: „Ich bekomme auch nicht immer die Informationen die ich gerne hätte. Man sagt mir auch so gut wie nichts, es gibt zwar genug Boten und in jedem Raum steht ein Rechner, der am Netzwerk hängt, doch wenn ich Informationen benötige muss ich sie selbst einholen, persönlich, da ich anders nicht an sie herankommen könnte.“

Jessy: „Zum Beispiel?“

Marty: „Zum Beispiel dieser Mixosaurus, dort auf ihrem Tisch. Hätte ich ihren Kollegen Cartman nicht besucht, weil ich ihm zum Geburtstag gratulieren wollte, hätte ich nie etwas von dem Dinosaurier erfahren. Ich hatte zwar Papiere über einen Angriff auf einen alten Fischer bekommen, aber das war nur zum Abzeichnen. Ein OK-Schreiben, dass ich davon Kenntnis genommen hatte.“

Jessy: „Sie haben aber nicht genau gewusst, was geschehen war?“

Marty: „Nein, ich hatte keine Ahnung.“

Jessy schlürfte ihren Kaffee.

Marty: „Erst bei Cartman sah ich Fotos von dem verletzten Fischer und als ich ihn dann im Krankenhaus besuchte, sagten mir die Ärzte, sie hätten etwas seltsames gefunden.“

Jessy: „Etwas seltsames?“

Marty: „In seinem Blut. Ein wirklich seltsames Bakterium.“

Jessy: „Was macht es?“

Marty: „Es wird erst im Hirn tätig, befällt alle Zellen mit denen es in Berührung kommt. Es braucht Eiweiß, es wandert bis ins Gehirn und dort zerfrisst es die Synapsen. Man nimmt an, dass dadurch jede Verbindung langsam zum Erliegen kommt. Epilepsie, Erblindung, bis hin zum Exitus.“

Jessy lehnte sich vor: „Was?“

Marty: „Es löst einen Zerstörungsprozess aus.“

Sie konnte den Kaffee nicht mehr hinunterschlucken.

Marty: „Er wird mit allen Antibiotika behandelt, er wurde noch nie mit Antibiotika behandelt und deshalb gibt es noch Hoffnung, wenn die Bakterien noch nicht resistent sind.“

Sie stellte die Tasse wieder ab und würgte den bitteren Kaffee hinunter.

Marty: „Später werde ich ihn noch mal besuchen. Er war sehr gefasst. Ich würde nicht so cool bleiben.“

Jessy nickte mit verkniffenem Mund.

Marty trank den Kaffee auf einen großen Zug leer. Er strich sich altväterlich über seinen Vollbart, der sein schmales Gesicht unverwechselbar machte und irgendwie entstellte, weil er das Gesicht noch weiter in die Länge zog. Er war 47 Jahre alt und wirkte viel älter.

Jessy: „Wissen sie was. Ich schlage ihnen jetzt etwas vor.“

Marty: „Ich bin gespannt. Ich höre.“

Jessy: „Wie wäre es, wenn wir uns immer gegenseitig mit Informationen versorgen, die wir gebrauchen könnten.“

Marty nickte. Das war gut. Er öffnete seinen Mund und lächelte ehrlich erfreut. Er reichte ihr die Hand und sie schlug ein. Ihr Händedruck war fest.

Marty: „Darauf schlagen wir ein.“

Jessy: „So machen wir es. Ich geh zurück zu dem Mixosaurier und fange gleich an.“

Marty: „Wir müssen soviel wie möglich über ihn erfahren, wo er die Bakterien herhat, ob er sie selbst kultiviert. Wir dürfen keine Zeit verlieren.“

Jessy: „Ja.“

Der Ernst der Lage war ihr bewusst. Vielleicht der befürchtete Seuchenfall!

Sie stand auf und verließ mit schnellen Schritten den Raum. Marty nahm ihren Kaffee und trank ihn aus.

So einen guten Kaffee durfte man nicht verkommen lassen.

Kein Vergleich zu der Brühe, die man ihm im Center vorsetzte.

Las Cinco Muertes

Sonntag / 21. August 2004 / 6:17 Uhr

Er stellte sich hinter sie und sah zu, wie sie den Kopf untersuchte. Sie schaute hoch, auf eine durchleuchtete Röntgenaufnahme des Sauriers.

Marty hatte alle Termine für den heutigen Abend streichen lassen, er würde warten und jede ihrer Fragen beantworten.

Jessy: „Ich will ehrlich sein, ich bin bei Dinosauriern nicht besonders bewandelt. Ich weiß was ein Tyrannosaurus ist, ich kenne den Archaeopteryx und schau mir auch die Dino-News an. Was ist das für ein Tier?“

Marty lächelte, er freute sich, die Sendung „Dino-News“ hatte er mitentwickelt: „Es handelt sich hierbei um einen Mixosaurus. Ein Fischsaurier, zu dieser Art gehörten auch die größeren Ichthyosaurier mit etwa zwei Metern, die Ophthalmosaurier mit drei Metern und den Shonisauriern, die bis zu 15 Meter lang wurden. Man fand sie in Asien und Europa, ich weiß von einem Schieferbruch in Deutschland.“

Sie machte Fotos mit einer großen Digitalkamera und Notizen auf einem Block. Dann griff sie wieder in die Öffnungen der Glascheibe und glitt in die dicken Handschuhe.

Jessy: „Das Tier ist 76 cm lang und anhand der Knochen schließe ich, dass es noch nicht vollständig ausgewachsen ist.“

Marty: „Ja, ausgewachsen waren sie einen Meter lang. Aber eigentlich wuchsen sie nicht richtig aus. Sie wuchsen bis an ihr Lebensende. Wir rechnen damit, dass sie etwa zehn oder fünfzehn Jahre alt werden.“

Jessy: „Dann dürfte dieser Mixosaurier etwa 5 bis 7 Jahre alt gewesen sein, dafür spricht auch seine Vernarbung an den Flanken. Ganz jung war er nicht mehr.“

Marty nickte.

Jetzt trennte sie den Kopf vom Rumpf. Das orangerote Blut lief in das Edelstahlbecken und klebte an ihren behandschuhten Fingern. Die Konsistenz war ölig.

Jessy: „Erzählen sie mal ein bisschen von den Inseln. Den Las Cinco Muertes.“

Marty: „Klar, kein Problem.“

Gutierrez saß entspannt auf dem Bürostuhl. „Also, um 1900 brachte ein wirtschaftlicher Umschwung viele Leute nach Costa Rica. Sie begannen das Land auszubeuten, die Einheimischen auszunutzen. So wie es überall war. Die Waldrodung war überall schon weit

fortgeschritten, als noch kurz vor dem ersten Weltkrieg deutsche Bergbaubetriebe hierher kamen. Die „Fünf Tode“ sind eine vulkanische Inselkette, die Deutschen wollten die Inseln von der Regierung pachten und auf den rohstoffreichen Eilanden Bergbau betreiben. Als sie die Inseln dann bald darauf ausgebeutet hatten, verloren die Deutschen das Interesse an Costa Rica und zogen fast spurlos südwärts. In Panama ging dann wieder alles von vorne los.“

Jessy: „Wie spurlos? Die müssen doch alles kleingehackt und durchbohrt haben.“

Marty: „Ja, aber die Natur holt sich verlorene Stellungen schnell wieder zurück. Egal wie schnell wir Menschen alles vernichten, im ewigen Krieg gegen die Natur werden wir verlieren. Nur einige Stollen wurden auf den verwilderten Inseln wiederentdeckt. Die meisten waren schon verschüttet.“

Jessy: „Wie kommen sie auf solche Sachen?“

Marty: „Ich habe es schon selbst gesehen, Ruinen im Dschungel. Die Häuser waren keine zwanzig Jahre alt, die Natur holt sich alles wieder zurück.“

Jessy: „Gut, aber wie sah es mit den Menschen aus. Damals.“

Marty: „Einige der Arbeiterfamilien blieben hier.“

Jessy: „Richtig so.“

Marty: „Ja, nirgends auf der Welt gibt es solche vorteilhaften klimatischen Bedingungen, vereint mit einer solch wunderbaren Landschaft und Kultur. Costa Rica ist ein ideales Land für die Rente.“

Jessy: „Was war dann, nachdem die Deutschen weg waren?“

Marty: „Da war nichts. 70 Jahre lang war nichts, da die Inseln so weit entfernt vom Festland liegen, wurde auch der Wald nicht mehr gerodet und der Sekundärwald konnte sich wieder ausbreiten.“

Marty rollte einen Drehstuhl zu sich und lehnte sich auf dessen Lehne, ganz locker. Er erzählte weiter: „Doch dann kam ein älterer Herr, er war schon für seine sensationellen Zooattraktionen und Tierreservate bei einigen Fachmännern bekannt, er schaffte es irgendwie, die Inselkette wieder aufzukaufen und er erschuf auf der Isla Nublar, mit vielen Einheimischen die unter Schweigepflicht, standen einen...“

Sie unterbrach ihn: „Der Jurassic Park.“

Er rollte näher an sie heran und schaute sich das kleine Gehirn des Dinosauriers an, dass sie aus dem Knorpel geschnitten hatte. Sie nahm gerade Proben.

„Ja, genau. Er hatte innerhalb kurzer Zeit das damals fortschrittlichste, private Genetiklabor errichtet. Zu dieser Zeit schossen kleine Genetikfirmen wie Pilze aus dem Boden. Doch die InGen Corporation stellte alles in den Schatten, sie klonen in geheimen Labors mehrere 100.000 Dinosaurier, wenn nicht noch mehr, vielleicht noch viel mehr. Sie mussten mehrere hundert Dinos produzieren um ein

lebendes Tier zu erhalten, die Produktionskosten gingen für jeden Dinosaurier in die Millionenhöhe.“

Jessy vertiefte sich wieder in ihrer Arbeit, fragte aber: „Woher hatten die denn soviel Geld, es gab doch damals schon Hunderte von ihnen.“

Marty: „Das ganze Geld stammte aus dem Privatvermögen Hammonds und er hatte sich japanische Investoren an Land gezogen, es gibt auch Hinweise, dass eine Zusammenarbeit mit der amerikanischen Regierung bestand.“

Jessy: „Aha.“

Marty: „Ja, 1993, ein Jahr vor der geplanten Eröffnung, hatten sie von mehr als einem Dutzend Arten mehrere Hundert Tiere gezüchtet. Ich habe die Anlagen noch nie gesehen, aber gerade gibt es wieder einen Interessenten an der verlassenen Isla Nublar.“

Jessy: „Wer will denn diese Insel haben?“

Marty: „Ein Erdölunternehmen. Die versuchen schon seit Monaten die Rechte zu bekommen. Sie wollen das vulkanische Methan abbauen, eine gute Quelle, wenn man mich fragt.“

Jessy: „Und, fragt man sie?“

Marty: „Nein, man fragt mich nicht.“

Er grinste. Er wurde gefragt, aber man wollte dann doch nie hören, was er sagte. Das war ihm etwas unangenehm, das merkte man. Er änderte schnell das Thema: „Und dieser Mixosaurus ist das beste Beispiel dafür, dass Hammond noch mehr Dinosaurierarten aus unbekanntem Quellen erschaffen hat. Offiziell hieß es, dass die Tiere aus von Baumharz konservierten Mücken erzeugt wurden, die vor vielen Millionen Jahren einen Dinosaurier gestochen hatten und sich mit seinem Blut vollgesogen hatten. Doch ich glaube nicht, dass man so viele verschiedene Arten mit nur einer Extraktionsmethode produzieren kann.“

Jessy: „Was gab es denn noch für Extraktionsmethoden?“

Marty: „Zum komplettieren der DNS soll eine Methode genutzt worden sein, bei der die fossilisierten Knochen pulverisiert wurden. Es gab bestimmt noch andere Möglichkeiten, an die wir noch gar nicht gedacht haben. Dieser Mixosaurus, den sie gerade sezieren, ist noch einer von den sehr kleinen, wir können nur hoffen dass Hammond nicht irgendwelche unbekannte, monströse Tiere heranzüchtete ...“

Jessy setzte wieder Ihr Skalpell an, sie schnitt jetzt die Unterseite weiter auf und konnte so das Gewebe nach oben klappen. Weitere Innereien quollen hervor. Jetzt war der Fisch ausgenommen, sie nahm von jedem Organ Proben, auch von dem bläulichen Gedärm

Marty: „Da haben wir die Lunge. Der Mixosaurus ist ein Lungentatmer. Wie ein Delfin.“

Jessy: „Ja, er hat aber kein Atemloch.“

Sie strich den Schuppenrücken entlang.

Marty griff in den isolierten Glaskasten, die Innereien fühlten sich kalt an.

Jessy: „Das hier müsste das Herz sein.“

Es war blau und grün und von der Größe und Form einer kleinen Mandarine, nicht besonders groß, es war bestimmt eingefallen.

Marty: „Der Magen ist sehr groß.“

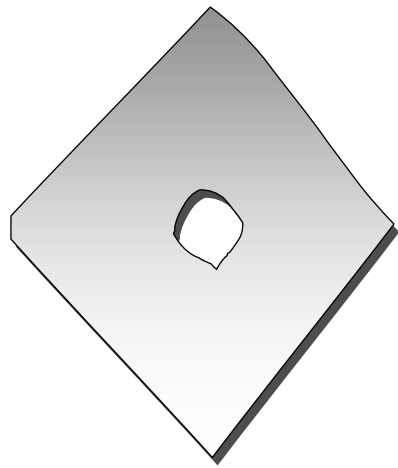
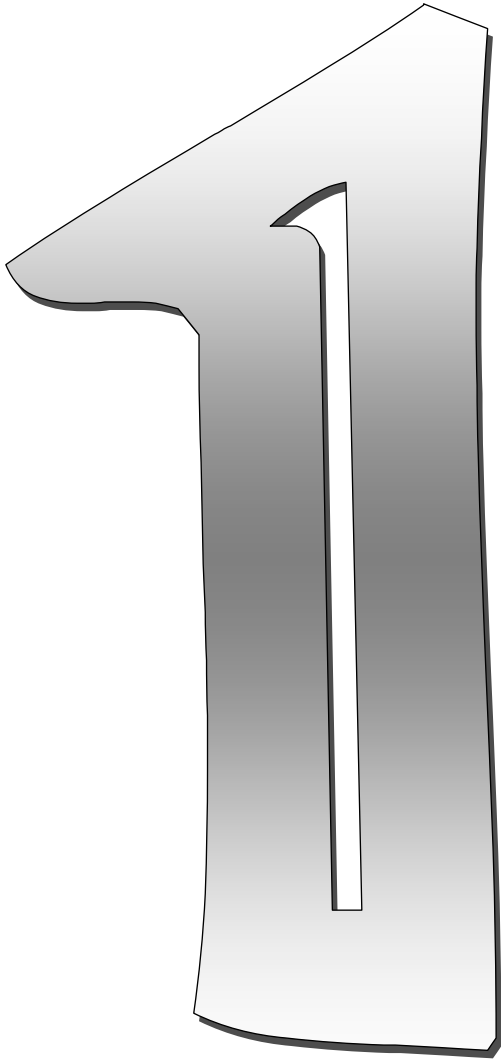
Er nahm den Magen in die Hand und wog ihn.

Jessy: „Wir sollten uns den Inhalt ansehen.“

Dazu legten sie den Kadaver auf eine neue Edelstahlschale und der bläuliche Mixosaurus wackelte ein wenig, als sie ihre Hand in der Bauchhöhle vergrub und den Magen aufschnitt. Die Magensäfte liefen in das Becken. Der Fischsaurier fraß wohl am liebsten Fische, war zu erwarten gewesen. Marty rümpfte die Nase.

„Widerlich.“, sagte er.

Sie stutzte und zog aus dem Magen der Fischechse eine kleine grünelbe Actionfigur hervor.



Gase

Dienstag / 24. August / 15:59 Uhr

Marty Guitierrez saß in seinem kleinen Büro, es war mit Landschaftsaufnahmen und Memo-Zetteln tapeziert, der Schreibtisch war schlicht und große Fenster waren in die Wände eingelassen, man hatte von hier oben einen Panorama-Ausblick auf das blühende und bunte Umland. Er lehnte sich zurück und seine Hände strichen über das schwarze Leder seines Bürostuhls. Er betrachtete nachdenklich einen mehrfarbigen Ausdruck, der auf seinem Tisch lag. Er stammte von einem Satellitenbild. Der Ausdruck zeigte den Umriss eines Objektes, dieses Objekt hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Wassertropfen, mit einer Träne. Es war ein Satellitenfoto einer Insel. Der Isla Nublar.

Guitierrez murmelte etwas zu sich, ganz leise. Das Foto sah seltsam aus, er kannte sich mit diesen Aufnahmen aus. Er wusste wie sie aussehen mussten. Diese Aufnahme war entweder nicht korrekt interpretiert oder eine Fälschung, aber er tat unwissend und ließ den anderen erst mal erzählen. Der Mann auf der anderen Seite des Tisches saß ebenfalls zurückgelehnt auf dem ledernen Bürostuhl. Er war Amerikaner, schwarz, Glatze und Backenbart der unterhalb der Bügel seiner getönten Lesebrille ansetzte. Eine seltsame Erscheinung, Marty schätzte ihn um die 55 ein, was genau traf, vielleicht war Sky B. White ein wenig exzentrisch. Er sprach normal und verhielt sich nicht wie ein arschloch. Eigentlich ganz nett. Er war der Vizepräsident einer texanischen Erdölgesellschaft, die sich jedoch auf andere Erdschätze verschrieben hatte, nämlich brennbaren Gase. Und das war auch der Grund warum White nach San José kam, er wollte die Erlaubnis in Costa Rica solche Gase abzubauen, insbesondere Methan. Es hätte auch keine Probleme für ihn gegeben, wenn er nicht ausgerechnet ein Auge auf die Nublar geworfen hätte, denn dazu musste er weitere Rechtsinstitute abklappern und an der Tür um Gehör betteln. Eigentlich war schon alles geklärt worden, doch Caucho, der Leiter dieser Einrichtung hatte ihn gebeten, eine Art „versöhnliches Gespräch“ mit Marty Guitierrez zu führen.

Sky dachte gerade, dass er sich gerne eine Zigarre anstecken würde. Er ließ es dabei bewenden.

White musterte Guitierrez, er sah nicht aus wie eine Respektperson, wie jemand, der etwas zu sagen hatte, er trug T-Shirt und Jeans. Guitierrez war das letzte halbe Jahr auf Reisen gewesen. Er war kein Stadtmensch, mochte keinen Kleiderzwang und liebte die Natur.

Guitierrez war gegen alles, was die Ausbeutung der Natur anbelangte, das war sein Standpunkt und das akzeptierte Sky. White verstand ihn ja auch, er hatte zwar nie viel für die Natur übrig gehabt, als armer Ghettojunge hatte er andere Probleme gehabt als den Regenwald. Er hatte sich nach oben geboxt, im wahrsten Sinne des Wortes. Er hatte alles selbst aufbauen müssen. Niemand hatte ihn dabei unterstützt. Er war die Verkörperung dieses Klischees.

Marty klopfte die Dokumente gerade, akribisch.

Er war ein wenig Perfektionist.

„Haben sie diese Aufnahme Caucho gezeigt?“, fragte Marty und tippte mit dem Zeigefinger auf das Bild, er schob es Sky zu.

„Ja.“, sagte dieser.

Marty sagte seine Meinung geradeheraus: „Es ist eine Fälschung.“ Sky war etwas überrumpelt. Wie konnte das sein. Aber er blieb ruhig, er war ein Geschäftsmann: „Wie kommen sie darauf, dass das eine Fälschung ist.“

Marty lehnte sich wieder zurück.

„Ganz einfach. Sehen sie sich mal meine Wände an. Ich habe hier bestimmt Zweidutzend Falschfarbenaufnahmen der Inseln. Aber keine zeigt ein solch überdurchschnittlich hohes Methanvorkommen.“

„Sie wollen mir jetzt unterstellen, diese Dokumente gefälscht zu haben?“, fragte Sky, das konnte er einfach nicht glauben.

„Nein, sie waren das sicherlich nicht. Sie vertreten hier nur ihre Interessen, genauso wie ich. Wir haben Leute, die uns helfen unsere Interessen glaubwürdig darzustellen.“

Sky nickte. Es war möglich das jemand gefuscht hatte.

So etwas soll immer mal wieder vorkommen.

Aber es war nicht auf seinem Mist gewachsen.

Sky: „Und jetzt?“

Marty: „Ich werde alles unternehmen, um ihnen die Angelegenheit so schwer wie möglich zu machen.“

Sky: „Sie wollen mich sabotieren?“

Irgendwie belustigte ihn das.

Sky: „Sie wollen mich sabotieren.“

Er lächelte Marty an, und blieb ruhig. Guitierrez wollte ihn aus der Reserve locken, darauf ging er nicht ein.

Sky: „Wie wollen sie das denn machen?“

Marty: „Gute Frage, aber ich habe diverse Mittel. Ich könnte ihnen die Fluggenehmigung entziehen lassen, ich könnte Eduardo diese Fälschung zeigen. Das Methanvorkommen ist nicht so hoch wie sie angeben, warum? Warum wollen sie unbedingt auf diese Insel?“

Sky: „Einzig und allein wegen dem Gas. Welche Interessen könnte ich sonst an der Insel haben?“

Marty: „Ich weiß es nicht.“

Er schüttelte den Kopf.

Sky: „Die Expeditionsvorbereitungen werden heute Nacht abgeschlossen sein. Ich fahre nach dieser Unterhaltung zu meinen Mitarbeitern, in einer Lagerhalle am Flughafen werden die Fahrzeuge gerade umgerüstet.“

Marty: „Ich kann und werde das nicht zulassen. Die Inseln sind noch nicht bereit für sie.“

Kaum hatte er das gesagt, war er schon aus dem Büro heraus und auf den Gang gestürzt. Er warf dabei einen Müllkorb um, den eine Sekretärin gerade auf den Gang geschoben hatte um einen Stapel Dokumente zu entsorgen. White schüttelte den Kopf. Er sah sich nicht genötigt zu rennen. Hinter sich schloss er die Tür des Büros und ging den Gang entlang. Er blieb stehen um den Mülleimer aufzuheben.

Marty Guitierrez stand vor einer schwarzen und unscheinbaren Tür die auch zu einer Besenkammer hätte führen können, doch sie gehörte zu dem Büro seines Vorgesetzten Eduardo Caucho, diese Tarnung sollte Journalisten und Reporter davon abhalten, unangekündigt in das Büro hineinzustürmen oder sogar wichtige Dokumente zu stehlen.

Bei seinem Büro war es da nicht anders.

Er zog seine Codekarte durch den dafür vorgesehenen Schlitz, er hörte hinter sich, wie Sky die Mülltonne wieder aufrichtete. Die Tür öffnete sich mit einem hydraulischen Zischgeräusch, und fiel mit einem leisen Klicken ins Schloss. Er trat ein und roch Cauchos Sekretärin bevor er sie überhaupt sehen konnte. Der ganze Raum roch blumigintensiv.

Sie saß auf einem Ebenholztisch und auf dem Messingschild zu ihrer Rechten stand in großen, schwarzen Lettern "Vorsitzender Leiter MR.CAUCHO".

Doch, dass sie auf dem Schreibtisch ihres Chefs saß, störte sie anscheinend wenig. Sie lackierte sich gerade ihre Finger- und Fußnägel, die Farbe war ein grelles Rot mit goldenem und silbernem Glitter in Form von Sternchen und Herzchen.

Marty störte sich daran nicht.

„Wo ist Eduardo?“, fragte er gereizt.

Sie blinzelte, als hätte sie ihn nicht verstanden.

Sie hatte keine Ahnung. Sky B. White, der in seinem schwarzen Anzug einen imposanten Anblick gab, klopfte an die Tür. Die Sekretärin öffnete die Tür. Sky trat ein, sagte nichts. Er wartete einfach ab und verschränkte die Arme vor der breiten Brust. Die Sekretärin wusste wo Caucho war. Sie sagte es Marty leise. Ihre anmutige Erscheinung kam näher: „Er ist im Nebenzimmer, er wollte sich ausru-

hen. Aber sie dürfen nicht rein, Marty. Er will von niemandem gestört werden.“

„Hat er wieder Migräne?“

„Ja.“

„Was macht der Mann nur?“

Sie zuckte mit den Achseln und er trat trotzdem ein.

Die Sekretärin zog eine Grimasse, das gefiel ihr gar nicht. Eduardo würde sie wieder anmotzen, wie es seine Art war.

Der Leiter lag auf dem Coach und hatte einen Waschlappen im Gesicht, die Luft war kühl. Aircondition.

„Eduardo!“, rief er in den Raum herein. Er zog den Waschlappen von Cauchos Gesicht und der schaute ihn entsetzt und verärgert an, setzte sich auf.

„Was ist denn los?“, knurrte er.

„Eduardo, diese Dokumente“, sagte er und hielt sie ihm hin „sind Fakes. Die Aufnahmen wurden retuschiert und die Daten friert und schöngefönt.“

„Langsam, langsam. Du sagst das, als hättest du einen Beweis dafür.“

„Eduardo, ich brauche keinen Beweis.“

„Ich aber. Du willst, dass ich den Beschluss zurückziehe. Ich kann diesen Beschluss nicht einfach rückgängig machen, das war ein halber Staatsstreich. Außerdem bürgt Mr. White.“ Er deutete in Richtung Tür.

White kam in den Nebenraum und sagte: „Ich übernehme die volle Verantwortung.“

„Aber wofür denn?“, fragte Marty.

„Ja, für alles, was vorkommen kann. Weiß der Geier. Sie wissen schon, wenn sich jemand das Bein bricht, wenn eines unserer Autos einen Platten bekommt.“

Er versuchte das Ganze mit Humor zu nehmen.

Sky machte einen Vorschlag: „Ich glaube, Mr. Guitierrez. Sie sollten uns begleiten. Dann könnten sie sich selbst davon überzeugen, dass wir die Natur, die ihnen so wichtig ist, was ich ja voll und ganz akzeptiere und verstehe, nicht zerstören.“

Das kam natürlich überraschend für ihn, aber Marty hatte keine anderen Verpflichtungen, er war nicht verheiratet, hatte keine Kinder und keine Haustiere.

Er brauchte nicht lange zu überlegen.

Das war für ihn die letzte Chance in dieser Angelegenheit Mitspracherecht zu behalten.

Herausfordernd sah er dem großen Schwarzen in die Augen, sie waren gleichgroß, haargenau gleichgroß.

„Darauf gebe ich ihnen die Hand.“

Marty reichte Sky die Hand und beider Händedruck war fest.

Eduardo schob sie aus der Tür und legte sich wieder auf die Couch, atmete tief durch, er hatte irgendetwas Schlechtes gegessen.

„Gut und jetzt lassen sie uns gleich gehen.“, sagte er und wandte sich um. White nickte Cauchos Sekretärin zu, die hinter ihrem Tisch saß und beschäftigt tat. Er öffnete die Tür und ging schnell durch den restlichen Gang. Als er vor der Ausgangstür stand, blickte er flüchtig auf seine Armbanduhr. Er war spät dran, es war schon sechzehn Uhr einundzwanzig. Er hatte sich schon um sechzehn Uhr zehn mit Klaus treffen wollen, erinnerte er sich. Er hasste es, zu spät zu kommen. Aber es war jetzt nicht mehr zu ändern. Die Sonne stand noch hoch am Himmel. White war müde, er gähnte ausgiebig und schaute über die Straße.

„Scheiß Jetlage“, sagte er.

White lief in die Richtung einer europäischen Limousine. Er öffnete die Beifahrertür und stieg ein. Auf dem Nummernschild stand: WH1TE

Er zog sie zu, als auch Guitierrez – im Fond - einstieg. White sagte nur gelangweilt: „Anschnallen.“

Marty schnallte sich an.

White steckte sich eine Zigarre an.

„Es tut mir leid, aber das muss jetzt sein. Wieso rauchen sie eigentlich nicht? Sie sollten den Genuss einer guten Zigarre nicht missen müssen.“

Er bot ihm eine an, die er aus der kleinen Bar im Auto nahm.

„Nein, danke.“

„Vielleicht ein Drink.“

Marty schüttelte den Kopf: „Danke, nein.“

„Aber Musik. Wollen sie Musik hören?“, fragte White. Er war ein guter Gastgeber.

„Sie hören bestimmt gerne Scott McKenzie.“

Sie hörten „San Francisco“ und noch bevor das Lied zu Ende war, standen sie vor einem ehemaligen Flugzeug-Hangar. Der Flughafen war zu sehen und ein Flieger landete gerade mit ohrenbetäubendem Krach. Ein Wachmann kam scheinbar aus dem Nichts, er hatte einen Schnauzbart und nuschelte etwas in sein Funkgerät, ehe er sie weiterfahren ließ. Der Wagen hielt dann an einer der großen Lagerhallen, zwanzig oder dreißig Meter weiter. Die Halle war groß, knapp fünfzehn Meter breit, die Länge der Halle war von diesem Blickwinkel aus nicht zu erkennen. Marty hatte auch gar nicht in die Richtung geschaut, er sah dem Flugzeug beim Landen zu. Sie stiegen aus und gingen einige Schritte über den mit Tuffstein gepflasterten Weg der zu und dann um die Lagerhalle führte. White lief voran und ging schnellen Schrittes zur Rechten der Halle. Die Wand war groß und grau, ziemlich in der Mitte der Fläche stand „San José Go-Kart-Club“. Darüber war ein Logo mit einem Go-Kart. Der Lack

blättert ab. Den Club gab es noch immer, doch der Standort war ein anderer geworden.

Auch diese Halle war ein alter Flugzeughangar, bestimmt fünfzig Jahre alt, sie war an allen Ecken und Nieten verrostet.

Marty versuchte sich vorzustellen, wie kreischende Kinder und Jugendliche, deren Eltern und Großeltern, sich gegenseitig anfeuert den ersten Platz zu machen und wie die Go-Karts in großen Kreisen über den frisch betonierten Platz bretterten. Guitierrez zwinkerte kurz und sah, wie der Betonplatz jetzt aussah. Er lag brach vor ihm, war überwuchert von Ranken, an manchen Stellen war der Boden aufgebrochen und Unkräuter rankten sich durch die Lücken.

Sky rief ihm etwas zu. Die Tür, die in das große Tor eingelassen war, quietschte und knarrte beim Öffnen. White und die anderen traten durch die Tür. Sie zuckten unweigerlich zurück, gerade als sie alle eingetreten waren, mit gesenktem Kopf, da die Tür so niedrig war.

Ein gleißend heller Lichtblitz durchfuhr die Halle.

Direkt vor ihnen.

Überall in der Halle gingen die Lichter aus.

Profis

Dienstag / 24. August 2004 / 17:05 Uhr

Die Ambulanz fuhr davon. Ohne Sirene. Das Krankenhaus war nicht weit entfernt. Marty konnte nicht anders, er musste etwas sagen: "Ein vielversprechender Start ihrer kleinen Expedition, Mr. White." Da schaltete sich die Notbeleuchtung der düsteren Halle an.

"Reizen sie mich nicht, sonst fährt Jonathan sie nach Hause", drohte Sky und deutete mit dem Zeigefinger auf die Tür und dann auf seinen Fahrer, einen großen Schwarzen, der, wie Sky, bestimmt einmal Boxer gewesen war. Während er lässig an der Seite seiner technischen Mitarbeiter stand und die sich unterhielten, hörte Sky ihnen zu und versuchte etwas ihres technischen Zeugs zu verstehen. Er war ein Mann der Tat, Theorie mochte er nicht, auch im Ring hatte er immer spontan gekämpft. Er schmiedete keine Pläne und dachte nicht viel über Dinge nach, die er tat oder tun würde.

Was den Arbeiter betraf, sah White die Angelegenheit nicht so dramatisch. Der Schlosser würde nur ein paar leichte Verbrennungen

von sich tragen. Ihm fehlten nur ein Paar Haare. Der Overall war zwar hitze- und feuerfest, doch Öl und Benzin machten selbst aus Asbest eine Lunte.

Er verstand so gut wie nichts von dem, was seine Leute sagten, sie sprachen eine eigene und sehr fremde Sprache. Ihre Laute klangen bekannt, doch White konnte ihre Geheimsprache nicht deuten. Was sie sagten musste von den Fahrzeugen handeln. Sie redeten in Abkürzungen und Synonymen. Sky schüttelte den Kopf und ging einen Schritt zurück, ließ sie weiterbesprechen. Alles was er verstanden hatte, war „teuer“ und „viel zu teuer“. Das waren irgendwie seine wunden Punkte, das Geld. Auch er hatte nicht unbegrenzt viel davon, er schaute sich um und sah da in Reichweite seiner Arme Marty Guitierrez stehen. Am Liebsten hätte er der Nervensäge eine abgeräumt. Aber er tat es nicht und wollte sich lieber um etwas Handfestes kümmern. Er wollte sich die Fahrzeuge ansehen, die ihn soviel kosten würden. Die Ausrüstung und den Umbau der Autos beaufsichtigte ein persönlicher Vertrauter. Er konnte Klaus Schneider nirgends sehen.

In der Halle arbeiteten immer noch zwei Dutzend Arbeiter geschäftig, aber ohne Hast daran, die zwei Jeeps und einen Van mit größeren Tanks und sonstigen Ausrüstungsgegenständen umzurüsten. Sie waren eine Art Leiharbeiter einer Ausrüstungsfirma aus Illinois. Soviel zur Globalisierung. Marty sah die Jeeps, sie waren kleine, leichte, wendige Geländefahrzeuge. Sie waren von grüner Farbe, doch das fiel im Halbdunkel der Halle kaum auf. Sie erschienen eher dunkelschmutziggrau. Die Farbe war noch frisch.

Es gab keine Grube in der Halle, auf die sie die Fahrzeuge hätten fahren können, um ihren Unterboden zu versiegeln. Gerade stand ein Van vor einem fragilwirkenden Stahlgerüst. Der Wagen fuhr die Rampe hinauf und rollte auf Schienen gegen einen Puffer aus Autoreifen. Sofort begannen Lichtblitze der Schweißgeräte zu zucken, das Auto war kaum noch zu erkennen. Marty Guitierrez ging auf den Van zu. Er musste sich ducken um nicht gegen die hintere Stoßstange zu laufen. Vor ihm kniete ein ölverschmierter kleiner Gnom. Er richtete sich langsam auf. Er war gar nicht so klein wie angenommen. Doch groß war er auch nicht. Der Mann konnte unter dem Auto aufrecht stehen. Es sah so aus, als wäre das Gerüst auf dem das Auto stand, auf seine Größe maßgeschneidert worden. Er schaute Marty und White nicht an. White zog seinen Kopf ein und ging ein wenig in die Knie um sich nicht den Kopf zu stoßen. Klaus hielt ein Gewinde in der Hand, drehte es im Schein der Notbeleuchtung. Dann fluchte er auf Deutsch. Marty konnte genug Deutsch um das zu bemerken. Er drehte sich zu Sky um, der seinen Kopf nach links gelegt hatte. Marty Kopf lag auf seiner rechten Schulter.

„Hey, Klaus.“, sagte White und stieß den kleinen Mann an. Der Arbeiter zuckte nur zurück und schaute sich das Gewinde weiter an. Dann ließ er es einfach zu Boden fallen und hob den Kopf, schaute von Sky zu Marty und nickte den Beiden zu. Er hörte nichts, er trug Ohrenstöpsel.

Da gingen die Lichter überall wieder an, bisher war nur die Notbeleuchtung in Betrieb gewesen, denn die Profis wussten nicht, wo der Sicherungskasten war. Bis die Techniker schließlich herausgefunden hatten, dass diese Halle einen Wartungskeller hatte, indem sich der Sicherungskasten befand, war eine gute halbe Stunde vergangen. Marty schaute auf seine Uhr, er hatte absolut nichts vor und hatte keine Verpflichtungen. Er bereute es jetzt, keinen Termin zu haben.

Klaus zeigte ohne etwas zu sagen auf ein Seil, das an der linken Seite des Autos baumelte. Er zog sich mit einem Arm an dem Seil hoch, das an einer Deckenverstrebung befestigt war, er griff nach und zog sich höher, schaukelte nun in fast drei Meter Höhe. Er war schmal und sah schwächlich aus, das war er aber nicht. Mit einem Arm öffnete er die Fahrertür des Vans, während er sich noch an dem Seil festhielt, und stieg ein. Klaus Schneider fischte den Zündschlüssel aus seiner schmutzigen Arbeitshose. Er biss die Plastikfolie auf, entnahm ihn und startete den Motor. Der schnurrte und verstummte dann, als Klaus an den Armaturen einen Schalter betätigte. Im Van blinkten allerhand neue und alte Instrumente auf.

„Wir haben hier die neueste Generation von Hybridmotoren.“, sagte er laut. Marty griff nach einem anderen Seil und machte: „Mmh!“

„Ja.“, Klaus drückte nochmals und der Motor begann wieder zu schnurren. „Wir können hier während der Fahrt zwischen den Antriebsgeräten hin und her schalten. Nach Belieben können wir mit Turbodiesel oder Wasserstoffantrieb fahren.“

White griff ebenfalls nach einem Seil und Marty zog gerade an seinem um den Halt zu prüfen, reine Vorsicht.

Sky sprang hoch und packte mit einer Hand das Seil, als würde er das andauernd machen, wickelte sich das Tau noch im Sprung ums Bein und zog sich hoch. Der Motor ging wieder aus. Jemand schlug die Tür an einem der Jeeps zu und der Ton hallte durch den Raum.

Schmidt betätigte einen Knopf am Lenkrad, das nach der Umrüstung wie ein Keyboard aussah, er rastete ein und auf den Monitoren überall im Van, blinkte nun ein Telefonsymbol rhythmisch auf. Als das Symbol erlosch, machte sich statisches Rauschen im Van breit. Klaus griff unter seinen Sitz und zog ein Headset hervor, er setzte es auf und tippte mit dem Zeigefinger auf das Mikrofon vor seinem Mund, sofort endete das Rauschen, er hatte eine Verbindung

aufgebaut. Aus den Lautsprechern des Headsets ertönte ein kreischendes Geräusch. Alle Autos in der Halle waren mit einer solchen Funkausrüstung ausgestattet. Und im Augenblick war einer der Jeeps angewählt. Klaus fluchte auf Deutsch, sehr laut.

Marty Guitierrez gelangte oben an, das Seil war an einer Schiene angebracht. An jeder Seite des Vans hingen Seile an einer solchen Schiene um die Arbeiten an dem hochgebockten Fahrzeug zu erleichtern. Soviel leichter kam das Marty gar nicht vor. Marty ächzte und fragte sich, wie Klaus das geschafft hatte.

Guitierrez ließ sich in den Fußraum fallen.

Sky B. White stieg nicht ganz so elegant wie Schmidt in den Espace ein, aber gewandter als Marty. Klaus drehte sich zu ihnen um, sah, dass sie jetzt saßen, er tippte auf eine LCD-Anzeige im Cockpit. Die Türen führen zu.

"Na, wie gefällt er ihnen?"

"Sehr gut. Hat er auch einen CD-Player?"

"Wofür? Wir haben HVD-Player ohne Ländercode-Verschlüsselung. Dieses Fahrzeug ist ein absolutes Unikat, eine Spezialanfertigung mit zusätzlicher Sitzreihe, ein Meter länger als die normale Ausgabe."

Klaus freute sich wie ein junger Vater, der überall sein Baby herumzeigt, als er seinem Auftraggeber und Freund die Ausrüstung vorstellen konnte.

„So, ich zeig euch jetzt mal was.“, sagte Schneider und klappte die Sonnenblende herunter, zum Vorschein kam ein kleiner Bildschirm, der die gesamte Blende ausfüllte. Dann schob er die Abdeckung der Ablage am Beifahrersitz auf und beiseite, unter ihr befand sich eine große berührungssensitive Fläche. An der linken und rechten Seite des großen Grafiktablets klemmten kleine, spezielle, druckempfindliche Stifte, zum Schreiben und Zeichnen auf diesen Flächen. Das Lenkrad war fast unmerkbar größer als in den Serienfahrzeugen, war überseht von LED-Lichtern und LCD-Anzeigen, die viele verschiedene Funktionen erfüllten, wie eben anzuzeigen, dass die Telefonanlage in Betrieb war. Man konnte den Mittelteil des Lenkrads umschwenken, wobei eine kleine QWERTY-Tastatur zum Vorschein kam. Diese ermöglichte es für den geübten 10-Finger-Schreibenden, selbst während der Fahrt in normalem Tempo, zu schreiben.

Marty schaute sich alles mit leichtem Erstaunen an und fragte dann: „Wo kann man denn da hupen?“

„Hier neben.“, sagte Klaus und drückte auf den Hebel für die Scheibenwischer. Die Fanfare war schrill. Marty grinste.

„Wir haben die Wagen mit einer Heimkinoanlage ausgestattet.“
Er schwenkte mit seiner Mikrofon-Kopfhörer-Kombination.

„Ich hab dafür gesorgt, dass ihr diese Brillen bekommt. Das sind die besten die es gibt. 4 Mille das Stück, aber jeden Cent wert. Im Innern befinden sich zwei Liquid Crystal Displays die ein 3D-Bild entstehen lassen. Man kann sie getrennt oder parallel zu den Headsets verwenden, wo sie zu einer Art Bild-Telefon werden, man sieht sein Gegenüber in der dritten Dimension. Auf diesem netten, kleinen Ausflug werden größtenteils nur Kommunikationsmöglichkeiten benötigt. Hier läuft alles voll digital. Sehen sie diese Kästchen unter der Uhr, hier vorne am Fensterrahmen und da hinten, über dieser Antenne? Das sind Minikameras, ähnlich diesen Webcams, nur haben die hier eine viel bessere Auflösung und sie funktionieren auch bei totaler Dunkelheit.“

Er deutete auf die Kästchen an beiden Enden des Autos. Sie waren etwa so groß wie ein Hühnerei, abgerundet und glänzten schwarzmetallisch.

„Wir sitzen hier in einem multimedialen Konferenzwagen. Es lassen sich die Sitze umdrehen, die mittleren Sitze lassen sich umklappen, wobei ein großzügiger Tisch entsteht. Warten sie, ich habe ein Video dazu vorbereitet.“ Mit dem Stift huschte er über das Pad auf der Beifahrerkonsole, suchte die Videosequenz.

„Aha, da ist sie. Ich rufe sie auf, so ...“

Auf den Bildschirmen in den Rückenlehnen der Sitze und in den Sonnenblenden sah man nun das Video, statt dem normalen Menü.

„Wir haben auf kommerzielle Produkte verzichtet, wir brauchten Open-Source-Software. Alles Handarbeit, selbst die Software ist selbstgeschrieben, ich habe eine Softwareschmiede an der Hand.“

Der Clip war eine einfache 3D-Animation, die erläutern sollte, wie das Fahrzeug ausgestattet war. Hastig langte Schmidt unter die Sitze seiner Zuschauer, die nur lächelten, und zog die Headsets hervor, legte sie schnell auf Whites und Martys Schoß. Diese legten sie an. Unter knackenden Nebengeräuschen konnte man eine Stimme vernehmen, die mechanisch langsam, metallische klang, es war offensichtlich, kein Mensch.

„Meckert nicht, das Knacken kommt von der hohen Komprimierung. Wie ihr seht funktionieren sie kabellos ...“, er verstummte denn er bemerkte, er wurde ignoriert.

Das Video war zu Ende.

Klaus hob einen Zeigefinger und sagte: „Noch ein lustiges Gimmick. Reine Spielerei.“

Er drückte einen Button am Lenkrad und die Anzeigen verschwanden, die Abdeckungen fuhren zu und das Mittelteil des Lenkrads schwenkte ebenfalls um, ein paar Sekunden und das Auto sah wieder fast normal aus.

Klaus griff nach dem Seil und ließ sich aus dem Sitz rutschen, auch Guitierrez schwang sich aus der Tür und landete ungeschickt

auf der Hand eines Arbeiters, der gerade nach einem 10er Schlüssel griff. Dieser schrie auf und fluchte auf Spanisch. Guitierrez entschuldigte sich überschwänglich und ging schnell rückwärts. Sky schüttelte den Kopf und gab dem Arbeiter den Schlüssel, der nickte motzend.

Sky beschleunigte und schob Marty zur Seite, stieß ihn unsanft an und drängelte vorbei, er lief auf sein Büro zu, er öffnete die Tür. Die Türklinke klebte. Sky verzog sein Gesicht angewidert. Das „Büro“ war ein Container, der einfach in der Halle stand, nahe dem Eingang. Der Container war nur notdürftig eingerichtet. Guitierrez folgte ihm, schritt langsam durch die Tür. Modergeruch erfüllte die Luft. Marty rümpfte die Nase, er roch die Schimmelsporen, die ihn umgaben.

„Hier müsste man mal wischen!“, bemerkte er lächelnd. Marty tat dies mit der Hand auf einem Fernseher in der Ecke, gleich neben dem Eingang, er war zur Hälfte mit angeschimmelten Pizzaschachteln und alten Zeitungen bedeckt.

Das Licht war schlecht. An der Decke glomm eine Leuchtstoffröhre zögerlich auf. Der Container hatte einen Fußboden aus billigstem Laminat, es war unsauber zugeschnitten und gewellt. Richtige Stolperfallen. Marty trat eine Falte platt und schaute lächelnd zu, wie sie sich wieder aufstellte. Er nickte leicht und lächelte immer noch. Dann wanderte sein Blick die Wand hoch. Er musterte die Umgebung kritisch. Die Wände waren mit irgendetwas gestrichen, dass nach Rauputz aussah, doch ganz eben war, glatt. Auf jeden Fall klebten viele tote Fliegen an den Wänden. Sie hatten sich dort abgesetzt, etwas von der süßen Wand genascht und waren dann verreckt. Sky B. White setzte sich auf einen der gestapelten Stühle, er stellte ihn hinter dem Sperrholzschreibtisch ab und setzte sich ganz vorsichtig hin, es sah nicht so aus, als traue er dem Stuhl und als wolle er wieder aufstehen. So würde er erst mal eine Zeitlang sitzen, dachte Marty, doch er hatte sich geirrt. Sky sprang wie gebissen auf und zog einen Stapelstuhl von dem Stapel und stellte ihn hinter Marty, drückte Marty mit sanfter Gewalt auf den Stuhl. Es kam immer nur auf den Druck an.

Sky konnte bestimmt gut mit Kindern umgehen. Sky hatte zwei Söhne und eine Tochter, der erste war 24 und aus der ersten Ehe, sein zweiter Sohn war 19 und seine Tochter vermisste er am meisten, denn sie war als einzige nicht in Costa Rica. Sie war 8 und musste zur Schule. Seine Frau hatte darauf bestanden, dass sie mit der Kleinen Zuhause blieb. Sky hatte es nicht gewagt sich gegen seine Frau zu erheben, er hätte öfter auf sie hören sollen...

Er begann in einem hohen Schrank, in den Schubladen zu kramen. Offensichtlich fand er nicht, was er suchte. Er schob die hängenden Schubladen zu, was nicht so leicht ging, er riss sie aus ihrer

Halterung und stieß sie in den Schrank. Marty lehnte sich zurück und war amüsiert über das Schauspiel.

Über den Schubladen war eine verschlossene Tür, er schlug gegen sie. Die Tür ächzte, dieser sanfte „Stups“ ließ den ganzen Schrank wackeln.

„Kein Schlüssel.“, sagte er nur und holte weit aus, schlug die Tür einfach ein, laut krachte es und das morsche, feuchte Pressholz staubte ein wenig. Whites Faust hatte die Tür gespalten. Er hatte gespürt, wie es in seine Hand schnitt.

„Scheiße!“, fluchte er. Ruckartig riss er sie heraus, er hatte sich geschnitten. Rundum hatte er sich geritzt. Er verzog sein Gesicht, doch die Tür war auf. Wenigstens etwas. Er rieb sich die Hand, bemerkte die Wunde nun erst richtig und begann dann Blut zu saugen. Er leckte über seinen Handrücken und das warme Blut, er kannte den Geschmack sehr gut, rann in seinen Mund. Mit der anderen Hand zog er die zerbrochene Tür aus dem Schrank und ließ sie einfach zu Boden fallen.

Er nahm zwei Plastikbecher aus dem an der Innenwand installierten Spender und fegte mit der anderen Hand alle Zeitungen und Akten aus dem Schrank und auf den Fußboden, auf die zerbrochene Tür. Guitierrez musste verstohlen schmunzeln. Zum Vorschein kam unter all dem Müll ein Wandsafe, der noch nicht mal verschlossen war. White schwang die Tür auf. Im Innern waren eine Wein- und zwei Whiskeyflaschen. Die beiden Flaschen waren alt, die Etiketten vergilbt, die Siegel gebrochen und die Flaschen halb geleert. Niemand wagte sich die Flaschen anzufassen um sie wegzuwerfen, blieb schließlich die Frage, ob das wirklich Whiskey in den Flaschen war. Der Wein hingegen war neu, ein Billig-Erzeugnis aus der Umgebung, sicherlich gepanscht, mit mittelmäßigem „Essig“ aus Kalifornien. White griff nach ihr und beförderte sie in einem Schwung auf den heruntergekommenen Schreibtisch. Schnell ging er hinter den Schreibtisch und ließ sich in den Plastikstuhl fallen, die Beine bogen sich durch. Er wischte mit einem Ärmel über den Tisch und pustete den Staub vom Tisch, vorbei an Marty. White hustete laut.

Marty spielte mit dem Plastikbecher, den er in den Fingern hatte, ihn drehte und wendete.

Dann sah er zu Sky, der sich zurücklehnte und die Arme hinter dem Kopf verschränkte.

Marty: „Sie wollen also noch diese Woche auf die Nebelinsel?“

Sky: „Ja, mein Terminplan ist ziemlich eng geschnürt. Eigentlich könnten wir schon morgen früh los. Sie wissen schon, letzte Vorbereitungen. Systeme checken, bei den Eltern anrufen, und so weiter und so weiter.“

Sky deutete Marty an, er solle seinen Becher hinstellen. Er lächelte und schenkte Marty reichlich Wein ein, dann sich. Klaus Schmidt trat ein.

„Setz dich.“, sprach White mit einem zwingenden Unterton. „Ja, nur worauf?“ Dann sah er in einer Ecke neben einem umliegenden Schrank, den Plastikstuhlstapel. Er nahm einen der Stühle, drehte ihn ungenau zum Tisch und setzt sich. Sein Anzug war schmutzig, ölbefleckt und roch auch ebenso. Wie er da auf dem flachen Stuhl saß, sah er wieder kleiner aus als er eigentlich war. Dazu kam noch, dass er sehr mager war. Er konnte kaum über das gestapelte Papier auf dem Schreibtisch blicken. Sein Gesicht war markant, ebenso wie seine Finger war es sehr knochig, die abwinkten, als Sky fragte, ob er auch etwas trinken wolle. Er rückte näher. Sein üppiger Schnauzer verdeckte die schmalen Lippen. Guitierrez nahm einen Schluck des billigen Rotweins, er war unglaublich sauer und trocken, Marty verzog sein Gesicht.

Sky bat Klaus erneut Wein an, der schüttelte energisch den Kopf und hielt die Flasche von sich, schaute dabei Marty an.

Marty: „Der Wein ist grässlich.“

Sky: „Ich weiß.“

Marty: „Warum trinken sie ihn dann?“

Sky: „Weil er mich nichts gekostet hat.“

Marty: „Sie sind wohl sehr geizig?“

Er lächelte.

Sky strich sich, ebenfalls lächelnd, über seine Glatze.

Klaus: „Ok, genug zum Wein.“

Sky: „Ja.“

Er nickte und stellte den Wein hin, drückte den Korken zurück.

Marty: „Erzählen sie mir mal ein bisschen.“

Sky: „Klaus?“

Klaus rollte mit den Augen und räusperte sich dann.

Nickte und sagte: „Wir haben uns das so vorgestellt, wir fliegen mit dem Flugzeug an die Westküste und von dort, wir haben ein Expeditionsunternehmen engagiert, werden wir zur Isla Nublar überschiffen. Alles im großen Maßstab.“

Marty: „Warum dann diese, ich will mal sagen, naive Vorbereitung. Diese Fahrzeuge sind als Straßenfahrzeuge konzipiert worden. Ich sehe hier keine Defender oder Militärgeräte?“

Sky: „Wieso Militär?“

Marty: „Ich weiß wie so etwas läuft.“

Sky: „Ja, wie denn. Ich bin ganz Ohr.“

Marty: „Normalerweise ist es so, man plant diese Einsätze, Expeditionen zusammen mit einer staatlichen Einrichtung. Dann bekommt man Mittel gestellt. Fahrzeuge und Leute.“

Sky: „Wir wollten das nicht so machen. Wir engagierten ein privates Unternehmen um nicht abhängig zu sein.“

Marty: „Das klingt so, als hätten sie keine guten Erfahrungen mit der Army. Sehe ich das richtig?“

Klaus schiefte und lehnte sich zurück, verschränkte die Arme vor der Brust.

Sky: „Wir haben überhaupt nie etwas mit dem Militär zu tun gehabt.“

Marty: „Ihr Ton verrät sie, ich will alles wissen. Sagen sie es mir.“

Sky: „Wenn ich das könnte, würde ich es tun ...“

Er merkte, er verrannte sich da, er würde noch Schwierigkeiten bekommen. Marty war hartnäckig. Er sollte lieber das Thema wechseln.

Sky: „... wollen sie noch etwas Wein?“

Marty: „Lenken sie doch nicht ab!“

Marty blieb ganz ruhig.

Das traute man ihm nicht zu, so zu sprechen.

Sky: „Fragen sie nicht weiter nach. Das wollen sie doch gar nicht. Sie wollten doch wissen, wie die Expedition abläuft. Lassen sie das andere nur unsere Sorge sein, es geht sie nämlich nichts an.“

Marty nickte. Aber er würde noch mal nachfragen.

Klaus: „Auf der Insel werden wir das Besucherzentrum ansteuern, wir werden uns von dort in das System hängen und alle wichtigen Daten bekommen. Da dort alles mit geothermaler Energie betrieben wird, dürfte noch ein Teil des Netzes in Funktion sein. Die Computer werden uns die Daten einfach liefern, die wir benötigen. Es gab ein genaues Verzeichnis über die Erdgasquellen. Das hatte man angelegt, um zum Beispiel die günstigsten Punkte für die Kraftwerke zu kennen.“

Marty nickte.

Das ergab Sinn.

Klaus rückte mit dem Stuhl vom Tisch weg.

Sie sprachen über ihre Arbeit, ihre Familien, ihre Hobbys. Draußen waren die Arbeiten an den Fahrzeugen bald beendet.

Klaus und Sky standen jetzt am Fenster Büros und sahen hinaus, hinein in die Halle. Langsam wurde der Wein Marty für Marty erträglich, er trank jetzt direkt aus der Flasche und saß auf dem Schreibtisch.

Der Van fuhr an ihnen vorbei und Sky trat in die Halle, langsam verzog sich der Geruch von Lack und der aufgewirbelte Staub legte sich langsam wieder.

Es war kühl geworden in der Halle, White fröstelte. Und er war müder, als er den ganzen Tag schon gewesen war. Der Abend kam und ein kühler Wind wehte. Der Himmel hatte sich zugezogen. Die

beiden Jeeps standen an der Hallenausfahrt, der Van parkte schon vor der Halle. Im etwas fahlen Licht sah White den LKW auf sich zu fahren, der die Fahrzeuge zum Flughafen fahren würde. Der LKW bog ein und stoppte auf dem Betonplatz. Die restlichen Arbeiter verladen die Wagen auf den langen Transportanhänger des Lastkraftwagens. Es dauerte eine Viertelstunde. Die letzten Arbeiter würden jetzt auch bald gehen.

Sky kam zurück zu Marty, der gerade aus dem Bürocontainer trat und mit den Armen kreiste und seinen Rücken streckte. Er musste mal wieder lange ausschlafen, er war noch ziemlich geschlaucht. Kein Wunder, er wurde alt und im Freien schlafen, bei Wind und Wetter war nur was für Jungspunde.

„Morgen treffen wir uns am Flughafen, ich hoffe sie sind dann schon bereit. Morgen geht es los, wir machen uns aber keine Hektik.“

Marty nickte und sagte darauf: „Ich bin sowieso am Flughafen.“

„Ich weiß auch wieso.“

Marty runzelte die Stirn, das klang wieder so geheimnisvoll! „Woher, wenn ich fragen darf? Und warum?“

„Ich verrate ihnen doch keines meiner Geheimnisse.“, er lächelte. „Geheimnisse machen einen Menschen interessant.“

Marty zog eine Augenbraue hoch: „Sie wollen also, dass man sie interessant findet?“

„Mein Gott, Guitierrez. Sind sie etwa Psychiater oder so was?“, er hörte nicht auf zu lächeln. Seine Zähne waren gepflegt und weiß. Die meisten waren nicht mehr seine eigenen, ein Grund mehr sie zu pflegen.

„Wenn sie dennoch nicht aufhören können, Fragen zu stellen. Dann warten sie doch bitte bis morgen, ja. Ich bin verdammt müde und weiß nicht mehr so recht was ich sage. Morgen, während dem Flug werde ich für sie bereit sein, Guitierrez.“

Er drehte sich um und ging die Vertäuung der Autos kontrollieren. Schneider kam auf Marty zu: „Diese Wagen haben wir gewählt, weil wir Geld sparen wollten und uns nur auf den Straßen fortbewegen werden.“

Marty gähnte und hielt sich die Hand vor den Mund, dann sagte er: „Woher wollen sie das wissen?“

Klaus: „Ich habe das so geplant.“

Marty: „Heißt das, dass es funktioniert?“

Klaus: „Was ich mache ist immer hundertprozentig. Egal worum es geht. Was sollte denn meinen Plan durchkreuzen? Sie?“

Marty: „Nein. Kein Interesse mehr. Ihr Vorhaben ist sowieso zum Scheitern verurteilt.“

Klaus: „Verdammt, warum sind sie so arrogant?“

Marty: „Bin ich das?“

Klaus: „Ja, gerade.“

Marty: „Das tut mir leid.“

Klaus: „Das klingt sogar so, als meinten sie das ernst.“

Marty: „Natürlich. Ich sage fast alles so, wie ich es meine.“

Klaus: „Da sind sie nicht anders als Sky, der sagt auch immer was er denkt. Egal wie verletzend das ist.“

Er musste an etwas Bestimmtes gedacht haben, ging aber nicht weiter darauf ein und schüttelte den Gedanken ab.

Klaus: „Was ich mir aber immer noch nicht vorstellen kann ist, dass auf dieser Insel mal Dinosaurier gelebt haben.“

Marty: „Ja, das ist schon seltsam. Aber, für mich ist das nichts Eigenartiges mehr. Ich hatte erst vor ein paar Tagen einen toten Dino in den Händen, er hat einen alten Mann angefallen.“

Klaus sah erschrocken aus: „Wo war das denn?“

Er klang auch so.

Er war es.

Marty: „Auf seinem Boot, er ist Fischer.“

Klaus: „Oh Gott, und wie geht es ihm.“

Marty: „Nun, er wird sterben.“

Klaus: „Das ist schlimm. Schrecklich. Wie alt ist er?“

Marty: „Über sechzig.“

Klaus: „Ist er noch im Krankenhaus?“

Marty: „Nein. Er durfte wieder nach Hause.“

Klaus kam ein Gedanke.

„Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, dass es auf der Isla Nublar noch Dinos gibt?“

Davor schien er Angst zu haben, verständlicherweise.

Marty zuckte mit den Schultern: „Mir ist nichts darüber bekannt. Aber ich war noch nie da. Seit Jahren war niemand mehr auf dieser Insel gewesen. Für die Nublar hat sich eigentlich keiner mehr interessiert ... Die Populationen wurden ausgerottet, das steht fest.“

Doch es klang vage.

Klaus pfiiff, mehr musste er nicht wissen.

„Wissen sie, was Sky mir angedroht hat, wenn ich ihn nicht begleite?“, fragte er Marty leise.

„Nein.“, jetzt war es Marty der erschrocken war.

„Er will mir kündigen und dann das Unternehmen meiner Frau aufkaufen. Können sie sich vorstellen was das heißt?“

„Er will ihr Leben zerstören!?“

Klaus nickte eifrig: „Warum er das macht, weiß ich nicht. Wir sind seit vielen Jahren befreundet. Ich bin Patenonkel seiner Kinder.“

Marty: „Er muss ja schreckliche Probleme haben.“

Verstohlen schaute er zu Sky.

Das hätte er nicht gedacht, dass er so ... ihm fiel wieder kein passender Begriff ein. Aber es war schlimm.

Bald war die Halle wieder wie ausgestorben und im Radio sang Frank Sinatra „New York, New York“.

Home sweet Home

Dienstag / 24. August 2004 / 19:11 Uhr

Sanft rollten die Reifen des BMWs aus. Ein wenig Sand knirschte unter den Reifen. Jonathan, Whites Fahrer, stieg aus dem Wagen und lief um ihn herum. Marty fand es lächerlich, aber der Fahrer öffnete ihm die Tür. Sky gab ihm die Hand. Sie wünschten sich gegenseitig eine gute Nacht. Marty stieg aus und sofort schlug Jonathan die Tür zu. Eine unfreundlich wirkende Geste. Es sah so aus, als seien sie froh, dass er endlich aus ihrem Auto raus sei und dass sie ihn niemals mehr wieder hineinließen.

Marty schaute nur geringschätzig auf die getönten Scheiben, er wusste, Sky sah ihn direkt an. Dann quietschten die Reifen und der BMW schoss los. Marty schüttelte nur den Kopf, da brach auch schon der Regen los. Ein dicker Tropfen traf seine Brille und rann von dort auf seine Wange. Das war der letzte Tropfen, den er als Tropfen wahrnahm. Der Regen war kalt und durchnässte ihn schon nach zwei Schritten auf der gepflasterten Einfahrt. Marty sprang und er bemerkte den Wein. Schnell bildeten sich Pfützen und es waren noch zwanzig Meter durch einen gepflegten Rasen bis er zu der Haustür kam. Er ließ keine Pfütze aus. Ein Fensterladen im Haus wurde hochgezogen und eine alte Frau mit schlohweißem, wallendem Haar musste lächelnd den Kopf schütteln, als sie Marty erkannte.

Sie kannte Guitierrez jetzt seit bestimmt zehn Jahren, er war schon ein seltsamer, netter Junge. Sie konnte ihn zu jeder Tages- und Nachtzeit rufen, wenn sie Hilfe brauchte. Er sprach immer viel und sagte doch nichts, doch sie hörte ihm gerne zu. Ihre Kinder kamen sie nie besuchen, es war gut für sie, Marty, in der Wohnung unter sich, zu haben.

Mit kleinen Schritten ging sie in ihre schöne Küche und goss sich Tee in eine große Tasse. Sie tippelte wieder zurück und setzte sich wieder ans Fenster, Marty schaute zu ihr hoch und winkte ihr. Er war ein kleiner Junge im Körper eines Erwachsenen. Waren Männer nicht immer so? Sie konnte sich nicht mehr erinnern, aber so war es bestimmt. Ihr erster Gedanke war: Bestimmt erkältet er sich noch. Sie

schlürfte den ungesüßten Rotbuschtee und ihre kalten Finger wärmten sich an der heißen Tasse. Eine junge Katze sprang auf ihren Schoß und kuschelte sich zusammen.

Jonathan gähnte und bremste wieder vorsichtig, ließ den Wagen ausrollen und rollte wie immer genervt die Augen, wenn er aussteigen musste, um die hintere Tür zu öffnen. Er lief um den Wagen herum und öffnete die Tür. Jonathan griff nach dem Türöffner und zog die Tür auf. Sky wartete bis die Tür ganz offen stand, dann erst stieg er aus. Er schaute geradeaus. Doch im Augenwinkel sah er wie Jonathan ihn verfluchte und andeutete, dass er ihm den Hals durchschneiden wollte. Sky fand, dass das ein lustiges Spiel war und betrat das Hotel. Er lief an der Bar vorbei, seine Augen fokussierten die weibliche Bedienung, er blieb stehen und hob den Zeigefinger.

Sky stolperte aus dem Fahrstuhl und torkelte ein wenig, als er angestrengt auf seinen Zimmerschlüssel schaute und die Nummer zu identifizieren versuchte.

Klaus hatte ein kleines Apartment.

Er hatte sich geduscht und das heiße Wasser genossen. Er kam in das große Wohnzimmer und sah fern. Er schaute Wiederholungen von alten, spanischen Quizshows. Er drückte noch einmal auf die Fernbedienung und sah dann Nachrichten. Klaus schnaubte, er schaltete aus. Er seufzte, hob den Arm, ließ die Fernbedienung auf die Couch fallen und stand dann auf. Das Handtuch, das ihm über den Kopf lag war von einem signalrot. Er rubbelte sein dünnes Haar trocken und ging ins Bett.

Marty Guitierrez stand vor dem Spiegel und schaute sich an. Er schäumte sein Gesicht ein und wusch es sich mit lauwarmem Wasser aus dem Hahn. Sein Vollbart war viel zu lang geworden, aber sein Äußeres interessierte Marty nicht sehr. Für ihn zählte nur gesund und fit zu sein. Das war er. Er trocknete sich ab und sein Handtuch war beige. Er knüllte es zusammen und warf es zu der Wäsche, in einen schwarzen Wäschekorb. Schon lange hatte er nicht mehr daran gedacht, wie es war, nicht alleine zu wohnen. Er vermisste sie nicht. Sein Leben war auch so erfüllt. Glaubte er zumindest. Er rief es sich wieder ins Gedächtnis, sie hatte ihn verlassen. Marty konnte sie nicht vergessen, soviel erinnerte ihn hier an sie.

Er legte sich in das leere und kalte Ehebett und schlief ein.

Sein Radiowecker – ein Geschenk von ihr - weckte ihn um halb sieben. Mit verschwommenen Blick suchte er den Wecker, den er jeden Abend woanders hintat, damit er ihn morgens suchen musste, um ihn auszuschalten, was ihn gleich auf Trab bringen sollte, damit

er nicht wieder einschlief. Das Radio war laut und es schnarrte, aber nicht so laut, dass er seine Nachbarn mitgeweckt hätte. Er wohnte in einem schönen Neubau. Mit großem Garten. Seine Nachbarn im Haus waren ein junges Paar mit Kleinkindern, der Hausmeister und eine siebenundsechzigjährige Frau, die über ihm wohnte.

Marty fand den Wecker, schaltete das Radio aus und warf ihn ins Bett. Er schüttelte sein Bett auf, wobei der Wecker auf den Boden fiel und die Batterien heraussprangen und unters Bett rollten.

Es war ihm egal. Heute Nacht würde er nicht in diesem Bett schlafen. Und morgen wahrscheinlich auch noch nicht, dachte er.

Er fragte sich, wo schlafen wir denn dort, auf der Insel? In Zelten? In den Autos? Übernachten wir in den Ruinen?

Er gähnte ausgiebig und schaltete den Fernseher in der Küche an, schaltete den Kaffeeautomaten an und ging dann ins Bad. Das Bad war hell und freundlich. Seine nackten großen Füße patschten auf den kalten Fliesen. Er blieb vor dem breiten, tiefen Waschbecken stehen. Marty zog ein paar Grimassen, er riss die Augen weit auf und massierte sich mit den Händen das Gesicht. Er raufte sich seinen Bart. Dann lachte er über sich und klappte die Klobrille hoch. Er setzte sich und entspannte sich beim Prasseln des Urins in die WC-Schüssel.

Der Fernseher war nur dumpf zu hören, doch seinen eigenen Namen hörte man immer. Er stach aus dem Nuscheln des Fernsehmoderators heraus, wie ein Codewort, eine geheime Botschaft, die nur Marty hören konnte. Er sprang auf und riss die Unterhose hoch, mit ein paar Sätzen sprang er ins Wohnzimmer, um sich selbst im Fernsehen zu sehen und zu hören.

War das da wirklich seine Stimme?

Sie kam ihm so fremd vor.

War das da wirklich er?

Er konnte sich kaum erkennen.

Der Marty im Fernsehen wirkte größer und unecht, er war geschminkt und frisiert. Die junge Frau hatte zu ihm gesagt: „Lassen sie mich einfach machen.“ Da hatte sie eine Tube aus ihrem Köfferchen genommen und seine Haare gegelt. Das war nicht er, dort in dem Fernseher. Und er konnte sich auch nicht vorstellen, dass ihn jemand so sehen wollte, verkleidet. Was er sagte war belanglos, nicht mehr als das, was der Moderator vor der MAZ schon angedeutet hatte. Es war so, als wiederhole Marty den Moderator, dabei war es doch umgekehrt!

Dieser Auftritt war natürlich nicht der Erste für Marty gewesen. Man sah in öfter im Fernsehen, als ihm das bewusst war. An Tischen sitzend, ein paar Sachen sagend, über die sich dann die anderen stritten, während er wieder in seine Dokumente schaute. Marty Guierrez saß im Stadtrat von San José, wenn Eduardo ihn nicht beglei-

tete, alleine an seinem Tisch. Er bemerkte nie, wie die junge Stenotypistin ihn anschaute, die ihm gegenüber saß. Marty saß dort und wenn er nicht gerade gähnte oder las, dann nickte er, auch wenn es keinen Grund dazu gab. Er nickte auch, wenn er dem, was er hörte, nicht zustimmte. Meist träumte er dann vor sich hin, wie er es auch immer in der Schule gemacht hatte. Marty Guitierrez hatte die Fähigkeit unaufmerksam zu sein und dennoch nichts zu verpassen. Außer dem interessierten Blick der jungen Frau. Vielleicht wollte er sie auch einfach nicht sehen. Schließlich war er doch glücklich so wie alles war, überschaubar, unkompliziert. Er ging immer den Weg des geringsten Widerstands, er hatte sie auch einfach gehen lassen, ohne um sie zu kämpfen. Marty schätzte sich nicht als mutigen und kämpferischen Mensch ein. Er hatte es gerne, wenn alles so verlief wie er es wollte, wenn alles kontrollierbar war. Im Gegensatz dazu stand seine Liebe für den Wald, für den unzubändigenden Dschungel. Für diese Freiheit, die unberechenbare Gewalt der Natur. Er liebte es ein Teil davon zu sein.

Er schnitt eine dicke Scheibe Brot ab, es war etwas trocken, zwei Tage alt und gerade richtig zum Toasten. Als er die Brote in den blauen Toaster steckte, schaute er aus dem Fenster und sah auch dort Dschungel. Großstadtdschungel. San José war eine Großstadt. Ein Dschungel mit sehr seltenen Arten, die noch nie jemand untersucht hatte. Da gab es die Pflastermaler, im Park gegenüber konnte er einen sehen. Seine Mona Lisa war beeindruckender als das Original. Die lebensfrohen Rentner, die einen Plausch hielten und alle Meter einfach stehen blieben um sich zu enthalten. Auch auf den Straßen. Die Straßen waren von geschäftigem Treiben erfüllt. Es gab viele Fahrräder, ein kakophonisches Klingeln. Und Hupen, wenn ein Fahrradfahrer wieder zu unachtsam war. Dabei waren die Autofahrer viel schlimmer. Marty konnte es sich nicht erklären, aber Costaricaner waren grausame Autofahrer. Rücksichtslos, sobald sie hinter einem Lenker saßen.

Dieser Dschungel da draußen war so viel anders als sein eigener. Marty klappte das Küchenfenster und schnupperte die frische Morgenluft. Er hatte ein schönes Zuhause. Aber richtig heimisch fühlte er sich nicht. Das hatte er vor langer Zeit einmal gekannt, nun nicht mehr.

Im Fernseher sah man nun wieder dieselben Bilder, wie Marty sie schon Hunderte Male gesehen hatte. Nicht nur weil er die Clips selbst ausgewählt hatte. Der majestätische Apatosaurier reckte seinen Hals in den Himmel und das Licht der Sonne brach sich über dem Schatten, den er auf das Wasser warf. Dann folgte ein schneller Wechsel von kurzen, blitzartigen Sequenzen in denen man Velociraptoren sah, wie sie im Halbdunkel des Dschungels jagten. Marty musste hinschauen, als sie dort auf dem Bildschirm rannten, sie fas-

zinierten ihn. Ihre grobschlächtige Art zu töten. Ihre Intelligenz, man sah sie in jeder Sekunde. Da war es auch schon wieder vorbei. Man sah einen nüchternen Schriftzug. Nicht einfallsreich. „Dino-News“. Kein Effektoverkill. Ein sachliches Magazin für Kinder, Jugendliche und Erwachsene. Man versuchte Jeden anzusprechen. Dann wurden die Sendezeiten eingeblendet und als Abschluss des Werbespots hatte man sich noch etwas Nettes einfallen lassen. Man sah, wie ein Velociraptor in die Kamera brüllte und dann zubiss, in die Kamera, dann war da nur noch Gieß. Ein gelungener Effekt, eine echte Aufnahme.

Das Toastbrot schoss hoch und er beeilte es mit reichlich Butter zu beschmieren. Eines ließ er mit Butter und goss sich gleichzeitig Milch in eine Edelstahl-tasse, ein Teil seiner Campingausrüstung, was diese Tasse schon alles mitgemacht hatte! Auf das andere legte er eine Scheibe Käse und eine Scheibe Kochschinken, er knickte das Brot und presste es zusammen. Sein Pausenbrot, wenn man so wollte. Dabei würde er heute gar nicht arbeiten, er würde wieder in den Dschungel fahren. Er trank die Milch aus und aß das Butterbrot, er schwenkte die Tasse gleich wieder aus, die würde er nicht vergessen. Er nahm sie und rieb sie flüchtig trocken. Sein Rucksack lag immer bereit. Wie ein Pfadfinder, allzeit bereit. Er musste ihren Inhalt nicht kontrollieren, am Gewicht merkte er, ob alles drin war, was er brauchte. Marty wog die Tasche in seinen Händen und verstaute die Tasse darin. Er hatte alles dabei, seinen kleinen Arztkoffer, sein Fernglas, sein Essbesteck, seine Tasse, Messer und so weiter. Er ging an den Küchenschrank, der über der Anrichte von der Decke hing und zog seine Machete heraus und legte sie zu seinem Rucksack auf die Anrichte. Er war fertig. Er war fertig? Oh, er hatte sich doch noch Duschen wollen. Ja, auf so etwas nahm er auch selten Rücksicht. Wie auch? Er lächelte über sich selbst und schnappte die Fernbedienung. Genug der schlechten Nachrichten. Er schaltete den Fernseher aus und warf die Fernbedienung auf die kaum benutzte blaue Ledercoach. Wieso war die eigentlich blau, so blau wie der Toaster? Er hatte seine Wohnung doch vorwiegend in warmen Tönen und Grün gehalten. Da stach die Coach richtig hervor. Bevor er in die Dusche ging, hingte er sich an eine Stahlquerstrebe in der Küche und machte fünfundzwanzig Klimmzüge, fast mühelos. Dann machte er ebenso viele Sit-Ups und Kniebeugen. Seine Knöchel knackten und zum Abschluss hingte er sich noch einmal an die Strebe und streckte sich. Er zog die Beine an und streckte sie waagrecht in die Luft. Marty ächzte. Er lehnte sich zurück und einen Moment später hing er nur noch an den Beinen von der Decke und entdeckte, wie er da so von der Decke baumelte, dass er die Palme nicht gegossen hatte. Das Gewächs war verdorrt. Er seufzte. Das tat ihm leid.

Zu Fuß machte er sich auf den Weg zum Flughafen.

Er grüßte den Kioskverkäufer, ein Mann, der ständig Schirmmützen trug. Er lächelte und reichte Marty die Zeitung. Sie kannten sich. Eine englischsprachige Tageszeitung, die Tico Times. Marty zeigte auf Kaugummis und der Verkäufer drückte sie ihm in die Hand, in der Marty einen Zehner hielt. Das war zuviel, aber insgesamt so ziemlich das, was er ihm noch geschuldet hatte, er drehte sich um und ging.

Als er die Flughafenhalle betrat, steckte er sich die Kaugummipäckchen in die Hose. Obwohl gerade erst 10 Uhr morgens, herrschte auf dem Flughafen reger Betrieb. Touristen kamen und gingen, überall flitzten junge Stewardessen, Stewards, Aushilfen über die Gänge.

Marty straffte die Gurte seines Rucksacks, jetzt saß er perfekt. Er lief zwischen den Touristen und kam sich vor wie einer von ihnen. Er setzte sich in eine kleine Cafeteria, rechts neben dem Informationsschalter und dem kleinen Schlüsseldienstgeschäft, und las seine Zeitung. Er war an freien Tagen oft hier und die Kellnerinnen kannten ihn gut. Marty winkte einer blonden, zierlichen jungen Frau hinter der Theke, dann griff er an seine Armbanduhr und stoppte die Zeit. Sie schaute kurz zu ihm und beugte sich wieder über die brutzelnde Pfanne.

Ohne Kommentar lieferte sie ihm innerhalb von nicht mal zwei Minuten ein Tablett, mit einer frischen Tasse Kaffee, einen großen Teller Ham ´n Eggs, eine Apfeltasche und einen Muffin.

Martys Stimme war laut, aber nicht so laut, dass man ihn gut hätte hören können. Der Flughafen war geschäftig und lauter als er.

Eine Frau rief ihren Sohn auf Spanisch, ihre Stimme war schrill. Und dann hörte man sie noch fluchen und den Jungen schimpfen. Der Junge schien noch sehr klein zu sein, er brüllte und war noch schriller als seine Mutter. Schrecklich.

„Das ist neuer Rekord. Jessica, du hast dich um 20 Sekunden verbessert. Gratulation!“

Sie gaben sich die Hand und umarmten sich über dem Tisch.

„Oh Marty, ich habe heute bestimmt schon 5 Dutzend Menschen bedient, dass ist Rekord. Es ist gerade erst zehn.“, sie sah wirklich ein wenig ausgelaugt aus, doch sie strotzte vor jugendlicher Vitalität. Jessica Guitierrez hatte kaum eine Ähnlichkeit mit ihrem Bruder. Sie ging sehr nach ihrer Mutter, Marty sehr nach seinem Vater. Sie setzte sich auf den Stuhl gegenüber ihrem Bruder und zündete sich entspannt eine Zigarette an.

„Ach, du hast also doch nicht aufgehört?“, bemerkte Marty. Er griff nach Jessicas verschlossener Zigarettenschachtel, die hinter seinem Tablett lag, und zerdrückte sie entschlossen. Jessica zischte

giftig und nahm einen Zug ihrer Zigarette. Er warf den Klumpen in Richtung Mülleimer, dieser stand an der Seite einer großen, grünen Blumenvase, üppig bewuchert von bunten Blumen. Sie schaute den Zigaretten hinterher. Er warf daneben.

„Ich hab dir doch gesagt, versuch es mit Kaugummi!“, es klang mehr wie ein Befehl, als eine Empfehlung.

Jessica rollte entnervt die Augen.

Provokant zog sie an der Zigarette und blies ihm den Qualm entgegen. Marty schloss die Augen und überging es.

Marty sagte mit geschlossenen Augen: „Ich werde heute wieder abreisen.“

Jessica sog den Rauch ein und atmete ihn sprechend aus, er kroch zwischen ihren schönen Zähnen hervor: „Wohin denn schon wieder? Du bist ja nie Zuhause. Mama hat mich nach dir gefragt.“

„Was hat sie gesagt?“

„Sie will dich mal wieder sehen, sie vermisst dich. Verdammst, du bist ihr Sohn.“

Marty schluckte trocken.

Er griff in seine Gesäßtasche und zog die Kaugummipäckchen hervor. Marty legte sie an die Stelle, an der die große Papptasse Kaffee gestanden hatte. Er tat einen großen Schluck. Dann schob er die Kaugummis mit dem Zeigefinger auf Jessica zu. Sie rollte mit den Augen. Steckte die Kaugummis aber ein. Marty machte darauf eine einladende Geste. Jessica lächelte, er wusste, sie hatte noch nichts gegessen.

„Ich versuchte sie letzte Woche zu erreichen, sie hatte nicht abgenommen.“

„Sie dachte, es wäre wieder dieser Hausfreund, der sie seit Monaten belästigt.“

„Oh.“

„Du solltest sie wirklich mal besuchen. Es geht ihr wieder besser.“

Marty nickte traurig und:

„Dann fangen wir wieder an zu streiten, ...“

„Ich weiß, dass es schwer ist. Ich bin jeden Tag bei ihr.“

Das klang ein wenig Vorwurfsvoll, es tat ihr gleich wieder leid. Sie hatte den ganzen Morgen nichts anderes gemacht, als anderen Menschen Frühstück zu bereiten. Es muss grauenvoll sein, dachte Marty, den ganzen Morgen Essen vor sich zu haben aber nicht davon essen zu können. Begierig machte sie sich über das Essen her, ohne zu fragen, ob Marty etwas abhaben wollte. Er lächelte nur einsichtig und ließ ihr sogar seinen Schoko-Muffin, den er besonders mochte. Dafür holte er sein „Pausenbrot“ aus dem Rucksack und verschlang es. Rührei mit Schinken mochte sie nicht, Marty griff nach dem Kaffeelöffel und schob sich kleinste Mengen mit dem kleinen Löffel in

den Mund, da Jessica die Gabel für die Apfeltasche nahm. Er kaute noch immer auf einem Stück Brot. Jemand räusperte sich neben ihnen, sie schauten gleichzeitig auf und zum ersten Mal konnte man ihre Verwandtschaft sehen, sie sahen mit dem selben verwirrten Blick auf den großen Mann, der einfach aufgetaucht war. Jessica fragte sich wer das wohl sein konnte, Marty wusste es. Synchron schluckten sie.

„Wollen sie auch was? Wir haben hier noch Ham ´n Eggs und ein Stück Apfeltasche.“, sagte Marty.

„Nein, danke.“, antwortete er. Und lächelte höflich

„Das ist Mr. Sky B. White.“, stellte Marty ihn vor.

„Guten Morgen.“, sagte er.

„Ebenfalls.“, sprach Jessica mit vollem Mund.

„Mr. Guitierrez, Marty, wir sind soweit.“

„Und?“

„Nun, ich hab schon gepackt.“

„Wie bitte?“

„Ich habe schon gepackt.“

„Ich habe sie verstanden, doch, was soll das heißen?“

„Das soll heißen, dass wir loskönnen.“

„Jetzt sofort?“

Sky musste lächeln, es war ein spöttisches Lächeln.

„Ja, jetzt haben sie verstanden.“

„Woher wussten sie, dass ich hier bin?“

„Marty Guitierrez, ich weiß sehr viel von ihnen, ich habe Verbindungen.“ Bevor Marty etwas entgegen konnte, sprudelte es erneut aus Whites Mund: „Ich weiß sogar wer sie sind, sie sind Mr. Guitierrez wunderschöne Schwester. Jessica Guitierrez.“

Er schüttelte ihr energisch, über einen Blumenkübel hinweg, die Hand.

„Warum?“, fragte Marty.

„Wieso warum?“, Sky schaute überrascht, doch er war es nicht.

„Warum interessiert es sie, wie meine Schwester heißt?“

Ein herrischer Blick ging von Marty aus. Sky versuchte ihn niederzuringen.

„Ich weiß gerne, mit wem ich es zu tun habe!“

Restlos alles, dachte er noch, sagte es aber nicht.

„Nun, ich für meinen Teil habe auch schon gepackt.“, sagte Marty und schlürfte den Kaffee, zeigte auf seinen Rucksack.

„Ist das alles?“

„Ja.“

Sky zog nur eine Augenbraue hoch.

Israel war groß, sogar noch größer als sein Vater. Er hatte ein geradezu feminin feingeschnittenes Gesicht, Kaum eine Ähnlichkeit

bestand zwischen Sky und Israel White. Er hatte die sehr dunklen Augen seines Vaters und das schiefe Lächeln seiner Mutter. Er hatte keine Boxerveranlagung. Israel wusch sich im Vorraum die Hände, suchte nach einem Handtuch, oder so etwas ähnlichem. Da war nichts, wozu auch? Er trocknete die Hände an seinem T-Shirt ab und verließ den Raum.

Marty gab Jessica einen Kuss auf die Wange, über den Tisch und flüsterte ihr ins Ohr: "Der geht mir jetzt schon auf die Nerven. Wenn seine Halsstarrigkeit ihn nicht umbringt, tu ich es."

"Könnten wir jetzt?"

„Ja.“, provozierend langsam trank er den Kaffee aus, stopfte sich den Rest der Apfeltasche genüsslich in den Mund. Dann schob er das Tablett auf die Tischseite von Jessica und trat neben den Tisch.

"Tschüss."

„Grüß Mama von mir, ich besuche sie, wenn ich zurück bin.“

„Ich werd es ihr ausrichten.“

„Danke. Hab dich lieb.“

Im Hinausgehen aus der Cafeteria hob Marty den daneben geworfenen Müll auf und legte ihn auf die prall gefüllte Recyclingtonne.

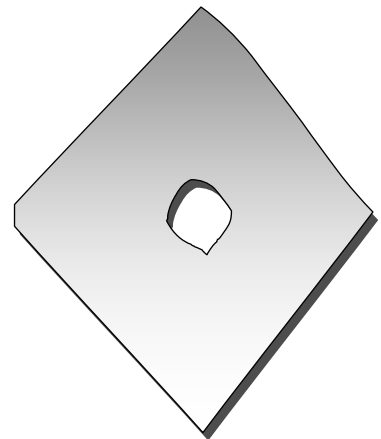
Gerade kam Israel zielstrebig auf sie zu. Marty sah nicht mehr, dass Jessica in der Ecke hinter dem Verkaufstresen stand und zufrieden seufzte und eine ihrer Reserve-Zigaretten rauchte, bevor sie die neuen Kunden bediente. „Darf ich ihnen meinen Sohn vorstellen? Israel das ist Marty Guitierrez.“

„Erfreut.“

Sie gaben sich die Hände.

Israels Händedruck war fest und ehrlich. Er lächelte und sein Kopf war immer etwas schief, er schien ein lieber Junge zu sein. Da wünschte sich Marty sich auch so einen Jungen als Sohn. Der Gedanke verflog schnell wieder. Klaus Schneider winkte ihnen und sie setzten sich in Bewegung. Ihr Flugzeug stand auf dem Rollfeld, als wollte es unbedingt wieder von hier weg. Die Maschine sah etwas schmutzig und auch unzuverlässig aus, was sie aber bestimmt nicht war. Marty drehte sich noch einmal zum Flughafengebäude um, als sie auf den leisesurrenden Elektrowagen zu dem Flugzeug gefahren wurden. Er hatte seinen Rucksack auf dem Rücken und stützte sein Kinn auf die Fäuste.

Sky piff etwas undefinierbares und Israel schaute Marty fragend an. Sagte aber nichts.



Nebelinsel

Donnerstag / 10:21 Uhr / Costa Rica

Das Flugzeug glänzte in der hellen Sonne. Es stand auf dem Rollfeld, als wollte es unbedingt wieder von hier weg.

Klaus saß am Steuer des leisesurrenden Elektrowagens mit dem sie zu dem Flugzeug fahren. Ihm gefiel die Stille nicht und als Sky anfing etwas zu pfeifen, war ihm das auch nicht recht. Er wollte nicht von hier weg, aber was sollte er denn tun? Er konnte nichts tun, außer seinen Job.

Er stoppte den Wagen am Heck der Maschine und dienstbeflissene Costaricaner verluden ihre Habseligkeiten in das Flugzeug.

Es schien, als hätten sie nur darauf gewartet, etwas zu tun zu haben. Sie wuselten wie Arbeiterameisen umher und erfüllten ihren Zweck sehr schnell.

Klaus kam sich in dem Moment sehr überflüssig vor, unsicher schaute er sich um. Er beschloss seinen Koffer selbst ins Innere der Maschine zu tragen.

Ein Arbeiter griff ungefragt nach Marty's Rucksack, den er nun auf dem Schoß liegen hatte. Sein Kopf war Israel zugeneigt, sie saßen noch auf dem kleinen Elektromobil und unterhielten sich. Im Augenwinkel sah Sky, was geschah, als der Arbeiter mit ausdruckslosem Gesicht an dem Rucksack riss. Marty's Ellenbogen schnellte hoch, während er noch etwas zu Israel erwiderte.

Er traf den Arbeiter an der Stirn. Der taumelte zurück, etwas verwirrt. Sky hob ein Gepäckstück an und drehte sich zu einem Arbeiter, der es ihm abnahm und verlud. Er sah, wie der Arbeiter zurücktaumelte, weil Marty ihm eine abgeräumt hatte. Der junge, muskulöse Arbeiter gestikuliert wild und fluchte, verfluchte Marty. Aber der reagierte gar nicht, als hätte er nichts mitbekommen. Er hatte unterbewusst gehandelt. Unterbewusst, instinktiv hatte Marty dem Kerl beinahe die Nase gebrochen.

Israels Augen weiteten sich, er hatte natürlich alles mitbekommen. Aber keine Reaktion von Marty, er sprach einfach weiter: „... du dich schon?“

Israel schüttelte mit dem Kopf: „Nein!“

Marty meinte lächelnd: „Du wolltest gar nicht dabei sein, oder?“
„Nein.“

Sky hatte Klaus erpresst und seinen Sohn gezwungen. Es schien, als wäre Marty als einziger freiwillig bei dieser kleinen Expedition dabei.

Marty Guitierrez schaute aus dem kleinen schmierigen Fenster, die Sonne schien und Fröhlichkeit machte sich in ihm breit. Wieso sollte er nicht fröhlich sein, man war dies doch eigentlich immer, wenn man dem Alltag entfloh.

Unter ihm zog das Land vorbei, Wälder, Städte.

Sie stiegen noch um einiges höher und drangen durch ein spärliches Wolkenbett, über den Wolken ließ sich kaum noch etwas von dem Land erkennen, über das sie flogen. Sie waren nun viel zu hoch. Marty lehnte sich zurück und nippte an der lauwarmen Cola. Es schmeckte widerlich und zuckrig rann es seine Kehle hinab. Übersüß, Marty schauderte.

Er goss sich den Rest in die Mund, er verzerrte sein Gesicht und ließ die Kohlensäure durch die gefletschten Zähne entweichen. Widerlich süß. Irgendwie hatte er jetzt das Bedürfnis noch mehr zu trinken, noch mehr von diesem lauwarmen Zuckerwasser. War das nicht sogar so beabsichtigt?

Egal, ...

Sky B. White hatte sich schon zu Beginn ihres kurzen Fluges ins Cockpit begeben. Es schien den jungen Piloten nicht zu stören, dass White ihm über die Schulter schaute. Da Sky selbst eine kleine Cessna besaß und flog, interessierte ihn diese kleine Linienmaschine sehr.

Der Pilot trug eine Sonnenbrille, die so dunkel schien, als wäre es die Brille eines Blinden. Und auch der Rest seiner Erscheinung erinnerte weniger an die Piloten, mit denen White sonst arbeitete. Er war ein freundlich lächelnder Costaricaner, mit kurzem, militärischem Haarschnitt. Sein gelbes Tankshirt hatte schon dunkle Schweißbränder und klebte an seinem Oberkörper fest.

Er trug knielange, ausgefranste Jeans mit dem grüngelben Aufdruck seiner Fluggesellschaft auf dem Oberschenkel. Er biss sich mit dem eintönigen Grau seines Cockpits. Da kein Copilot an Bord war, der hatte gestern seinen 79. Geburtstag gefeiert, erlaubte Sky es sich, diesen Platz einzunehmen. Der Pilot lächelte nur und fragte dann auf Spanisch: „Können sie mich verstehen?“

White hatte herausgehört, dass dies eine Frage war, doch er konnte nur raten, was gefragt war.

Er antwortete: „No, I´m sorry. Können sie Englisch?“

„Soll das ein Witz sein, ich bin Pilot.“, antwortete er in reinstemfeinstem Englisch. Das Lächeln verschwand.

„Sie sind hier nicht im tiefsten Dschungel, wir mussten in der Schule English lernen ... Es ist unsere Amtssprache.“

„Entschuldigung.“, lehnte Sky ein, kleinlaut.

Das Lächeln tauchte wieder auf.

Marty brauchte noch eine Cola, er stand auf und lief, auf die Sitzreihen gelehnt, nach hinten durch den schmalen Gang.

In Richtung Laderaum. Der Boden des Flugzeugs war einst mit Teppich ausgelegt, nun, nach der Überholung, war der schimmlich-schmutzige Teppichboden durch günstigeren und hygienischeren PVC-Belag ersetzt worden, der natürlich kein PVC enthielt.

Martys hohe, bequeme Stiefel quietschten über den Plastikboden.

Plötzlich wurde er zur Seite geworfen, fiel auf den Sitz, an dem er sich gerade festgekrallt hatte und auf einen Schlag wollte er keine Cola mehr. Heftig wurde er durchgeschüttelt. Sein Kopf knallte gegen die Bordwand und er riss seine Augen auf und bekam schon kurz Panik. Wie verhielt man sich bei einem Flugzeugabsturz?

Dann stabilisierte sich das Flugzeug wieder und aus den krächzenden Lautsprechern drang eine arg verzerrte Stimme:

„Äh? Das war ein Luftloch, ... Entschuldigung.“

Marty Gesicht entspannte sich wieder, das war Sky B. White.

„... nie mehr mit meiner Maschine fliegen.“, brüllte der Pilot Sky an. Sky kniff die Lippen zusammen, zog entschlossen den Kopf zurück, reumütig verzog er sich aus dem Cockpit.

Er zog die Tür auf und ging durch sie hindurch, da sah er, wie Marty Guitierrez sich aufrichtete, er schien hingefallen zu sein.

„Mr. Guitierrez, warten sie.“, rief Sky hinter ihm her.

Marty zögerte kurz, drehte sich nicht um und ging weiter.

Er ließ Sky nochmals rufen.

„Warten sie.“

Doch Marty sah nicht ein, zu warten. Er wollte etwas trinken. Er musste. Also lief er an den Sitzreihen vorbei, durch den Mittelgang und das mit schweren, steifen Schritten.

Er zog schnell die Tür zum Gepäckteil auf und verschwand hinter ihr. Ein grauer, dämmeriger Gang zog sich über einige Meter hinweg, an den Seiten waren einige unauffällige Türen, Toiletten, Kabinen der Piloten oder ähnliches. Marty schritt entschlossen und uninteressiert an ihnen vorbei, er fragte sich gerade, was da so rumpelte. Er kam zu einer weiteren Tür und öffnete auch diese. Er sah zuerst nichts, senkte seinen Blick und da war eine Treppe. Marty ging sie herunter. Noch dunkler war es hier, er hörte jemanden fluchen. Deutsche Flüche.

Es war Schneider, er lag auf einer ziemlich alten Matratze und stöhnte vor sich hin. Als hätte er große Schmerzen.

Als White die Maschine unter „seiner Kontrolle“ hatte, war Schneider von seinem provisorischen Bett gefallen. Und jetzt fluchte er. Klaus war es, was so gerumpelt hatte. Er war so verdammt müde und dieser Kopfschmerz pochte gegen die Innenseite seiner hohen

Stirn. Er wollte schlafen. Aber es ging nicht. Immer wieder kam ein Gedanke und ließ ihn dann nicht einschlafen. Heute Nacht hatte der Zoll ihn wachgehalten, es gab Probleme wegen dem Van, er war zu schwer. Die Lösung war, den Tank zu entleeren. Seine schwächlichen Schultern waren verspannt. Als Marty näher trat, mit dem typischen, nachdenklichen Gesichtsausdruck, bedachte Klaus ihn mit einem bösen Blick. Marty schaute in dieses faltige, helle Gesicht, es hob sich stark von den grauen Wänden ab. Er versucht eine Regung zu erkennen. Nur eine kleine Regung. Klaus kniff die Augen zusammen, sein Mund blieb dabei offen, wie gelähmt.

Was war das, fragte ihn dieses Gesicht dann, ohne etwas zu sagen, was war das, was mich geweckt hat, ich will es aus diesem verdammten Flugzeug stoßen.

„Ein Luftloch.“, Marty antwortete auf diese ungestellte Frage und er sah wie sich der Gesichtsausdruck, die ganze Körperhaltung des kleineren Mannes entspannte. Klaus sank in sich zusammen. Marty sagte: „Ich glaube aber eher, dass unser lieber Mr. White ins Steuer gegriffen hat. Er kam ganz plötzlich aus dem Cockpit raus.“

Klaus nickte säuerlich und bedeckte sich die Augen mit den Händen. Schneider atmete aus und räusperte sich lange.

„Guitierrez?“

„Ja.“

„Was mich noch immer nicht in Ruhe lässt ist, das es auf dieser Insel Dinosaurier gegeben hat, oder?“

„Ja, das ist so sicher wie das Amen in der Kirche.“

Marty nickte.

„Wo sind die plötzlich alle hin? Und, woher wollen sie so genau wissen, dass da jetzt nichts mehr ist?“

Marty nickte.

Er nickte und dachte über eine Antwort nach.

„Was denn?“, fragte Klaus und nahm die Hände weg, drehte seinen Kopf um Marty genau sehen zu können. Er hatte seine Brille nicht auf und sah ihn im Dunkeln nur sehr verschwommen. Was nichts ausmachte.

Klaus verschränkte die Arme vor der Brust.

„Ich will eine Antwort.“

„Kann ich mir denken.“, sagte Marty, immer noch nickend.

„Das ist doch wichtig, oder irre ich mich da? Ist es nicht wichtig, ob wir wissen, ob da noch Dinosaurier rumrennen. Nur darauf warten uns zu fressen.“

Marty lächelte. Vielleicht sogar etwas verlegen.

Er lachte kurz und meinte: „Das kann ich mir nicht so recht vorstellen. Es ist anders als sie denken.“

Klaus blieb hart und presste die Worte einzeln heraus: „Was denke ich denn?“

„Die Dinosaurier sind keine mordenden Bestien. Na ja, auf jeden Fall nicht alle. Die meisten Dinosaurier waren Pflanzenfresser.“

„Hey, das weiß ich auch. Ich habe Kinder. Da weiß man so was.“ Marty nickte heftig, einmal hoch und einmal runter, als wollte er sich sein Genick brechen.

„Ich weiß nichts von Dinosauriern auf der Isla Nublar. Es ist nahezu unmöglich. Dort wurde alles zerstört. Die Tiere wurden abgeschlachtet, man hat alles bombardiert.“

„Sicher?“

„Ja.“

Klaus dachte nach und es kam ihm plausibel vor. Marty musste es wissen, es war sein Job das zu wissen.

Marty Guitierrez lehnte sich an einen Stapel von Koffern, die mit Gummiseilen am Boden und der Wand verankert waren.

„Wie gut kennen sie White eigentlich?“, fragte Marty und Klaus schaute ihn aus den Augenwinkeln an. Er zupfte seine Jacke zu Recht, die er sich unter den Kopf gelegt hatte.

„Hat das nicht Zeit bis später, irgendwann? Ich bin müde“, sagte er mürrisch und drehte sich ein wenig zur Wand. Er drehte sich weiter und schaute die schmutziggraue Wand an.

Als er bemerkte, dass Marty noch immer dastand, drehte er sich wieder um und antwortete in seinem schnellen Englisch: „Ich kenne ihn sehr gut, von der Uni, nachdem er seine Boxhandschuhe und die Shorts an den Nagel gehängt hatte, haben wir dort gemeinsam studiert. Darf ich jetzt noch die halbe Stunde schlafen? Danke!“

Es klang sehr abweisend und Marty ging die Treppe wieder hinauf. Vorne in dem alten Kühlschrank war noch eine Cola, er brauchte nur nach vorne zu gehen. Wäre da nicht White, er stand mit verschränkten Armen im Gang.

„Wollen sie noch irgendetwas wissen?“, fragte Sky mit starrem Blick und glitzerndem, leisem Schalk in den dunklen Augen. „Noch mehr Informationen über unsere Firma? Meine Blutgruppe?“ Es klang so, als hätte er Marty und Klaus eben zugehört. Da drehte er sich um und lächelte breit, er lief auf den gelben Kühlschrank zu, zog in einer geschmeidigen Bewegung die Tür auf und zog aus dem hinteren Fach eine beschlagene Dose Cola.

Die letzte Dose, es gab nur noch Unmengen Mineralwasser. Grimmig holte Marty eine der Flaschen hervor und riss den Deckel geradezu ab. Wasser war sowieso viel besser. In dem Flugzeug war es höllisch heiß, inzwischen war Marty natürlich an das Klima gewöhnt. Es war normal für ihn, aber doch ein wenig unangenehm unter der sengenden Mittagssonne. Marty transpierte kaum, sein Körper war akklimatisiert. Sky hingegen schwitzte, nein, er triefte vor Schweiß.

Die Cola rann beißend seinen Rachen hinab, es erfrischte ihn, sie war eiskalt. Marty sog an der Flasche. Zwei durstige Menschen, stillten ihren Durst in mehreren tausend Metern Höhe und starrten sich dabei in die Augen, herausfordernd.

Sky verkniff sich das Aufstoßen und setzte sich auf einen der Sitze, die mit dem größten Luxus des Flugzeugs ausgestattet waren, schwenkbaren Tischen mit Dokumentenfächern und Getränkehaltern.

„Setzen sie sich.“, forderte White Marty auf.

Marty tat dies nach einem kurzen Zögern, er musste pausenlos die Dose ansehen. Wasser war eben etwas ganz anderes als Cola.

„So dann erzählen sie mal, warum sie wirklich mitwollten? Warum wollten sie uns begleiten?“

„Warum ich wirklich mitwollte?“

„Sie sagten, dass sie mir den Kopf abreißen wollten, wenn ich einen Grashalm umknicke. Das glaube ich ihnen nicht. Es muss etwas anderes geben. Sie wollen aus einem anderen Grund auf die Insel, sie wissen etwas, dass ich nicht weiß.“

„Es ist allerdings der einzige Grund. Was denken sie denn, warum ich hier bin?“

Marty lehnte sich zurück und nahm einen Zug des prickelnden Wassers. Er wiederholte: „Sie sind der einzige Grund.“

„Ich weiß es nicht, aber irgendetwas muss es doch sein. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie uns nur begleiten, weil sie Angst haben, dass wir dort den Boden umgraben und ein paar Maulwürfe aus ihren Erdlöchern jagen.“

Marty setzte die Flasche ab, sie war jetzt nur noch halbvoll und er schraubte sie zu.

„Dort gibt es keine Maulwürfe.“, warf er ein.

„Ja, was gibt es dort denn überhaupt, dass sie sich solche Sorgen machen. Da lebt doch nichts mehr.“

Marty: „Doch Pflanzen.“

Sky: „Pflanzen?“

Marty: „Ja.“

Sky: „Wie darf ich das verstehen?“

Marty: „Ganz einfach, dort gibt es Pflanzen. Sie leben. Kein Mensch kümmert sich um sie.“

Sky: „Ich habe auch Pflanzen im Garten um die sich niemand kümmert. Sie haben meinen Garten noch nie gesehen, da steht das Gras hüfthoch.“

Marty: „Wieso mähen sie nicht?“

Sky: „Keine Ahnung, das macht keinen Spaß und es stört ja niemanden.“

Marty: „Was wäre, wenn jetzt jemand kommt und ihnen den Rasen mähen will?“

Sky: „Soll er doch, bezahlen werde ich ihm nichts, niemand hat Geld zum Verschenken.“

Marty: „So bringt das nichts, ich sehe es.“

Sky: „Ja, denke ich auch.“

Marty: „Auf dieser Insel leben Vögel, Unmengen Vögel. Die Inseln sind ihre letzten Zufluchtsorte. Sie liegen soweit vom Festland entfernt, dass niemand sich für sie interessiert, außer ihnen, natürlich.“

Sky: „Wir werden doch keine Vögel jagen, wir wollen nur eine Pipeline und ein oder zwei Gebäude errichten, es gibt sogar Pläne, dass wir die alten InGen-Ruinen sanieren.“

Marty: „Ja, aber das ist es ja. Sie wollen dort etwas ändern. Der Einzige der daran noch etwas ändern kann, bin ich. Ich kann sie stoppen, dafür brauche ich aber einen Grund. Einen guten Grund, ich könnte sie drankriegen, wenn sie irgendwo Schwermetalle und Chemikalien in die Gewässer bringen. Nur ein Fass eines aggressiven Rohrrreinigers reicht schon. Sie wissen, wie unsere Umweltschutzbestimmungen inzwischen aussehen.“

Sky: „Ja, ich durfte sie lange studieren, bis man mich vorlud um unser Vorhaben vorzustellen.“

Marty: „Was machen sie sonst eigentlich so, wenn sie nicht gerade die letzten Zufluchtsorte tropischer Vögel vernichten?“

Sky: „Ach, übertreiben sie doch nicht. Warum wollen sie das denn wissen?“

Marty: „Ich weiß gerne, worauf ich mich einlasse. Ich will sie besser kennen lernen, um sie besser einschätzen zu können.“

Sky: „Dann will ich ihnen dabei helfen.“

Marty: „Ich will wissen, wie sie denken. Ich muss wissen, ob ich ihnen im Notfall vertrauen kann.“

Sky: „Denken sie denn, dass sie irgendwann dort auf der Insel Probleme haben könnten? Dass sie mir dann vertrauen müssen?“

Marty: „Man weiß es nie. Ich hoffe nicht, aber was schief gehen kann, geht normalerweise schief. Um mich mache ich eigentlich keine Sorgen.“

Sky lehnte sich zurück, verschränkte die Arme vor der Brust, er sah ziemlich entspannt aus. Wortduelle schienen ihn nicht zu beanspruchen. Marty aber auch nicht. Eine weitere Gemeinsamkeit.

„Sie meinen Murphys Gesetz.“

Marty: „Ja, aber ...“

Sky: „Dieses Gesetz wurde widerlegt. Nicht alles geht schief, was schief gehen kann. Wir würden in einer Welt des Chaos leben, wenn es so wäre.“

Marty: „Ein größeres Chaos, als das, das wir jetzt haben?“

Sky: „Viele Menschen haben eintönige, uninteressante Leben. Die kennen kein Chaos.“

Marty: „So jemanden kenne ich nicht.“

Sky: „Das kann ich mir denken.“

Marty: „Aber Brote fallen immer auf die beschmierte Seite ...“

Sky: „Nein, das hat etwas mit der Fallhöhe zu tun. Das Brot dreht sich ab einer bestimmten Fallhöhe und gleitet dann mit der Unterseite zu Boden.“

Marty: „Gut, ich entgehe dem Problem immer, indem ich mein Brot in der Mitte durchschneide und zusammenklappe.“

Er machte mit den Händen vor, wie er das Brot faltete.

Sky: „Sie lassen öfter etwas fallen, oder?“

Marty musste nachdenken und es sah so aus, als stimmte das. Er sah blitzartige Bilder vor sich, wie er Dinge fallen ließ.

Er lächelte und nickte, war aber cool.

Sky: „Gehen wir das ganze noch einmal durch?“

Marty: „Nein, brauchen wir nicht. Ich weiß doch, wie alles abläuft. Wir landen und...“

Israel trat als letzter aus dem Flugzeug, ging die Treppe hinab und hörte schon, wie der Pilot die Startvorbereitungen begann. Er hatte schon Abflugerlaubnis, Zeit ist Geld, war auch die Devise, die dieser Pilot vertrat. Als hätte er nicht genug Zeit, ließ er zwei Minuten nach ihrem Verlassen, die Turbinen warmlaufen und hob sofort darauf ab.

Die beiden Jeeps wurden von White und Klaus gefahren, der längere Jeep, gefahren von Klaus Schneider, zog einen großen Anhänger, auf der ein Stahlcontainer stand.

In dem Stahlcontainer war der Van.

Marty saß an der Seite von Schneider und schaute aus dem Seitenfenster, die Straße war gerade noch annehmbar, größere und kleinere Schlaglöcher in dem brüchigen Teer behinderten die geruh-same Fahrt und schüttelten die Autofahrer ein wenig durch.

An den Straßenrändern reihten sich Palmen auf, eine Allee wie man sie aus Bildern kannte. Sie wirkten keineswegs natürlich, sie waren in gleichen Abständen gepflanzt und kunstvoll in den unbefestigten Bürgersteig integriert.

Möwen flogen am Himmel, frische Meeresluft wehte durch die Autofenster. Sie waren am Meer, sie waren am Hafen.

Von weit her konnte man das große Schiff sehen, es passte nicht in diese Landschaft, das Design war irgendein Mittelding zwischen Hovercraft und Spaceshuttle. Es war zu modern und zerstörte Martys Ansichten von einem romantischen, costaricanischen Hafen.

Die Sonne war im Begriff den Zenith zu beschreiten.

Das Auto rumpelte über ein Schlagloch, sie glichen die Bewegung mit ihren Körpern aus, sehr lässig. Marty sah mit Wohlwollen, dass die Besatzung dieses Schiffs zu einem großen Teil aus Einhei-

mischen bestand. Sie mussten extra ortskundige Fischer oder Touristenführer angeheuert haben, das fand Marty aus mehreren Gründen gut. Es besserte die Haushaltskasse der einzelnen Fischer auf, denn die Amerikaner bezahlten gut. Und da war noch ein Grund, er fühlte sich wohler wenn er nicht nur mit snobistischen Amerikanern zusammen war. Sie waren angekommen und parkten die Autos direkt vor der Auffahrt zum Schiff. Marty stieg aus, schlug die Tür zu.

Seine Stiefel setzten in warmes, feuchtes Gras.

Er atmete tief durch. Er liebte die frische Meeresluft.

Ebenso wie er die feucht-schwüle Atmosphäre des Waldes liebte.

Er wohnte in der Hauptstadt von Costa Rica, nicht oft konnte er so reine Luft atmen, man musste diesen Augenblick genießen. Der Augenblick wehrte nicht lange an.

Ein alter Mann kam die Planke heruntergelaufen und piff schrill. Die Arbeiter sahen auf und zu ihnen hinunter.

Er sah alt aus. Doch Captain Joseph Finnigan war nicht so alt wie er wirkte. Fast wie ein Pirat, mit Augenklappe und Prothesen. In Vietnam wurde er von einer Mine erwischt, er erblindete auf seinem linken Auge, er bekam seine rechte Hand abgerissen und verlor den Unterschenkel seines rechten Beins. Joseph war von Leben gezeichnet, aber er war ein intelligenter Mann mit viel Verständnis und einem messerscharfen Verstand.

„Gestatten, mein Name ist Joseph Finnigan, Captain.“

Marty lächelte freundlich, höflich.

„Guten Tag, ich bin Marty Guitierrez. Gleich die erste Frage: Kennen sie sich aus, mit der Geschichte, der Inselgruppe die wir ansteuern wollen?“

„Oh, ich denke, ich bin nicht sehr belesen, aber wenn auf einer Insel in Mittelamerika Dinosaurier leben, dann weiß ich das auch. Übrigens, für Fragen stehe ich immer bereit.“

Marty nickte dankend und neigte den Kopf.

„Danke. Ist das ihr Schiff?“

„Oh ja, die Barbara II ist mein ganzer Stolz, nach Barbara I.“

„Ist das ihre Frau oder ein anderes Schiff?“, fragte Marty mit einem schiefen Lächeln. Finnigan prustete vor Lachen: „Gott bewahre, das ist meine Tochter.“

Finnigan lachte weiter, er klopfte Marty auf die Schulter und beide gingen die Planke rauf.

„Meine Frau...“, er fand das anscheinend sehr lustig und murmelte es im gehen, zwischen leisem Lachen.

Klaus und Sky fuhren die Jeeps mit dem Anhänger auf das Schiff. Marty schaute in den Himmel und trat zur Seite, als Sky ihm entgegengefahren kam. Er war gespannt auf die kommenden Ereignisse, er sah den Besatzungsmitgliedern ins Gesicht. Klaus stieg aus

und sprach etwas zu einem der Costaricaner. Der Costaricaner kam ihm bekannt vor, es war der alte Mann aus dem Krankenhaus. Marty konnte ihn kaum wiedererkennen, er sah so vital aus, so frisch. Im Krankenhaus hatte er so gebrechlich gewirkt, doch nun, an der frischen Seeluft, schien er wieder aufzublühen. Marty ging zu ihm, während José noch mit Klaus sprach, hatte er schon den Kopf zu Guitierrez gewendet und lächelte.

„Ah, Doktor Guitierrez, wie geht es ihnen?“, sagte er und lächelte den Jüngeren weiter an.

Marty gab ihm die Hand: „Das selbe wollte ich sie fragen.“

„Mir geht es den Umständen entsprechend gut.“, sprach der Tico und das Lächeln verschwand. „Meine Ohrmuscheln sind wie abgestorben, ich fühle nichts mehr. Ebenso taub und gefühllos sind meine Finger und meine Füße.“

„Wie viel Zeit hat man ihnen noch gegeben?“, fragte er geradeheraus. Er hatte José schon als direkten und nicht zimperlichen Menschen kennen gelernt.

„Bis zu einem Jahr, sagen sie kann man so überleben. Ich weiß nicht, ob ich das überhaupt will. Ich bete jeden Abend, das habe ich seit dem Tod meiner Frau nicht mehr gemacht. Ich bitte Gott, diesen Fluch von mir zu nehmen. Es ist ein Fluch.“

Marty hatte Mitleid mit dem alten Fischer. Er war vollkommen unschuldig an seiner Situation. José hatte sich auf eine Bank gesetzt, er spürte es in den Knochen. „Könnten wir uns duzen?“, fragte Marty beiläufig. „Ja, wieso nicht, Freundschaft beginnt mit dem Vornamen.“ Nun lächelte er wieder.

Die Überfahrt war ruhig und die Leute waren es auch. Die Organisation war vorbildlich. Die Aufgabenteilung war klar verteilt und es waren genug Arbeiter da. Es musste kein Stress entstehen, es sah so aus, als würden sie ein Unternehmen dieser Größenordnung jeden Tag durchführen.

Pelikane zogen in Formation am Himmel vorbei, zumindest wirkte es formiert. Etwas Lederartiges streife kurz die Wasseroberfläche und zog sich dann empor, mit einem zappelnden Opfer zwischen den Kiefern.

Die Isla Nublar und ihre Schwestern, waren zwar erst seit wenigen Minuten am Horizont, doch die Vorbereitungen der Verladearbeiten hatten schon begonnen. Dank des schnellen Antriebs, kamen sie der Nebelinsel rasant näher. Um den Bug des Schiffs schäumte die Gischt. Einer an Deck nahm sich die Zeit den Flug der Pelikane zu beobachten.

„Sie können auch helfen, Doc!“, rief einer der Jungen, der gerade eine große Stahlkiste am Kran befestigte, um sie später besser abladen zu können. Sie musste noch ein wenig angehoben werden, damit der junge Mann den Haken einhängen konnte. Guitierrez ließ

den Blick schweifen, dann ging er auf den Jungen zu und nahm ihm die schwere Kiste ab, er bemühte sich unangestrengt auszusehen. Doch die Kiste war unheimlich schwer.

Marty hob die Kiste höher, der Junge hakte sie ein.

Er lächelte den Jungen an. Dieser lächelte zurück.

„Marty!“, rief Sky und Marty blieb stehen. Er drehte sich um und wartete. Sky hatte ihn gleich eingeholt und er sagte sofort: „Jeder Tag kostet uns knapp eine viertel Million, für die Instandhaltung, Versicherung der Fahrzeuge und der Mannschaft hier.“

Sky deutete auf die schwerarbeitenden Männer an Bord und an Land.

„Außerdem muss die Beförderungspauschale und die Miete für das Schiff mitgerechnet werden. Die Mannschaft muss bezahlt werden.“

„Wie viele Tage maximal?“

„Unsere derzeitige finanzielle Situation, deckt allerhöchstens noch die folgenden 7 Tage, ab dem 8. Tag, ohne das Auffinden dieser Methanquellen, geht alles auf mein Konto, oder besser, davon ab.“

„Solange werden wir nicht bleiben müssen, denke ich. Die Insel ist nicht so groß. Außerdem kennen wir die Quellen.“

„Nein, sie kennen die Quellen. Deswegen war es nicht verkehrt, dass sie mich begleiten wollten.“

Guitierrez strich über seinen Bart, was großväterlich wirkte. Der Bart machte ihn alt.

„Wir sind da.“

„Ja.“

Die Mannschaft begann das Verladen der Fahrzeuge.

Sie liefen an Marty vorbei, der an der Planke stand und auf Klaus wartete, er sah mit allem anderem als Wohlwollen, dass Finnigans Leute systematisch begannen, die unberührte Natur am Strand zu zerstören.

Mit Macheten gingen sie auf die Pflanzen zu, um Platz zu schaffen, sie köpften die jungen Triebe und warfen die Gepäckstücke in das feuchte, hohe Gras. Mit jedem Schritt konnten sie eine bedrohte Spezies auslöschen. Doch er wusste auch, dass er nichts dagegen tun konnte, entschlossen wartete er nun noch auf Schneider, bis Sky dazukam. Sie gingen zu Dritt die breite, ausfahrbare Planke hinunter. Ihre Schritte machten hallende Laute auf dem Metall.

Captain Finnigan und der Großteil seiner Mannschaft blieben auf der Barbara II. Es musste noch einiges an Land geschafft werden, Sky wollte nicht so lange warten.

Finnigan griff nach dem Satellitentelephon, wählte durch und bekam Eduardo Caucho ans Telephon.

„Guten Tag, wir hatten schon einmal miteinander gesprochen.“

„Ja, ich erinnere mich.“

„Mr. Caucho, wir sind jetzt auf der Isla Nublar, bisher verläuft alles nach Plan.“

Das Cockpit war geräumig, bequeme Polstersessel standen an den Wänden und dort, wo man sie brauchen könnte.

„Hat Guitierrez angedeutet, dass er unsicher ist, ob noch Dinosaurier auf der Isla Nublar leben?“

„Nein, nicht so weit ich weiß. Aber wir sind uns ja auch nicht sicher. Ich glaube, das war keine gute Entscheidung.“

„Was? Sie meinen, dass es keine gute Entscheidung war, diese Touristen in das Sperrgebiet zu lassen?“, Eduardo lehnte sich in seinem Ledersessel zurück, seine Stimme klang entspannt, doch er war alles andere als das.

„Natürlich war es das nicht.“, fügte er hinzu, winkte seine Sekretärin, die ein leichtes Sommerkleid trug, mit der Kaffeekanne zu sich. Sie schüttete ihm reichlich in die große Emailtasse.

Er trank, es schmeckte fürchterlich nach Seifenlauge. Seifenlauge! Sie waren hier im Land der besten Kaffeessorten, des besten Kaffees, und er bekam solch eine Brühe vorgesetzt. Finnigan setzte sich unbequem auf den weichen Sessel und sagte was er meinte: „Es gibt Dinosaurier auf der Insel.“

„Ja, hundertprozentig werden ein paar kleine Procompsognathen und Pterodactylen ihnen über den Weg laufen. Aber die kommen von der Isla Sorna. Die Pteros fliegen jetzt sogar schon über Norwegen, die Kälte macht ihnen wenig aus. Und die Compsognathen schwimmen, die schwimmen, als wären sie keine Landtiere. Diese beiden Gattungen, sind die einzigen, vor denen wir Angst haben müssen. Die Compys machen sich auch auf dem Festland breit, sie unterwandern Costa Rica. Die Invasion zeigt sich an den vielen vereinzelt Kleinkinder, die auf den Spielplätzen von diesen kleinen Bestien angefallen werden. Die Kindersterblichkeitsrate ist um 2 Prozent gestiegen.“

„Ich mache mir Sorgen um meine Crew.“

„Wieso das?“

„Was sind diese Compsodingsda? Das klingt gefährlich.“

„Compsognathen können kleinen Kinder gefährlich werden, ihnen bestimmt nicht. Sie sind im Durchschnitt einen halben Meter bis einen Meter lang, ihr Biss ist giftig. Das Gift hat eine schmerzstillende Wirkung. Es desinfiziert die Wunden sogar leicht. Dabei verabreichen diese kleinen Biester noch eine Dosis „Schlafmittel“, wenn man seinen Kreislauf nicht auf Trab bringt und anfängt herumzurennen,

schläft man innerhalb von zwei bis drei Minuten ein und sie machen sich seelenruhig daran einen aufzufressen.“

„Dennoch muss ich mir Sorgen machen, angenommen es stimmt was sie sagen...“

„Es stimmt hundertprozentig.“

„...da sind noch immer diese Flugsaurier, die können uns auch attackieren.“

„Nein, sie sind reine Fischfresser und greifen andere Tiere nur an, wenn man ihnen zu nahe kommt oder in ihr Luftrevier eindringt. Sie haben das ja nicht vor.“

„Woher wollen sie das alles wissen?“

„Ich weiß es eben, ich habe bessere Quellen als sie jemals haben werden.“ Eduardo reichte diese Konversation. Er wollte schleunigst nach Haus, seine Frau wartete schon. Heute vor fünfzehn Jahren hatten sie sich verlobt. Sie würde ihm die Hölle heiß machen, wenn er zu spät zum Essen kam. Darauf war er nicht besonders scharf. Irgendwie musste er diesen Angsthasen abwimmeln.

„Ich werde dieses Satellitentelefon ständig mit mir herumschleppen, OK? Sie haben den besten Mann dabei, den ich ihnen bieten kann. Marty Guitierrez ist mehr als geeignet für den Job ihre Kunden sicher zu lotsen. Er hat Felderfahrung. Vielleicht sogar mehr als sie.“

„Das wage ich zu bezweifeln, aber, OK, wie können sie sicher sein, das keine anderen, vielleicht gefährlicheren Dinosaurier die Insel wieder bevölkern, oder sogar noch aus den Zeiten des Parks dort leben.“

Eduardo schüttelte den Kopf: „Nein, unmöglich, alles wurde eliminiert, es gibt sicher noch ein paar Ratten, sie sind dort sozusagen, die „herrschende Spezies.“

Eduardo lachte laut und legte auf, Finnigan konnte darüber nicht lachen. Joseph Finnigan rief seine Tochter über die Bordsprechanlage: „Barbara? Komm auf die Brücke.“

Er nahm ein Taschentuch aus seiner Tasche und schnaubte sich die Nase. Er wollte alles Barbara erzählen und sehen, was sie dazu sagte. Ihre Urteilskraft war ihm wichtiger als die seiner Mannschaft. Sie war eine Frau und Frauen hatten immer Recht. Er konnte Männern nur einen Rat geben: Hört auf eure Frauen!

Ihre Fahrzeuge fuhren leise. Mit den Jeeps und dem Van hatten sie sich schon bis zu einer kleinen Straße vorgekämpft, der Teer war rissig, aus ihm rankten sich Gräser und Sträucher. Doch war er leichter zu befahren als die hüfthohen Gräser, die den Strand gesäumt hatten und erst mal überwunden werden wollten. Alles war friedlich und ruhig, man konnte die Ruhe und den Frieden, den diese Umgebung ausstrahlte, richtig genießen. Das tat Marty, er schaute

aus dem offenen Fenster, leise surrend fuhren die Autos weiter, polternd über Steine eines ausgetrockneten Flussbetts, das über die kleine Zufahrtsstraße führte.

Für die Whites und Schneider war diese Stille ungewohnt und sehr unangenehm. Sie waren Stadtmenschen und es gewohnt, dass sie aufpassen mussten wo sie hintraten, um nicht von der Straßebahn oder einer Autokolonne überrollt zu werden, sie waren es gewohnt, rund um die Uhr Abgase zu riechen, die Nachts auf den kalten, schmutzigfeuchten Teer herabsanken.

Hier gab es keinen Lärm. Nur Vögel und das Rauschen der Nahen Brandung. Die feuchte Luft ließ den Atem stocken. Ein kühlender Wind zog durch das Wagenfenster des Jeeps, es war ein schöner Tag. Kaum eine Wolke musste vor dem leichten Wind fliehen. Sollte es regnen, sie würden heute Nacht nicht nass werden, auf dem Weg zur Barbara II. Wo sie die Nacht verbringen würden um Morgen wieder hinauszufahren.

Der heutige Abend würde ziemlich entspannt verlaufen, der Koch auf der Barbara II. sollte ausgezeichnet sein. Vor ihrer Abfahrt bat man sie, etwas von der Speisekarte zu wählen. Marty freute sich schon auf das Abendessen, da das Mittagessen für sie ja ins Wasser fiel.

„Marty, hören sie das?“, fragte Klaus.

„Was?“, Marty hob den Kopf ein wenig an.

„Was? Haben sie das etwa nicht gehört?“

„Nein, ich war kurz in Gedanken. Ich habe nichts gehört.“

„Das war ein Schrei, es klang total grässlich.“

„Klang es wie ein Dinosaurier?“

„Ja, denk schon. Weiß ja nicht wie die klingen.“

Da war es wieder. Schrill, verzerrt. Doch es war weit weg.

„Shit! Ich habe es auch gehört, Klaus, fragen sie vorne nach, ob sie es auch hörten.“

„Okay!“

Marty schossen Millionen Gedanken durch den Kopf, eindeutig erkennbare Bilder und solche mit denen er nicht viel anfangen konnte, sie waren, als wären sie unscharf fotografiert, kaum zu erkennen. Doch sie zeigten alle dasselbe, den verhassten Tod. Das Grauen, die Toten. Die Verstümmelten. Es waren viele. Plötzlich wollte Marty schnell von hier weg.

Das rohe Fleisch, die gerissenen Sehnen.

Das Blut. Eingeweide, die gefressen werden, obwohl man noch lebt. Ihm wurde kurz schlecht. Sein Gesicht wurde ganz plötzlich weiß.

„Sky, hast du das gehört?“, fragte Klaus in das Mikrofon und sie hörten eine Antwort aus den Lautsprecherboxen des Autos: „Habt ihr das etwa auch gehört, es klang fürchterlich.“

Das war Israels Stimme.

„Das war ein Velociraptorschrei.“, stellte Israel fest.

„Woher willst du das wissen?“, fragte sein Vater.

Israel sagte nur: „Dokumentation auf CNN.“

Klaus und Marty hörten Sky zischend einatmen.

Martys Magen rumorte, er glaubte sein Magen drehte sich gerade um, so fühlte es sich an: „Er hat recht, die Dokumentation war wahrscheinlich von mir, das war ein Velociraptor. Wir haben ausschließlich Originalaufnahmen verwendet. Und das war ein Velociraptor beim Erlegen einer Beute.“

Die Lautsprecher knackten und eine andere Stimme fragte: „Was ist ein Velociraptor?“

Es klang ein wenig verängstigt. Die Stimme war brüchig, und hatte einen starken spanischen Akzent.

„Pablo, schauen sie auf ihren Monitor in der Sonnenblende.“, Israel bekam einen unterschwelligem Befehlstone und huschte mit dem Stift auf dem Pad umher, gelangte in ein Internetlexikon und fand sofort eine kleine Abhandlung über Velociraptoren. „Sie sind knapp zwei Meter lang,...“, wollte Israel erklären. Doch Pablo unterbrach ihn barsch: „Ja, ich sehe es.“

Marty atmete tief durch und er glaubte die Antwort seiner Frage schon zu wissen: „Sky, kehren wir um?“

White schien nicht überrascht, überrumpelt zu sein. Er knurrte: „Nein.“

Und dabei blieb es.

Marty Guitierrez senkte seinen Kopf und massierte sich die Schläfen. Klaus, am Steuer, sah zu ihm hinüber: „Was ist jetzt? Wir können doch nicht hier bleiben. Wie soll denn das beschissene Gas abgebaut werden, wenn hier irgendwelche Dinos rumrennen?“

„Ich habe keine Ahnung.“, er stöhnte. Über Funk sagte er zu White: „Das ist ein Fehler.“

Keine Antwort. Israel White schüttelte den Kopf.

Marty sah in der Kurve, die sie jetzt gerade befuhren, wie Israel wild gestikuliert und aufgeregt zu reden begann.

Da war das Geräusch schon wieder, diesmal viel näher.

Auf den Videoschirmen liefen Sequenzen von Angriffen ab, allesamt perfekt ausgeführt, von den Raptoren. Sie sprangen einem Parasaurolophus auf den Rücken. Das Tier konnte sie nicht abschütteln. Sie schlugen ihm ihre Raubkrallen in die Seite. Das Tier brüllte wahrscheinlich, aber sie hörten nichts. Da war das Streamingvideo auch schon zu Ende und Pablo aktivierte die Funkeinrichtung. Sie hörten ihn keuchen. Marty drehte sich um, er sah den Mann in dem

Jeep hinter sich. Er konnte die ganze Situation noch gar nicht wahrnehmen, er war geschockt.

Pablo bremste plötzlich ab. Er schlug den Rückwärtsgang ein und setzte zurück, wendete. Er streifte einen Baum, das Astwerk winkte ihm hinterher.

Erkenntnis

Donnerstag / 13:34 Uhr / Isla Nublar

Vier hatten sich in einer Kajüte eingeschlossen.

Der erste Offizier der Barbara II. versuchte die Männer zu beruhigen.

„Da waren Hupias. Wir haben sie gehört.“, sagten sie.

Und: „Wir haben sie gesehen!“

„Bitte, beruhigt euch doch.“, sprach er auf Spanisch, der erste Offizier bemühte sich gelassen zu erscheinen. Doch er war es nicht. Er kannte die Mär der Hupias, gesichtslose Nachtgeister, Vampire. Die von den vielen küstennahen Inseln zum Festland kamen um Kleinkinder zu verschleppen, um hilflose Babys in ihren Bettchen, zu töten. Der Mann in der Ecke seines Bettes bekreuzigte sich immerzu, er war äußerst abergläubisch. Dafür war er bekannt. Mit gutem Grund, er hatte einen Sohn durch solche „Hupias“ verloren. Dicke Tränen rannen sein Gesicht hinab. Er hielt Photos seiner Kinder in seinen zitternden Händen. Er wimmerte: „Es waren Hupias. Ich sah sie! An Land, sie hatten sich im Gebüsch versteckt.“

Und er verfluchte sie, was gar nicht seine Art war.

José Pescador hatte sich die ganze Zeit zurückgehalten, doch als er sah, dass der erste Offizier die Geduld verlor, machte er sich daran, dem jüngeren Tico auf Spanisch beruhigend zuzusprechen. Der erste Offizier gab auf. Würde sie es schaffen diesen sturen Bock hier herauszukriegen, würde er draußen nicht mehr zu kontrollieren sein. Der erste Offizier auf diesem Schiff war auf seine Weise sehr attraktiv, groß, nicht übermäßig muskulös aber kräftig gebaut, harte Gesichtszüge, militärisch strenger Haarschnitt. Sie war 29 und hieß Barbara Finnigan.

Sie war Barbara I.

Die Tochter des Captains nickte José zu, er bedeutete ihr, dass er alles unter Kontrolle hatte, sie schwieg. sie verließ die kleine Ka-

jüte und trat auf den Gang. Niemand war hier unten, zumindest sah sie niemanden. Die Barbara II. hatte in fast jedem Raum teures Holzparkett als Fußboden. Er knarrte ein wenig, wenn man den Fuß aufsetzte. Auch die lange, schmale Treppe war aus diesem Parkett. Daran dachte sie jetzt nicht.

Sie konnte daran nicht denken.

„Glasscherben?“, fragte sie sich.

Da lagen Glasscherben auf der Treppe.

Glasscherben?

„Woher?“

Verdutzt schaute sie empor, das große Oberlicht war geborsten, es hatte die Treppe gut zur Hälfte überschattet, nun lagen nur noch feine Brösel auf der Treppe.

Das Glas war solches, wie man es als Autofrontscheibe benutzt. Nur, es war 2 cm dick, fast unmöglich es zu zerstören. Das Oberlicht war zerstört. Okay. Vielleicht war ein sehr schweres Gepäckstück heruntergefallen. Doch dann erkannte sie in den Resten der Scheibe eine Form. Eine einfache Kontur eines menschlichen Körpers, da war ein Mensch durchgebrochen.

„Oh, mein Gott!“, hauchte sie.

Dann tropfte ihr Regen auf die nackte Schulter.

Sie trug ein marineblaues Tankshirt und schwarze Pants, wie Badehosen.

Es sah doch gar nicht danach aus, dass es regnete, der Himmel war klar, eisblau und wolkenlos. Vielleicht nieselte es nur ein wenig. Ein weiterer Tropfen. Sie stand noch immer steif da, schaute auf die Glasscherben auf dem teureren Parkett und hob ihre Füße, sie hatte den Boden verkratzt. Barbara wischte sich unbedacht den Regen von der Stirn.

Sie schrie.

Der Regen war Rot.

„Oh, mein Gott!“, schrie sie und sie rannte die Treppe hoch. Bei jedem Schritt knirschte das Glas unter ihren Füßen.

Der Regen war Blut.

Ihr stockte der Atem und sie übersprang die nächsten vier Stufen. Sie riss die schwere Tür auf, auch an ihr klebte Blut, außen. Sofort roch sie den süßlichen Geruch von frisch vergossenem Blut. Es war überall. Überall auf dem Deck verteilt.

Vor ihr lagen drei Leichen, bestialisch verstümmelt. Sie wollte nicht hinschauen, doch sie versuchte die Leute zu erkennen. Die erste Leiche vor ihr, ihr fehlte der Kopf.

Sie trat mit offenem Mund auf die blutfeuchten Planken.

„Gott!“

Sie traute sich nicht, sich weiter umzusehen.

Tat es aber doch.

Tote, überall. Torsos, Extremitäten lagen wahllos verstreut auf dem Boden, als hätte ein Kind seine Puppenkiste umgekippt. Sie wollte nicht nachsehen ob noch jemand lebte, doch sie musste es tun. Bei dem Gedanken kam ihr Galle hoch. Sie schloss die Augen und erbrach über die Reling.

Und als sie die Augen öffnete, sah sie unter sich eine Leiche treiben. Sie hatte ihren Vater vollgekotzt. Auch er, tot.

Sie ging in die Knie, ihr Hirn überdachte die Situation methodisch und distanziert.

Sie saß nun in einer Blutlache direkt neben einem verdreht herausgerissenem Bein, doch ihr Brechreiz legte sich. Barbara hatte sich wieder unter Kontrolle, sie wischte sich über den Mund.

Sie dachte äußerst scharf nach: „Wieso hatten wir nichts gehört, sie konnten doch nicht lautlos ermordet worden sein?“

Man hätte doch wenigstens das Brechen des Oberlichts hören müssen! Doch nichts hatten sie bemerkt.

Waren diese bestialischen Mörder noch da, waren es Leute aus ihrer Crew? Nein, es sah so aus als wäre die gesamte Crew abgeschlachtet worden. Lautlos und innerhalb von weniger als fünf bis zehn Minuten? Niemand konnte so schnell eine solch große Crew niedermetzeln und das lautlos.

Oh, doch. Hupias.

Die Hupias konnten es.

Stimmte die Legende der Hupias? Gab es diese Nachtgespenster, die nun auch Erwachsene besten Alters zur Strecke brachten. Unwahrscheinlich. Wahrscheinlicher war jedoch, dass Dinosaurier, mordende Bestien, hier überlebt hatten? Auf der Isla Nublar, dem ehemaligen Jurassic Park. Hatten sie Waffen an Bord, falls diese Tiere zurückkamen?

Dann verflog diese berechnende Distanz, kurz überkam sie Panik. Sie würden alle sterben! Sie sah ihren Vater vor sich. Sie versuchte, nicht in Tränen auszubrechen. Sie versuchte sich zu besinnen, was sie als Nächstes tun musste. Sie musste diesen Typen von der Behörde anrufen.

Sie schrie.

Sie schrie lang und aus voller Lunge.

Doch das Echo trug nicht weit genug, als das Guitierrez sie hören konnte.

Marty hatte das Fenster heruntergelassen und die feuchte, warme Tropenluft wehte ihm durchs Gesicht. Gespannt lauschte er auf die Geräusche des Dschungels. Der Raptorenschrei war nicht mehr zu hören gewesen. Im Augenblick hatte er die Augen geschlossen und konzentrierte sich nur noch auf die Laute des Waldes. Gespannt lauschte er.

Auf den Monitoren in den Fahrzeugen verschwand der Bildschirmschoner und machte Platz für eine detailreiche dreidimensionale Landkarte. So sah sie also im Ganzen aus, die Isla Nublar. In den Headsets meldete sich White:

„Jungs, in zehn Minuten dürften wir die Hauptgebäude sehen.“

„Sky, die Sache ist gelaufen.“, sagte Marty mit geschlossenen Augen und atmete tief durch die Nase ein. Der Geruch des Waldes war wunderschön.

„Wie bitte?“, als hätte er Marty nicht verstanden.

Marty wiederholte sich gelassen: „Die Sache ist gelaufen.“

„Wir haben noch keinen Dinosaurier gesehen, und das vorhin ... das kann sonst was gewesen sein.“, verteidigte Sky sich.

Klaus klang bettelnd: „Sky, leg jetzt nicht auf. Hör zu, ich will hier nicht draufgehen ...“

„Ich auch nicht!“, warf Israel ein.

„... keiner will hier draufgehen.“, vollendete Klaus Schneider seinen Satz.

Sky wollte zum Besuchercenter.

„Dann können wir noch immer umkehren.“, warf er versöhnlich ein. Um die Anderen ein wenig zu besänftigen. Gerade überfuhren sie einen 4-5 Meter breiten Trampelpfad, der die schmale Straße kreuzte. Er sah frisch aus, als wäre er gerade erst benutzt worden.

Israel deutete darauf, Sky biss die Zähne zusammen und schnaufte angestrengt. Das gefiel ihm nicht, ganz und gar nicht.

„Dad, wir sollten umkehren. Es ist vorbei.“

„Warum denn? Das war nur ein Geräusch. Deswegen blase ich doch die Expedition nicht ab, kannst du dir vorstellen, wie viel ich investieren musste?“

„Aber, Dad. Du hast doch eben diese Schneise gesehen, die Irgendwas in den Dschungel geschlagen hat.“

Sky wurde wütend. Er biss die Kiefer noch fester zusammen.

„Versteh doch, wir brauchen diese Quellen. Wir brauchen sie!“

Nach einer kurzen Pause sprach er Marty über Funk an.

„Wenn es wirklich so sein sollte, werden sie dafür gerade stehen Guitierrez. Wir werden sie verklagen, ihre Daten sind falsch. Das ist überaus fahrlässig, sie setzen uns hier einer unberechenbaren Gefahr aus.“

Er hatte sich wieder beruhigt. So überraschend war es für ihn wirklich nicht, dass doch etwas überlebt hatte. Er hatte aber keine Angst.

„Scheiße!“, schrie Klaus.

Sky war gerade drei Meter vor ihnen, als er scharf abbremste. Israel hatte die Handbremse angezogen und mit dem linken Bein nach der Bremse getreten. Sie knallten vor an die Armaturen. Nun

mussten auch Klaus und Marty im zweiten Wagen abbremsen, auch sie flogen in ihren Fahrzeugen schmerzhaft nach vorn. „Verdammt. Warum hast du das gemacht!“, brüllte Marty niemand Bestimmten an. Sie knallten auf den Wagen vor ihnen. Sky schlug die Tür auf und sprang auf den brüchigen Teerboden. Der plötzliche Ruck hatte ihn schwindlig werden lassen. Er sah noch immer Sterne vor den Augen, als Klaus auf ihn zugerannt kam. White musste seinen Kopf schütteln und ihn in den Nacken legen um wieder klar denken zu können. Sie kamen um ihn anzuschreien, weil er, eigentlich Israel, so scharf gebremst hatte. Doch sie ließen ihn stehen, rannten an ihm vorbei. Sie schriean ihn nicht an und liefen an ihm vorbei. Er öffnete langsam, fast qualvoll die Augen und schaute ihnen hinterher. Da sah er den Grund, warum Israel überhaupt erst gebremst hatte.

„Scheiße!“, schrie Klaus erneut.

Also, wenn das kein eindeutiges, unverkennbares Indiz dafür war, dass Dinosaurier auf dieser Insel lebten.

„Verfluchte Scheiße!“

Es stank unbarmherzig. Mit dem Hemd vorm Mund trat Marty vor, er musste sich einen Weg durch einen Schwarm Fliegen bahnen. Das Tier war noch nicht lange tot, einen Tag vielleicht. Es war noch nicht verwest, nicht mal teilweise. Doch stank es, als würde es seit Ewigkeiten vor sich hin verfaulen. Marty maß instinktiv den Kadaver mit einem tränenverschwommenen Blick. Oh Gott, das stank. Es brannte ihm in den Augen, beißend, süßlich roch es. Das tote Tier war so hoch, dass Marty nicht über es hinwegsehen konnte. Es baute sich vor ihnen hoch auf, es musste früher mal so groß wie ein mittlerer Elefantenbulle gewesen sein. Doch nun war es dermaßen von Fäulnisgasen aufgebläht, Blasen von der Größe von Marty's Oberkörper waren zum Platzen prall aufgedunsen. Klaus beschrieb den Anblick ziemlich treffend: „Hammer, ist das groß.“

Und: „Wenn ich das so sehe krieg´ ich richtig Hunger.“

„Vor uns liegt eine Tonne madenverseuchtes Fleisch.“, stellte Israel fest und freute sich darüber unverkennbar.

„Ja, kaum zu übersehen.“, Sky hatte es inzwischen auch bemerkt, er lief darauf zu. Unsicher, ob das Tier nicht vielleicht doch noch lebte.

„Klaus, ähm? Das ist ein Rücken, der in unsere Richtung zeigt. Seht ihr das hier, das ist die Wirbelsäule.“ Marty deutete auf blasse Knochen, die zwischen den wabernden Insekten hervorragten.

„Ich kann keine Extremitäten sehen. Arme und Beine sind weg. Doch am Kopf, ...“

Marty kroch geduckt vor, ignorierte die Fliegen die ihn umschwirrten, ignorierte den stechenden Gestank. Eine dicke Schmeißfliege landete auf seiner Oberlippe und blieb in seinem Bart hängen.

„... am Kopf kann ich erkennen was wir hier haben.“

Er machte eine bedeutungsvolle Pause und ließ sich auf die Knie fallen, er wedelte Fliegen von dem toten Fleisch auf.

„Es ist ein Dinosaurier!“ sagte Sky, als könne er es sich nicht vorstellen. Marty wollte aber wissen welcher es war. Sehr leicht.

„Ja, es ist ein Parasaurolophus.“

„Para-was?“, fragte Klaus mit vorgerecktem Kinn.

„Ein Parasaurolophus, ein Entenschnabelsaurier.“, sagte Israel. Klaus atmete merklich auf, auch wenn der Parasaurolophus tot war und auch als er noch lebte, ihm nie etwas hätte antun können. Er war ein Pflanzenfresser gewesen.

„Absolut ungefährlich für Menschen, man sollte nur nicht unter einen geraten. Doch die Tiere, die diesen Para töteten, seine Beine mitschleppten waren Velociraptoren.“, erklärte Marty und zeigte auf die Eingeweide, die blass aus dem Kadaver hervorquollen.

„Woher wollen sie das wissen?“, rief Sky zu ihm herüber. Klaus hob die Stimme zu einer Frage, die er sich darauf selbst beantwortete: „Das sind doch die, die wir vorhin gehört haben?“

„Woher ich das weiß? Seht ihr diese Risse im Fleisch? Das sind eindeutig Krallenspuren eines Dromaeosauriers, eines Velociraptors. Raptoren erlegen ihre Beute mit ihren Raubkrallen an ihren Füßen. Scharf wie Steakmesser, groß wie Fleischerbeile, die sie im Sprung auf ihr Opfer ins Fleisch schlagen. Menschen würden in einem Schlag halbiert.“

Klaus fühlte sich nicht gut. Sie hatten diese Raptoren gehört, nun hatten sie eines ihrer Opfer entdeckt. Ihm reichte das, für ihn war dieser Job gestorben.

Er drehte sich auf dem Absatz um und rannte zu seinem Jeep, er sprang hinter das Lenkrad und schnallte sich an. „Können wir weiter?!“, rief er ihnen zu und ließ den Motor wieder an, er zog die Tür zu. Klaus rief auf dem Schiff an und erklärte ganz kurz von ihrer Entdeckung. Er ordnete den Abbruch der Organisation an. Es war vorbei, bevor es überhaupt angefangen hatte. Er wusste auch, warum Sky B. White so darauf drängt, in das Besuchercenter zu kommen. Er hoffte im Kontrollraum auf Daten zu stoßen, die vielleicht von Wert waren.

Marty zeigte auf Abdrücke, die von Vögeln hätten stammen können. „Seht ihr diese Fußabdrücke. Aasfresser, wir haben sie verschreckt, als wir die Straße entlang fuhren. Sie sind sicher noch hier in der Nähe, warten ab. Sie werden uns nichts tun, solange wir noch leben, aber trotzdem, wir müssen von hier weg.“ Er richtete sich schwungvoll auf und sprang mit ein paar Sätzen zu dem Jeep, er setzte sich und schnallte sich an. Sky fasste nach der Schulter seines Sohns. Israel wand sich aus seinem Griff.

„Dieses Vorkommen auf der Insel besiegelt den Erfolg meiner Firma. Wir brauchen diese Ressourcen.“

„Was bringt ihnen das, wenn sie tot sind?“, rief er von seinem Sitz und straffte den Gurt.

Nun, das war ein gutes Argument gewesen. Er sah Skys Stirn kraus werden.

„Aber ich muss darauf bestehen, dass wir zu dem Hauptgebäude fahren.“

Marty nickte.

„OK, wenn wir nur sofort danach von hier verschwinden.“

Sie fuhren schnell, sie drifteten auf dem matschigen Asphalt.

Doch sie kamen ohne weitere Zwischenfälle bei den Hauptgebäuden an. Marty hatte sich inzwischen ein wenig entspannt gehabt, seine anfänglich gute Laune kam allerdings nicht zurück, nachdem er wusste, dass Dinosaurier mit ihnen auf dieser Insel waren. Sie stiegen aus und Marty drängte dazu, dass man sich bitte beeilen sollte.

Dunst verhing den Boden und versperrte den womöglich überlebenswichtigen Blick in das Dickicht des Dschungels, hinter der Straßenabgrenzung. Versteckte sich dort etwas, so war es nicht zu sehen. Das löste in Marty ein seltsames Unbehagen aus. Als wüsste er, dass man ihnen auflauerte. Als könnte er sie sehen oder zumindest ihre Anwesenheit spüren. Verstohlen musterte er aus den Augenwinkeln die Nebelschwaden, die knapp über dem Boden schwebten. Hatte sich da nicht eben etwas bewegt?

War da nicht etwas zwischen den Palmen auf dem Zierrasen, dort, wo der Nebel am dichtesten schien?

„Nur nicht auffällig sein!“, ermahnte Marty sich stumm. Sie würden den passenden Moment abwarten und dann zuschlagen. Es würde schnell gehen. Sie wären tot, bevor sie wussten, woher der Angriff kam. Klaus bemerkte Martys Unwohlsein und trat zu ihm: „Marty, was ist?“

„Nichts, ich dachte ich hätte etwas gesehen.“

„Wo?“

„Da hinten bei den beiden Palmen, da wo der Nebel am Dichtesten ist.“

Klaus schaute angestrengt, doch er konnte nichts erkennen. Wenn da etwas wäre, musste man nicht etwas davon sehen?

Nur kurz? Einen Kopf der hervorlugte, einen Peitschenschwanz? Wahrscheinlich nicht.

Marty drehte sich zum Wagen um, schaute aber weiter in die Nebel, warf die Tür zu. Um zu beobachten, ob etwas auf den plötzlichen Laut reagierte. Nichts. Er atmete tief durch. Alles war unheimlich still und zu Klaus sagte er: „Hat Sky Recht, sind wir hier in Si-

cherheit, wenn nicht, stehen wir schon auf der Liste der gefährdeten Arten.“

„Na, Klasse.“, Klaus knurrte. „Menschen sind hier wohl nicht die herrschende Spezies, wir sind nur unbedeutendes Kleinwild.“

„So könnte man das sagen.“

„Hoffen wir, dass wir keine Delikatesse sind.“, sagte er und wusste, dass er jetzt aufhören musste, wenn er sich selbst nicht noch nervöser machen wollte. White sprang mit energischen Schritten die maroden Betonstufen empor, er fasste nach dem Türgriff der großen, hölzernen Schwingtür. Er zog. Er hatte den rostigen, goldenen Knauf in seinen Händen. „Shit.“, er sagte es ein wenig belustigt und trat mit Gewalt gegen die Tür. Sie erzitterte und brach aus den Angeln und Sky fiel mit der Tür ins Haus. Israel lachte. Klaus und Marty beobachteten noch immer die Nebelschwaden. Sky schritt über die Tür hinweg. Nach fast zehn Jahren Verfall, sah hier nicht mehr viel, so aus, wie zu Zeiten des Parks. Natürlich waren die Wände vergilbt und die Gardinen verschimmelt. Die große Aula war ein einziges Chaos, eine der Wände war eingestürzt und man konnte sehen, wie die Pflanzen in den Raum hineinwuchsen. Direkt vor ihm lagen zerfetzte, verwitterte Überreste einer riesigen Kunststoffplane. Der Marmorboden war grün gesprenkelt und feucht. Aus manch einem Teppich wuchsen Halme diverser Gräser. Ein schöner Anblick, fand Marty Guitierrez.

Über ihnen befand sich eine Kuppel. Doch sie bestand nur noch Stahlstreben und vereinzelt Glasplatten, das Glas, welches einst die Zwischenräume füllte, lag im Raum verstreut. Was besonders ins Auge stach, waren mehrere Haufen Knochen. Vor einer langen Wendeltreppe an der gegenüberliegenden Wand lag der größte Haufen. Die Knochen litten unter einer starken Verfärbung, was vielleicht an dem Moos lag, den sie angesetzt hatten. Israel dachte, vielleicht stand hier mal ein Skelett, als Dekoration. Von der Decke baumelten Gerüststangen an rostigen Stahlseilen, das war sehr wahrscheinlich. Man konnte noch ein Rückgrat mit mehreren Wirbeln und Rippenbögen ausmachen. Israel ging einige Schritte zwischen den Knochenbergen, wo ihm etwas ins Auge stach, der Schädel eines Tyrannosaurus rex. Er wusste, wie viel ein guterhaltenes Skelett dieser Gattung wert war. Israels Augen leuchteten, er kniete sich nieder vor dem gewaltigen Schädel, auf einige geborstene Knochen. Es sah so aus, als seien die Knochen zermalmt worden, von Etwas schwerem. Israel versuchte den feuchten Schädel anzuheben, er war um einiges schwerer als Israel gedacht hatte. Angesichts ihrer misslichen Lage war es schwer den Schädel zu transportieren. So wackelte er an einem der Zähne, ganz ohne Souvenir wollte er hier nicht weg. Sky rief Klaus zu sich und flüsterte ihm dann ins Ohr, damit Marty es nicht hörte: „Klaus, wir brauchen Waffen. Nur zur Sicherheit.“

Sein Sohn hatte nichts davon mitbekommen, gut. Klaus beunruhigte es, seinen Freund so sprechen zu hören. Doch er nickte nur.

„Marty geht mit dir.“, entschied Sky B. White.

Sky wollte auf Marty zeigen.

„Wo ist er denn?“

Marty roch modrige Feuchtigkeit. Im Café um die Ecke war es vollkommen dunkel, nur vereinzelt konnten durch die zerstörten Fenster und Jalousien Lichtstrahlen einfallen, doch Marty reichte das, um auszumachen, dass hier so gut wie alles zerstört war. Tische lagen um, Platten hingen von der Decke. Alles war überwuchert von den inzwischen wildwuchernden Zimmerpflanzen, bunte Blüten schimmerten in einem Lichtstrahl eines Fensterspalts. Noch bevor seine Augen sich gut an die Dunkelheit gewöhnt hatten, hörte er, draußen im Foyer, Skys Stimme, die fragte: „Israel, was hast du da?“

Und wie sein Sohn darauf antwortete: „Einen Zahn.“

„Cool, so was hättest du Zuhause nicht gefunden, oder?“

„Nein, bestimmt nicht.“

Guitierrez runzelte die Stirn und ging vorsichtig weiter. Marty stand nun inmitten von moosigen, aufgequollenen Tischen. Manche lagen um. In einigen konnte Marty tiefe Rillen und Kratzspuren sehen, er stolperte über Stuhllehnen und –beine.

Dann hörte er ein Geräusch, in Martys Ohren klang es fremd und er glaubte zu wissen, was es war. Es musste sehr nah sein. Nun spürte er einen Luftzug an seinem Hinterkopf, der noch nicht da gewesen war, und schnell drehte er sich um. Da war etwas.

Es rammte sein Schienbein und war sofort wieder weg, es gab nach. Und es zischte. Erschrocken sprang er zurück, doch es stieß ihn nun fester an, es stieß ihm in den Bauch. Er wedelte mit den Armen, der Boden war von Ranken bewuchert, ein Wunder das sie wuchsen in dieser Dunkelheit.

Er rutschte.

Marty fiel zu Boden.

Er schrie.

Er fühlte den feuchten Fußboden, an dem sein Gesicht klebte. Er schrie und zappelte wild, versuchte sich aufzuraffen, denn etwas war auf ihm, auf seinen Beinen. Er spürte eine Berührung und konnte nicht sagen, wie schwer es auf ihm lag.

Die Anspannung machte ihn verrückt, er konnte sich kaum regen, sein Unterkiefer zuckte. Das, was da auf ihm lag, saß oder stand, war irgendwie unbestimmbar schwer und fühlte sich trocken und warm an, ganz anders als die anderen Dinge in diesem Raum. Er tastete danach.

Kein Tisch.

Er riss seine Augen auf.

Wieder dieses Zischen und er merkte wie das Gewicht sich verlagerte. Ein Fuß wurde auf seinem Oberschenkel abgesetzt.

Das war nicht gut, Marty setzte sich auf.

Er stieß das schuppige, warme Ding von sich und sprang auf, sein Hinterkopf verursachte einen ziehenden Schmerz.

Das Tier knurrte.

Marty wusste nicht, was er da vor sich hatte. Er hatte Angst.

Er ging ein paar Schritte zurück, vorsichtig und brachte ein paar Tische zwischen sich und das Tier.

Er war mit dem Hinterkopf aufgeschlagen, als er nach hinten gefallen war, er fuhr sich über den Hinterkopf. Er spürte warmes Blut zwischen seinen Fingern. Marty wischte sich seine blutige Hand an der Jeans ab. und zog sein T-Shirt aus um es sich an den Hinterkopf zu pressen.

Er ging rückwärts weiter. Guitierrez schwenkte die schwere Tür zum Nebenraum unter lautem Ächzen auf. Der Raum war wesentlich heller. Hier würde er den Dinosaurier sehen, wenn es denn einer war. Er schaute sich um und ging schnell in die Mitte des Raums.

In der Restaurantküche des ehemaligen Jurassic Parks standen mehrere Reihen Edelstahlische, etwa hüfthoch. Die Küche war sehr groß und ebenfalls ein einziges Chaos. Sie war größer als Marty es gewohnt war. An den gefliesten Wänden, ließen sich Pfannen und Töpfe erkennen. In den Ecken des Raums standen tiefe Schränke, voll mit verschiedensten Kochutensilien. Marty öffnete den ihm nächsten Schrank. Er durchwühlte die ordentliche Sortierung, die in Gegensatz zu dem durcheinandergeworfenen Geschirr auf dem Boden stand. Käsehobel, Pfeffermühlen, Bestecksortiments, Messerblocks.

Messerblocks!

Er griff nach dem schweren Holzblock und nahm ihn an seine Brust. Er stellte ihn auf den Tisch. Marty tastete unbeirrt nach den Messern, als er verdächtige Laute hörte.

Er zog die Messer hervor, sie waren einzeln in Lederscheiden verpackt, wahrscheinlich noch nie benutzt. Er nahm nur die Längsten und Schwersten mit. Marty klemmte sich die 9 Fleischermesser unter den Arm. Er sah ein verführerisches Hackebeil auf einer Anrichte.

Marty zuckte mit den Schultern und die Messer rutschten und er klemmte sie fester. Er lauschte noch kurz nach den Lauten im Restaurantbereich. Jetzt war alles still.

„Mr. Guitierrez! Marty, wo sind sie?“, White rief laut nach Marty, er hatte Schreie gehört, die von Marty stammen mussten, er nahm nicht an, dass die Dinosaurier auf diese unflätige Weise fluchten.

Stumm blickte er konzentriert um sich, nun starrte er durch ein Fenster in die schwarze Leere der Cafeteria. Die Scheibe hatte an den Fugen grüne Patina angesetzt. Doch sie selbst war zur Mitte hin merkwürdig klar. Das störte ihn nun nicht viel.

Plötzlich huschte etwas durch den dunklen Raum, blendete die schwachen Lichtstrahlen ab.

„Oh mein Gott, es kommt auf mich zu.“, flüsterte er zu sich und trat keinen Schritt beiseite. Hatte es Marty schon getötet? Sky wusste nicht, was da auf ihn zukam. Sky lehnte sich auf einem der Raumteiler und starrte und schaute angestrengt ins Dunkel. Nichts. Wie konnte es hier nur so dunkel sein?

Plötzlich fuhr direkt vor seinem Gesicht etwas hoch. Erschrocken zog er den Kopf ein, stieß sich von dem Blumenkasten ab und sprang nach hinten.

Marty schwang sich über den gemauerten Raumteiler hinweg. Seine Hände setzten auf feuchte Erde. Er landete vor Sky und schaute kurz auf den Boden. Dann hob er seinen Kopf.

Sky las Entsetzen in Martys Gesicht.

„Da drin ist was.“, sagte Marty. Er gab dem überraschten Sky die Messer und wischte sich die Hände an seiner Hose ab, wo sie einen schmutzige Flecken hinterließen. Er schaute sich seine Hände an. „Wir müssen hier weg.“

Sky gab die Messer zurück. Behielt ein langes und steckte es in den Hosenbund. Er deutete nach oben. „Gehen wir hoch, Klaus und Israel haben gerade eben gerufen.“ Sie gingen die Treppe hinauf und sahen sich dann oben kurz um.

Keine Fenster. Es war ein Umkleideraum, doch an den Wänden standen keine separaten Spinde, wie man das vielleicht in einem Umkleideraum erwarten würde. Er wirkte wohnlich, war in warmen Farben gestrichen, und an den Wänden hingen an Garderoben Mäntel, Jacken und Hosen. Der Teppichboden brachte Moose und Flechten hervor. Hier war schon lange keiner mehr gewesen. Marty blinzelte in den Nebenraum, er hatte die Tür mit Gewalt aufgestoßen und die muffige Luft umfasste ihn, als er hineingetreten war. Eine der sieben Duschen, die mit weißen Wänden voneinandergetrennt waren, tröpfelte, seit mehr als zehn Jahren.

Es gab sogar noch Wasser! Woher mag Hammond nur solch immense Wasserressourcen gehabt haben? Es wäre denkbar, dass die Anlage durch eine eigene Quelle gespeist wird, dies ist eine vulkanische Insel. Er drehte sich wieder dem Umkleideraum zu und ihm kam ein Einfall. Mitten im Raum standen Tische mit blauen Plastiküberzügen. An den Wänden die Kittel.

Er durchsuchte sie, sie waren leer. Er fand verklebte Kaugummi, undefinierbare feuchte Klumpen und in einer Brusttasche eine goldene Identitätskarte mit Magnetstreifen und Strichcode.

Guitierrez sah sie sich genau an und wischte sich die klebrige Hand an der Hose ab, der faulige Kaugummi ließ sich nicht abwischen. Marty spielte mit der Goldkarte, so, dass Sky sie sehen musste.

„Was ist denn das?“, fragte White.

„Das ist eine Barcodekarte. Mit ihr kann man wahrscheinlich alle Türen des Gebäudes öffnen.“

Als White andeutete, dass er alle Türen bisher auch so aufbekommen hatte, fügte Marty hinzu: „Das ist eine Art Generalschlüssel. Man kann alle Türen öffnen, ohne sie aufbrechen zu müssen.“

„Wie? Für solche Schlösser braucht man Strom?“

Marty deutete mit einem Zeigefinger nach oben.

An der Decke über ihnen glomm eine schwache Lampe.

„Das müssen Israel und Klaus im Kontrollraum gewesen sein.“

Sky sah durch den Raum, hier hing ein gerahmter Lageplan aus Acryl an der Wand. Er riss ihn aus seiner Verankerung. Putz krümelte auf den fleckigen Teppichboden. Mit seinem Finger fuhr er den Plan ab. Bis er den Kontrollraum fand.

„Ich hab's. Gehen wir.“

Barbara lag auf dem Rücken, unter dem Helikopter. Die Maschine verlor Öl. Das war nicht gut. Barbara hatte sofort nach Whites Anruf Caucho informiert. Egal was passieren würde, er würde damit fertig werden, hatte er ihr gesagt. Barbara urteilte nicht so schnell über Andere, doch sie war sich jetzt schon sicher. Caucho war mit der jetzigen Situation überfordert, wie wollte er ihnen da helfen? Er hatte ihr Mut gemacht, hatte sie darauf hingewiesen, dass sie eine absolute Koryphäe bei sich hatten. Marty Guitierrez hätte Felderfahrung und es gäbe nur wenige, die soviel über die Tiere wüssten wie er. Sie bräuchte sich keine Sorgen machen. Barbara glaubte, dass er nicht verstand, was sie ihm gesagt hatte. Ihre Mannschaft war tot! Sie hatte Marty auf dem Schiff beobachtet. Guitierrez schien ein netter Mann zu sein, er hatte sich mit den Fischern unterhalten, mit ihnen gescherzt. Er schien ganz anders als die Männer, die Barbara kannte. Etwas tropfte unentwegt auf sie herunter. Ein weiterer Tropfen Schmieröl klebte in ihren Haaren. Das waren der Grund, warum sie nur schulterlanges Haar trug, und dieses immer als Pferdeschwanz. Ihr Vater hatte irgendwann mal gesagt, dass sie mit langen Haaren besser aussah. Doch sie wollte nicht besser aussehen, sie wollte es bequem und einfach haben.

Sie konnte nur an die Toten denken. Ihr Vater war tot. Jetzt hatte sie niemanden mehr. Sie konnte es noch nicht realisieren. Ihre

Mutter hatte ihren Mann verlassen, als er aus Vietnam zurückkam, als gebrochener Mann. Barbara war noch ein Baby gewesen, als das geschah, sie hatte ihre Mutter nicht mehr kennen gelernt und bereute es auch nicht sehr.

„José, ich bin hier gleich fertig. Wir können dann los.“, rief sie und ihre Stimme klang dumpf, durch die Verzerrung des Schalls im Rumpf des Hubschraubers.

José kniete sich: „Gut. Nur noch ein Problem.“

„Was nun?“, er hatte sie im Laufe der letzten Stunde auf jedes mögliche Problem hingewiesen.

„Wir können nicht alle mit dem Helikopter fliegen.“

„Ich weiß.“ Sie seufzte und rutschte unter dem Hubschrauber hervor, nicht ohne sich noch einmal den Kopf zu stoßen.

„Was machen wir mit den Anderen, die nicht mitfliegen?“

„Wir lassen sie hier.“, beschloss sie.

„Sie können mit dem Schiff vom Ufer ablegen und warten einfach, bis wir wiederkommen.“

„Ja, ich sag ´s ihnen.“

Er half ihr aufstehen.

Auf dem Flur kamen Klaus und Israel ihnen schon entgegen.

„Wir sind fertig.“, rief er schon von weitem.

„Schon? Habt ihr alles gefunden?“, fragte White

„Alles.“, bestätigte Israel.

„Gut, dann können wir ja los.“, drängte Marty. „Wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Urin und Kot, Markierungen die sagten: Verschwindet von meinem Revier. Marty kniete sich vor die Wand und kratzte mit dem Fingernagel an den Kotspritzern die dort klebten, er roch daran und wusste was er roch. Mit Scheiße kannte er sich aus.

Ein weiterer Spritzer ging über den Boden vor ihnen.

Marty kniete sich und roch am Boden.

Er musste an das Ding in der Cafeteria denken.

„Die ist frisch.“

Klaus kam zu ihm, auf den Boden. Er roch nicht daran, besah sich nur den glänzenden Lichteinfall auf der dunkelbraunen Scheiße, es war ein sehr dünnflüssiger Spritzer. Zweifellos war die frisch, da brauchte er nicht dran rumzuknabbern und zu schnüffeln.

Sky: „Wie frisch?“

Marty schaute hoch, er kniff seine Augen zu: „Wenige Minuten. Es ist ein Männchen, es hat seinen Korridor markiert.“

Für ihn sah es so aus, als hätten die Tiere das Gebäude zu ihrem Revier erklärt. Sie sahen keinen anderen Kot, hier herrschten die Raptoren. Das Haus war groß, sie waren wahrscheinlich noch

immer irgendwo hier drin. Vielleicht nutzten sie die Ruinen als Brutstätte.

„Wir müssen hier raus.“, sagte Marty bestimmt. Stand auf und klopfte sich die Hände an der Hose ab.

„So schnell es geht.“

Er sah zu Klaus. „Klaus, wird man uns von hier holen oder fahren wir zurück?“

Klaus musste kurz überlegen. „Als ich auf dem Schiff anrief ging keiner dran, ich musste auf das Band sprechen.“

Israel schaute auf seine Uhr und sagte: „Die Essen vielleicht.“

Er dachte gerade, dass er auch etwas essen könnte.

Marty riss die Augen auf.

„Es ging niemand dran?“, wollte er wissen.

„Nein.“, sagte Klaus. „Meine Botschaft wurde von dem System entgegengenommen. Ich habe mit niemandem gesprochen.“

Marty biss sich auf die Unterlippe.

Frischer Kot im Flur.

Ein Tier im Restaurant im Erdgeschoss.

Niemand auf dem Schiff nahm den Anruf entgegen.

Das gefiel Marty überhaupt nicht.

Marty: „Wie können wir mit dem Schiff in Kontakt treten?“

Klaus: „Mit dem Funksystem in den Autos und mit dem Handy.“

Er zog es hervor und gab es Marty.

Marty: „Die Nummer?“

Klaus: „Ist gespeichert.“

Marty: „Wie heißt sie?“

Israel White und sein Vater gingen weiter.

Marty hatte sie und wählte sie an.

Er nahm das Telefon ans Ohr und lauschte.

„Ich komme durch.“

Es tutete.

Nichts.

Das Telefon, das er angewählt hatte, lag in einer Blutlache auf dem Schiffsdeck.

„Mann, ist der schwer.“, ächzte Barbara, als sie die letzte Leiche an Land zerrte. José stand mit einer Machete in der Rechten beschützend vor Barbara und dem jungen Pedro. Die anderen Costaricaner hatten Leichensäcke aus den Lagerräumen geholt und sich wieder in ihre Kajüten verzogen. Nun lag es an ihnen, die Leichen einzupacken in die Säcke und sie in dem Kühlraum zu verstauen. Es war grauenvoll, sie hatten nicht viel Zeit und mussten jede Leiche identifizieren. Wie sollten sie wahllos herumliegende Arme erkennen, was in der Nähe lag, legten sie einfach in den Sack dazu. Was wirklich nicht mehr zu identifizieren war, musste verbrannt werden. Zum

ersten Mal fragte Barbara sich, ob sie die Richtige für diese Aufgabe war. Nicht oft musste sie an sich zweifeln. Doch nun, sie dachte nicht, dass sie mit dieser Situation gut umgehen konnte. Sie würde falsche Entscheidungen treffen. Ganz einfach das Falsche tun. Und da war wieder das Bild. Ihr Vater trieb in dem dunklen Wasser. Tot. Ihr Vater war tot, warum lebte sie noch? Warum war nicht sie tot?

Barbara griff nach dem Benzintornister, sie musste damit fertig werden. Sie würden überleben.

Sie übergoss den blutigen Haufen zerrissenen Fleisches mit dem Benzin und José warf ein Streichholz, dass er in der Windstille entzündet hatte, in den kleinen Berg unidentifizierbarer Leichenteile.

Die Flammen schossen hoch und verzehrten die sterblichen Überreste von mehreren armen Seelen, deren Leichnam zu zerstückelt war um sie zu ordnen. Der Rauch biss sie in den Augen. Doch es wollten keine Tränen mehr kommen, sie spürten unendliche Trauer, unendlichen Schmerz über das was ihnen genommen wurde. Sie nahmen sich einige Minuten Zeit und blieben vor dem Feuer stehen. Schickten stumme Gebete gen Himmel. Dann begannen sie die anderen Leichen in den Kühlraum im Rumpf des Expeditionsschiffes zu tragen.

„Sag Pedro, dass er seine Sachen zusammenpacken soll.“

José nickte.

Pedro saß stilltrauernd vor dem Haufen brennender Toter. Sein Bruder hatte ihn im Stich gelassen, er wusste es. Er war nicht zu finden gewesen, kein Teil von ihm.

Bei dem Gedanken wurde ihm wieder übel, aber übergeben konnte er sich auch nicht mehr.

Fast alle Toten hatten sie auf ihrer Anwesenheitsliste abhaken können. Er war sich sicher, sie hatten fliehen können, sein Bruder und die, die sie nicht finden konnten.

José sprach mit ihm auf Spanisch. Er stand auf und tat wie geheißen.

Er stoppte vor Barbara und sie schauten sich in die tränenverschmierten Augen. Pedro atmete durch den Mund, seine Nase war zu und seine Luftzüge klangen rasselnd, es dauerte eine kurze Weile, bis er sich zurechtgelegt hatte, was er sagen wollte: „Soltera Finigan, werden wir wieder zurückkehren, nach Hause?“

„Ich hoffe es, mein Junge.“, er umarmte sie kurz.

Dann ging Pedro die Planke hoch.

José drückte ihre Schulter und sagte leise, dass sie es gut mache. Dann lief er dem Teenager hinterher. Barbara schaute in die Richtung, in die White gefahren war. Sie hoffte jeden Augenblick, dass die drei Autos den gewundenen Weg entlang kamen.

Sie hatten einen Hubschrauber, ein Schiff und ziemlich gutes Wetter. Sie würden überleben. Auch wenn Barbara sich selbst nicht

sicher war ob das zutraf. Sie musste zuversichtlich sein. Sie würden es schaffen!

Opfer

Donnerstag / 15:37 Uhr / Isla Nublar

Finnigan und Pescador hatten beschlossen zum Center zu fliegen, sie würden den Weg der Wagen überfliegen. Sie würden die Leute holen, sie wollten nicht warten.

Der Tod.

Man konnte ihn riechen, wenn man die vermeintlich frische Luft einatmete. Man konnte ihn sehen. Kadaver und Skelette lagen an und auf den Straßen. Knochen schienen aus dem Boden zu ragen, wenn man einen Schritt in unbefestigtes Gelände tat. Der Tod war zu hören, man konnte ihn spüren. Er war überall, in den Schatten der Pflanzen und den Ruinen des Jurassic Parks. Klaus verdrängte seine Tränen und wischte sich mit schmutzigen Fingern über das Gesicht. Er schmunzelte und zwinkerte in die Sonne und schaute aus dem Fenster, da war der Helikopter. Die Rotoren drehten sich noch, oder schon wieder. Er wollte nur noch von hier weg. Er wollte von hier weg. Klaus bemerkte den tiefen Graben, vor den ersten Bäumen, des nahen, dunklen Waldes. Dahinter verlief der haushohe Zaun, der die Hauptgebäude schützend umschloss, kaschiert von den ebenso majestätischen Bäumen.

Noch bevor der Jeep stillstand, waren sie ausgesprungen und waren auf die Menschen vor und in dem Helikopter zugerannt.

Marty sah in die Gesichter ihrer Retter.

Er sah das Entsetzen in ihren Augen, die brütenden Gedanken in ihren krausen Stirnfalten, sie mussten einiges durchgemacht haben. Waren sie angegriffen worden? Da bemerkte er etwas, die Frau hatte blutverschmierte Beine. Doch er bemerkte auch etwas anderes. José wedelte, vor Glück strahlend, mit den Armen.

„Kommt schon!“, rief er ihnen zu.

Er rannte um sein Leben. Oh Mann, hatte er Angst. Er hatte längst bereut, dass er bei dem Angriff davongerannt war. Der dichte

Wald war undurchdringbar. Er hatte diese mannsgroßen Dinosaurier gesehen, er hatte ihren Angriff überlebt.

Warum?

Nun, er hatte die Beine in die Hand genommen, als er den ersten Schrei gehört hatte. Es war direkt hinter ihm gewesen und ohne weiter nachzudenken, hatte er sich umgedreht, einem Velociraptor in die Augen geschaut und war anschließend über Bord gesprungen. Das kühle Wasser war um ihn herumgeschossen und als er mit drei großen Schwimmschwümmern aus dem Wasser war, war er sofort losgerannt. Geradeaus in den Wald. Er war gleich verfolgt worden, er hatte sie nur noch einmal kurz, beim Umdrehen, gesehen. Nun rannte er noch immer. Und noch immer wurde er verfolgt. Der schlaksige junge Mann versuchte inzwischen nicht mehr seine Verfolger zu überlisten. Es war unmöglich. Er hatte das Einzige getan, was er tun konnte, er war noch tiefer in das dichte Gebüsch gerannt. Die Velociraptoren verfolgten ihn noch immer, doch auch sie waren langsamer geworden, sie prallten überall an, verfangen sich. Streiften die Bäume, zerkratzten sich ihre Flanken an der Rinde. Sie konnten ihn nicht aufholen, doch das brauchten sie auch gar nicht, sie würden ihn so lange verfolgen, bis er keine Kondition mehr hatte oder einfach zusammenbrach. Es ging ihnen nicht darum satt zu werden, das waren sie ja schon, sie jagten den Tico aus Spaß am Jagen und Töten. Es machte ihnen zu viel Spaß. Sie würden vielleicht den ganzen Tag nicht von ihm ablassen. Der junge Costaricaner wusste das. Er wusste nicht woher, aber er wusste es.

Inzwischen, war er kurz davor, sich mit seiner Situation abzufinden, er würde sterben. Er sprang über eine undefinierbare Masse, feucht, stinkend. Doch er stolperte und landete, mit den Armen abfedernd, in einer braunen Pfütze. Edgar spuckte angewidert das braune Wasser aus und versuchte sich aufzurappeln, er dachte: „Beeil dich!“ Doch gleichzeitig dachte er auch: „Bleib liegen, dann geht es schnell vorbei.“

Er spornte sich selbst an und kam unter dem dunklen Laubdach schnell wieder auf die Beine, doch er verharrte, nach Luft gierend vor der Pfütze. Er konnte sich wieder auf etwas konzentrieren, er lauschte. Hatte er da eben etwas gehört? Da war die Stimme seines Bruders. Er blieb noch kurz ruhig stehen, versuchte, leiser zu keuchen, um mehr zu verstehen. Er hörte nicht nur die Stimme seines Bruders, er hörte auch einen Motor und das Schnauben der rasenden Dinosauriern hinter ihm. Er wurde umgerissen. Alles ging sehr schnell. Einer der Raptoren hatte ihn zu Boden geworfen und war weiter vorne gegen einen Baum gestoßen. Schreiend war Edgar gestürzt, er schrie noch immer und stand auf. Die Menschen konnten nicht weit weg sein. Er konnte schon verstehen was gesprochen

wurde. Seine Gedanken rasten, er rannte los. Atemlos hastete er über Pfützen, Äste und kam nicht dazu, zu rufen. Er brachte nur noch Krächzendes hervor. Der Wald lichtete sich zusehends, er konnte das Fahrzeug sehen, den Helikopter, die Menschen. Seinen Bruder! Edgars Lungen brannten, seine Beine waren zerschunden, taub und doch pochten sie schmerzhaft. Die Sehnen wollten reißen. Das heiße Blut pulsierte in ihnen. Er spürte den heißen Atem des Killers im Nacken. Seine schwarzen Nackenhaare stellten sich auf. Er rannte, stolperte und merkte nicht, wie ihm das Blut an den Schläfen entlang lief, sich in den Mundwinkeln sammelte. Nun schmeckte er das Blut. Seit dem er losgerannt war, hatte er noch nicht an sich heruntergesehen. Nun tat er es. Was er sah, gefiel ihm gar nicht. Arme und Beine waren blutverklebt. Schmutz brannte in den Wunden. Mit glasigem Blick rannte er weiter, Äste rissen Fetzen aus dem karierten Hemd, das seinen geschundenen Körper dürftigst schützte. Doch er hatte noch Hoffnung, nur noch über diese freie Fläche vor ihm und er konnte in den Hubschrauber springen und er wäre in Sicherheit, bei seinem Bruder.

Bei seinem Bruder!

Scheiße, nein.

Nein!

Eine freie Fläche. Die beiden Dinosaurier würden ihn schnappen, bevor ... bevor er an den Helikopter kam ... und die Anderen ins Verderben riss. Es würde schon wieder ein Massaker geben, diesmal, er war sich sicher, würden alle sterben. Edgar musste handeln. Wollte er seinen Bruder und die anderen Menschen retten, musste er die Raptoren kurz ablenken. Dann könnten sie mit dem Helikopter fliehen. Doch was konnte er tun um sie abzulenken. Er schrie: „Verschwindet!“

Edgar hatte seine Stimme wieder. War das seine Stimme, die da schrie? Sie klang brüchig und nicht wie seine.

Gleich würden sie ihn haben, er konnte nicht umlenken, nicht ausweichen. Sie würden ihn gleich haben. Gleich, er spannte seine Schultern an und zog seinen Hals ein. Gleich würden sie ihn haben. Er erwartete ihre Krallen in seinem Rücken. Was konnte er nur tun?!

„Haut ab!“, krächzte er so laut er konnte. Er schrie die Dinosaurier an und gleichzeitig die Menschen im und um den Helikopter herum. Sie schauten ihn verwirrt an.

Sie standen einfach nur da! Sie bewegten sich kein Stück!

„Haut ab!“

Mit weit aufgerissenen Augen stand da sein Bruder.

„Pedro, verschwinde von hier!“, schrie Edgar und stolperte auf den brüchigen Tennisplatz. Noch immer bewegten sie sich nicht von der Stelle. Sie waren starr vor Schreck. Das durfte doch nicht wahr sein. Es war alles egal, nur noch eines zählte, sein Bruder. Er muss-

te seinen Bruder retten, auch wenn er sich opfern musste. Edgar sah, dass einem Mann die Raptoren aufgefallen waren. Doch unentschlossen stand dieser Mann da. Dann schien er Edgars Gedanken zu lesen.

Er nickte Edgar zu und packte Pedro und Soltera Finnigan, zerrte sie in den Helikopter, so schnell er konnte. Bewegung kam in die Menschen, sie saßen gleich darauf in dem Helikopter. Panik ergriff sie, er sah, wie ihre Bewegungen fahrig wurden. Sie wollten die Maschine starten, doch Pedro sprang wieder heraus und lief auf den rennenden Edgar zu.

„Pedro, verschwinde. Bitte!“, schrie sein Bruder ihn an.

„Edgar!“

„Nein!“, brüllte er aus Leibeskräften und wedelte mit den Armen.

Edgar drehte sich um und rannte in die entgegengesetzte Richtung, von Pedro weg, in die Richtung der Raptoren. Die Raptoren waren nur noch zehn Meter entfernt, sie standen im Gebüsch und beobachteten, wie Edgar auf sie zurannte. Der junge Mann schlug einen Haken und rannte jetzt parallel zu dem Waldrand. Edgar war so gut wie tot. Die beiden Raptoren setzten sich hinter ihn. Er konnte sich nicht mehr retten. Er konnte es nur noch herauszögern und so vielleicht seinen Bruder retten, doch dieser rannte ihm schreiend hinterher, hinter den Raptoren her.

Wieso, bei Gott?

Er hatte noch nie auf seinen Bruder gehört, nicht mal jetzt war er bereit zu hören.

„Pedro, komm her.“, brüllte Marty, er rannte ein paar Meter auf das hohe Gras zu, durch das der Junge lief. Edgar versuchte noch immer die Dinosaurier wegzulocken. Es schien zu funktionieren. Nein! Er drehte seinen Kopf kurz. Nur noch einer dieser Bestien verfolgte ihn durch das dichte Gehölz. Marty atmete tief durch und sprintete los. Edgar schlug einen Haken und musste einem tiefhängenden Ast ausweichen, das kostete Zeit. Der Dinosaurier hinter ihm zischte.

Die andere Echse setzte zum Sprung an. Marty warf sich auf Pedro und riss ihn zu Boden. Eine Sekunde später hätte der Dinosaurier ihn niedergeworfen. Das wäre sein Ende gewesen.

Edgar schwang sich über einen weiteren tiefhängenden Ast. Der Raptor knallte gegen den Baum, knurrte verärgert. Er schüttelte seinen Kopf und brüllte Edgar an. Edgar schlüpfte durch zwei dicht stehende Baumstümpfe und stolperte.

Marty riss Pedro an einem Arm hoch und schwang ihn sich auf die Schulter. Der Raptor würde kein zweites Mal mehr daneben springen. Er lief Marty und Pedro kreischend nach.

Edgar konnte sich fangen, doch er hatte seinen Schuh verloren und lief jetzt etwas langsamer.

„Es ist vorbei.“, murmelte Edgar keuchend. „Alles ist vorbei.“
Gleich war er tot.

Er konnte nun wirklich nicht mehr und wurde einfach langsamer und blieb an dem Zaun um den Tennisplatz stehen, durch den rostenden Zaun sah er seinen Bruder. Auf der Schulter des Mannes hängend, der ihm das Leben eben gerettet hatte. Pedro zappelte wild.

Gleich war es vorbei.

Was konnte er jetzt noch ausrichten?

Er konnte nicht mehr laufen. Es ging nicht mehr.

Edgar dachte scharf nach.

Nichts.

Ihm kam nichts in den Sinn.

Nichts, das war es.

Nichts.

Er war in den Hinterhalt des Raptors geraten, die Raptoren hatten ihn hierher gejagt. Was konnte er noch tun?

Sterben.

Er würde sterben.

Er war doch erst Vater geworden.

Er sah seine kleine Tochter, seine Frau. Ohne diese beiden wäre er nicht hier. Sie waren der Grund, warum Edgar überhaupt erst auf der BARBARA II angeheuert hatte.

„Oh no, Dios!“, Edgar schloss mit dem Leben ab und schickte sich an, sich zu bekreuzigen. Er flüsterte Gebete.

„Oh mama, no!“

Edgar weinte.

Er würde sterben. Er sah dem Tod ins Auge. Dem Tod in Gestalt eines Dinosauriers. Edgar starb einen hässlichen Tod. Der Raptor knurrte erfreut. Er hatte seine Beute. Und er hatte sie verdient. Hatte sie lange gejagt, überlistet. Nun war die Jagd vorbei und glücklich bellte der Raptor. Sein Opfer hatte die Augen geschlossen und presste sich an das Gitter. Das war dem Velociraptoren schon fast zu einfach. Es würde jetzt nicht mehr viel Spaß machen Edgar zu töten. Er wartete ab und genoss. Dann gab der Dinosaurier ein kicherndes Geräusch ab und kam einen Schritt näher. Er hob seinen Kopf und schnupperte die Angst. Er rieb seine Schnauze an dem Kopf seines Opfers.

Durfte das wahr sein, der Helikopter hob nicht ab. Barbara trommelte auf den Armaturen. Marty hatte sich den Jungen über die Schulter gelegt. Und er rannte. Pedro war schwer, lange konnte er so nicht durchhalten. Er sah Barbara in der Kanzel des Helikopters

wild gestikulieren. Sie bedeutete ihm, dass der Helikopter nicht startete. Eine völlig neue Situation. Noch immer rannte sein Hirn schneller als er selbst. Er folgerte, was es bedeutete, wenn der Heli nicht ansprang. Marty konnte nicht zum Heli zurück. Der Heli sprang nicht an, er musste eben ausgegangen sein. Vielleicht war der Sprit alle. Vielleicht war der Motor nur versoffen und sprang nach ein paar Minuten wieder an. Guitierrez hätte sowieso nicht zum Hubschrauber laufen können, aus demselben Grund, warum Edgar in den Wald zurückgerannt war.

Er wurde verfolgt.

Er würde die Anderen den Killerechsen ausliefern. Marty würde eher sterben, als die anderen in dem Helikopter den Raptoren auszuliefern. Vielleicht würde er sich auch opfern müssen. Vielleicht auch Pedro. Pedro hatte aufgehört sich zu wehren. Doch er wollte runter von Martys Schulter.

„Lassen sie mich runter!“

Marty tat es nicht, es hätte zu viel Zeit gekostet. Lieber trug er die Last mit sich. Außerdem war es nicht mehr weit. Marty wusste, dass Raptoren bis zu hundert Stundenkilometer rennen konnten. Doch wieso tat ihr Verfolger das nicht? Er schien sich keine rechte Mühe geben zu wollen. Vielleicht war er alt, vielleicht hatte er auch keine Lust. Martys Blick suchte die Umgebung ab. Nur die Autos waren in der Nähe, würden sie Schutz bieten? Womöglich nicht, aber sie hatten keine Alternative.

Der Raptor hatte nicht zu Ende gefressen. Der Kadaver Edgars würde warten, aber die Menschen in dem lauten, stinkenden Gerät würden nicht warten. Sie würden fliehen. Spätestens, wenn sie sahen, dass er sich anschlich, um sie hinterhältig anzugreifen. Er hatte bemerkt, dass ihr Blickfeld im hinteren Teil des Dings, in dem sie saßen, eingeschränkt war. Also schlich er aus dieser Richtung an. Das würde schon mehr Spaß machen, als dieses jämmerliche Ding, das erst vor ihnen wegrannte und sich dann einfach ergab.

„Er ist tot.“, seufzte José. Es war keine Neuigkeit.

Barbara sprang vorsichtig aus dem Helikopter.

José sagte noch etwas, sie solle dableiben. Ihre Füße setzten auf den Boden des Tennisplatzes auf. Barbara riss die Augen auf und schrie: „Gleich nicht nur der Heli!“

Sie hatte den Raptor entdeckt. Und der sie. Er setzte sofort auf sie an. Barbara riss sich los, von dem erschreckenden Anblick. Sie drehte sich um und rannte im Zick-Zack auf den Ausgang des Tennisplatzes zu. Ihre festen Stiefel platschten in tiefe Pfützen. Der Raptor zischte entzückt und schüttelte den Kopf vor Freude. Bevor

er Barbara verfolgte, jagte er den Menschen im Heli noch einmal Angst ein und sprang gegen die Frontscheibe, sie bekam einen Riss. Die Menschen im Innern schrieten hysterisch durcheinander als der Heli durch diesen Stoß schwankte. Sie wurden angeknurrte. Der Raptor wollte sagen: „Bleibt da!“

Doch diesen Gefallen taten sie ihm nicht. Als der Raptor weg war, um Barbara zu verfolgen, sprangen sie aus dem Hubschrauber und flohen in den Wald. José schrie dem Raptor Flüche hinterher und zog seine Machete, dann verschwand auch er in dem dichten Wald.

Barbaras Beine schmerzten, doch sie war athletisch und rannte. Sie hatte sogar einen größeren Vorsprung gegen den Dinosaurier aufgeholt. Doch nur, weil der Raptor sich Zeit gelassen hatte. Barbara hoffte, er würde bald das Interesse verlieren. Doch das würde vielleicht heißen, dass er zum Helikopter zurückrannte und ihre Leidensgenossen tötete. Nein, wenn es sein musste, würde sie sich opfern müssen, sie musste ihren Verfolger unterhalten. Das war der einzige Grund, warum sie noch nicht tot war, sie musste unterhalten. Sie war sich sicher, es bis zu dem Auto zu schaffen, in dem Guitierrez und Pedro saßen und den Motor starteten. Pedro hatte sie gesehen und rief es auf Spanisch.

„Hab´s gesehen.“, sagte Marty auf Spanisch und schüttelte den Kopf. Marty hatte ein Auge auf den Raptor, der sie verfolgt hatte und nun abwartete – wieso wartete er? -, er trat das Gaspedal durch und raste auf Barbara zu, die langsamer wurde. „Junge, mach die hintere Tür auf.“, befahl er Pedro auf Spanisch. Pedro warf sich auf die Rückbank und zog die Schiebetür zur Seite. Beinahe wäre er hinausgestürzt, denn Marty hatte das Auto quergestellt. Barbara schrie ihnen etwas zu, sie sah erleichtert aus. Der Jeep heulte auf und Barbara deutete das Geräusch als Aufforderung, sich zu beeilen. Barbara duckte sich und sprang aus vielleicht zwei Meter Entfernung in den Jeep, augenblicklich, als Pedro Barbara in das Auto zog, schlug Marty den Gang ein und der Jeep schoss vor. Er wendete und raste auf den Raptor zu, beinahe hätte er ihn erwischt. Erschrocken quiekend sprang der Velociraptor zur Seite.

„Alles in Ordnung da hinten?“, fragte Marty und schaute in den Rückspiegel. Er sah den Raptor.

„Ich könnte kotzen, aber sonst ist alles in Ordnung.“, meinte Barbara und griff nach dem Gurt, bekam ihn nicht zu fassen.

„OK, aber nicht ins Auto!“

„Sie sind Guitierrez, ja?“, fragte Finnigan keuchend.

„Ja, Guitierrez, Marty Guitierrez.“, er lächelte in den Rückspiegel. Pedro lachte und zog die Schiebetür wieder zu: „Und ich bin geschüttelt, nicht gerührt.“

Sie bretterten über eine Böschung am Rande der Straße um den Raptoren auszuweichen, die versuchten, auf das fahrende Auto aufzuspringen. Er mähte einen Palmenschössling ohne mit der Wimper zu Zucken um. Im Auto wurden sie durcheinandergeschüttelt. Guiterrez sah den Blutdurst in den Augen des Raptors, als dieser auf gleicher Höhe wie Marty in dem Wagen war und seinen Kopf gegen das Fenster rammte. Marty konnte es kaum fassen, er war im vollen Tempo und der Raptor lief locker neben ihm her und versuchte die Scheibe einzuschlagen.

„Verschwinde!“, schrie Marty dem Raptoren durch die halbgeöffnete Scheibe an. Dieser schüttelte den Kopf, es sah so menschlich aus. Es war unheimlich, als hätte er ihn verstanden. Marty fuhr in kleinen Kurven und ließ den Jeep schlenkern um den Raptor abzuschütteln, es war hoffnungslos. Pedro und Barbara versuchten die Bewegungen auszugleichen, ebenfalls hoffnungslos. Was konnte Marty noch tun? Der Raptor musste von seiner Seite verschwinden.

„Wie lange müssen wir wohl fahren, bis die uns von der Pelle rücken?“

Der Kopf knallte gegen die Scheibe, bedenklich...

„Keine Ahnung.“, antwortete Barbara. Dann nach einer kurzen Pause, fügte sie hinzu: „Werden sie uns überhaupt einmal in Frieden lassen.“

„Keine Ahnung“, Marty versuchte ihr zu zulächeln, doch er brachte nur eine Grimasse zum Ausdruck.

„Der Tank ist noch voll, ein paar Stunden dürften wir das schon aushalten.“

Pedro war nicht nach reden zumute. Sein Bruder war tot. Das wurde ihm jetzt erst richtig bewusst. Sie wurden von zwei Dinosauriern verfolgt, einer davon war der Mörder seines Bruders. Er hatte seinen Bruder gefressen! Pedro wurde schlecht und er musste würgen. Auch wegen Martys gewagter Fahrweise.

„Genau.“, sagte er zu sich und legte ein verrücktes Grinsen auf und lachte den Raptor aus, was diesen zum Toben brachte. Marty stieß die Fahrertür auf, mehrmals und ruckartig. Der Raptor wurde vollkommen überrascht. Er kam aus dem Rhythmus und stürzte bei über 80 Stundenkilometern. Er musste sich alles gebrochen haben. Tatsächlich blieb er liegen. Im Auto wurde gejubelt. Doch die Freude währte nicht lange an. Ein dumpfer Knall. Große Klauen bohrten sich durch die Aluminiumverkleidung der Außenhülle, ächzend gab das Metall nach und ein anderer Velociraptor knurrte wütend. Marty gab Gas, bremste ab, gab erneut Gas und stoppte abrupt, so dass der Dinosaurier, dessen Raubkrallen sich in die Autohülle gebohrt hatten, schmerzhaft umhergeschleudert wurde und das scharfe Metall ihm ins Fleisch schnitt. Seine bekrallten Hände kratzten haltsuchend über das Autodach und verschrammten Lack und Scheiben. Der Jeep

pflügte durch ein Blumenbeet. Erde flog durch die Luft. Der Raptor auf dem Dach kreischte schrill. Es tat in den Ohren weh. Als das Auto dann stand, schauten sie hoch und sahen dem Raptor in die wütenden Augen. Er knurrte böseartig und begann mit der spitzen Schnauze auf das Dachfenster zu schlagen.

„Verdammt.“, kam aus ihren Mündern.

Sie versuchten, nicht hysterisch zu werden. Sie mussten Ruhe bewahren. Martys Verstand raste wieder. Er wurde sich nicht einig wie er handeln sollte, dann war es zu spät. Der Kopf des Raptors hatte sich nun durch das Glas gebohrt, das langsam ins Innere gebröselte war.

„Oh, verdammt!“, knurrte Marty.

„Das kannst du laut sagen.“, sagte Barbara mit ihrer tiefen Stimme.

„Oh! Verdammt!“, wiederholte Marty sich selbst und brüllte es, dabei sah er sich im Auto um. Der Velociraptor bleckte die Zähne und schien sich in seinem Triumph zu sonnen, dann kreischte er, es klang wie ein gefälliges Kichern und Barbara und Pedro zuckten zusammen. Marty knurrte zurück und der Raptor schien verwirrt. Dann fasste er sich wieder und genoss den Augenblick, bis Marty ihm schnell zwischen die Kiefer trat. Der Raptor war vorgeschneit und hätte Barbara fast den Kopf abgerissen, sie hing nun halb auf dem Vordersitz. Der Raptor schnellte erneut vor. Barbara schlug dem Raptor mit den Fäusten auf die empfindliche Nase und in die Augen. Der Velociraptor zuckte zurück, das hatte ihm gar nicht gefallen. Barbara hatte es gefallen. Diese Biester hatten also einen Schwachpunkt. Das brachte sie auf eine Idee. Sie griff blind nach dem Grafiktablett unter der Ablage und schaute das Monster mit einem blutrünstigen Ausdruck an. Da kam der Kopf wieder in den Innenraum. Pedro nahm so viel Abstand wie möglich. Sie hatte, was sie suchte. Gerade wollte er zuschnappen, da rammte sie dem Dinosaurier den Stift des Pads ins Auge. Blut und eine eitrige Flüssigkeit rann ihren Arm entlang. Der Velo zuckte zurück und kreischte weinerlich. Sie kreischte einen Befehl: „Zum Angriff.“

Nun trat Guitierrez abermals zu, drei-viermal. Der Raptor verlor das Gleichgewicht und fiel nach hinten. Doch da seine Fußkrallen in der Verkleidung der Karosserie steckten, hingen seine Beine in der Luft und er war vollkommen hilflos. Wieder rasten Martys Gedanken. Was würde geschehen, wenn er nun losfuhr? Würde er den Raptor zu Tode schleifen, oder ihn so befreien? Nochmals befahl der Raptor zum Angriff, als er da verletzlich auf dem Rücken lag und sich wand.

„Äh! Seht ihr das?“, fragte Pedro.

Marty lehnte sich tief durchatmend zurück:

„Was sollen wir sehen?“

„Das!“

„Oh, Shit!“, fluchte Barbara, sprang aus dem Auto und lief um es herum. Da kamen zwei andere Raptoren aus dem Dickicht. Sie hatte sie schon gesehen, als Pedro sie darauf aufmerksam machen wollte. Marty wusste nicht so recht, was er als Nächstes tun sollte. Es ist alles ziemlich unbedeutend, dachte er.

Wir werden sterben.

„Wir werden sterben.“, stellte er fest.

„Das werden wir wohl.“, Barbara schaute ihn schief an.

„Aber nicht kampflös.“ Sie lächelte ihn an.

Es war eine ausweglose Situation und sie lächelte ihn an.

Er lächelte zurück.

„Ich habe mehr von ihnen erwartet Guitierrez. Ich habe mehr von ihnen erwartet.“

Was sollte das heißen?

„Was haben sie von mir erwartet?“

Marty zwang sich zur Ruhe. Seine Gedanken ordneten sich. Er wurde vollkommen ruhig und atmete langsam durch. Er öffnete die Tür und schrie den Raptoren an, der sich von links anschlich, an den Häuserwänden vorbei. Der Raptor schaute verdutzt und blieb verwirrt stehen. Er war noch jung. Es waren junge Tiere, klein. Marty lächelte Barbara an, sie stand an seiner Seite der Tür. Er zog eines seiner Messer aus den Scheiden, die er sich inzwischen um die Oberschenkel gebunden hatte. Es war lang und blank. Der ältere Velo kam näher an das Auto heran. Barbara knurrte ihn an, doch er ließ sich nicht so leicht abschrecken.

„Diese Tiere sind Sprinter, rennt nicht weg.“, erklärte Marty. Er zog noch drei Messer aus den Scheiden, das längste gab er Pedro. Die anderen zwei drückte er in Barbaras schwielige Hände.

„Sie sind Killer ...“, Marty kratzte sich an seinem Bart. Dieses Gebärden verwirrte die Raptoren. Auch den am Boden liegenden, in dessen Auge noch immer der Stift steckte.

Die Raptoren kamen näher. Pedro wurde nervös und zitterte. Die Raptoren spürten es und formierten sich neu. Auf ein neues Ziel, Pedro. Jetzt musste alles sehr schnell gehen. Marty ging zielstrebig auf den Raptoren zu, der am Boden lag. Das braune Tier war übersät mit Narben. Es musste sehr alt sein. Es war größer als die, die Marty bisher gesehen hatte. Ehrfürchtig blieb er stehen und schaute den Dinosaurier an. Er rührte und wehrte sich nicht mehr. Sie schauten sich gegenseitig in die Augen. Marty konnte den Blick nicht von dem Stift wenden, der in dem einen Auge steckte. Marty wusste, er konnte das Tier nicht töten, wenn es da so lag. Aber das brauchte er vielleicht gar nicht.

José kam aus dem Geäst hinter dem Auto hervor, als wäre er mit seinen Enkeln am Strand spazieren. Er hielt die Machete hoch, wie zum Gruß.

Marty klopfte ihm auf die Schulter.

„Diese Viecher spannen uns auf die Folter, wieso?“, fragte Barbara und lehnte sich an den Wagen.

„Sie bleiben einfach stehen und warten.“

„Sie haben noch keinen Befehl erhalten.“, sagte Marty und deutete mit dem Messer auf den verletzten Raptoren am Boden. „Das ist ihr Alphaweibchen.“

Marty rückte sein Hemd gerade und lockerte seine Schultern mit kreisenden Bewegungen. Pedro wurde immer ungeduldiger:

„Wie lange müssen wir noch warten?“

Josés schütteres Haar klebte an seinem Schädel fest, er war den Weg hierher gerannt und schweißüberströmt. Er wischte sich den Schweiß aus den Augenrändern und putzte sich die Hände an seinen schmutzigen Jeans ab. Er zog die Nase hoch und ging auf den sich windenden, gefangenen Raptor zu.

„Wir können das Ganze beschleunigen.“

Er holte weit aus und schlug so fest zu, wie er konnte, die Klinge ritzte die Haut, doch drang sie nicht tief in die Muskulatur ein. José schlug mehrmals zu, verwundete den Dinosaurier, der darauf entsprechend reagierte. José schaute auf und sah die Raptoren handeln. Sie kamen zögernd näher, sie konnten nicht zulassen, dass die Rudelführerin starb. Das Alphaweibchen war ziemlich hilflos.

Der geschundene Saurier fing den letzten Schlag mit seinen Zähnen ab und riss José die Machete aus den Händen. Auch sie war nicht bereit aufzugeben.

Barbara gab einen Schrei von sich und rannte auf den jungen Raptoren zu. Marty drehte sich erschrocken rum. José konnte er nicht viel helfen. Also nahm er sich ebenfalls den jungen Raptor vor und lief Barbara hinterher. Auch er schrie nun. Ein wildes Kriegsgeschrei, das die Raptoren verwirrte. Das Jungtier ging Marty bis zur Hüfte. Es durfte knapp ein halbes Jahr alt sein und die Klauen an den Füßen waren unproportional groß. Das Junge wich verängstigt zurück und ein Fuß traf es an der Spitze der Schnauze, es trat weiter zurück und traf rückwärts auf die Wand eines Wartungsgebäudes, es war in die Sackgasse geraten.

Barbara trat das Jungtier fast tot.

Der ältere Raptor sprang und Marty lag sofort am Boden. Das Tier stank nach Fäkalien und beißendem Urin. Noch bevor die Raubkralle ihm den Bauch aufschlitzte, rammte er sein Küchenmesser von unten in den Kopf. Das Tier war nicht sofort tot, es dauerte eine Weile. Doch Marty konnte sich sofort aus den Fängen befreien. Sein beigefarbenes T-Shirt war nun getränkt von verschiedensten Flüssigkeiten. Heißes Blut brannte in seinen Augen und er sah durch seine Brille nichts mehr. Das heiße Blut klebte in seinen Mundwinkeln. Er ließ es kleben und rannte auf José zu, der dem zähen Dinosaurier

am Boden das Leben nahm. Barbara trat noch immer auf den toten Raptor ein. Er beachtete sie nicht, denn es fiel ihm auf, dass Pedro nicht zu sehen war. Wo war er hin? Die alte Raptorendame schrie und verstummte plötzlich, bis nur noch leises Gurgeln zu hören war. Marty's Körper war taub und er glaubte zu schweben. Adrenalin durchschoss seinen Körper und er war so wach wie selten zuvor. Er rannte über den rissigen Betonboden und sah Pedro, er übergab sich hinter dem Auto. José hatte dem Dinosaurier mit seiner Machete, den Hals durchtrennt, nur noch ein paar Sehnen und die Halswirbel hielten den Kopf am Körper, der unkontrolliert umherzuckte und Blut verspritzte. Dann verstummte er und lag leblos da. José brüllte den Kadaver an und trat ihm in den offenen Rachen.

„Tot! Er ist tot.“ Er lachte und trat noch mal in den offenen Rachen. Der Dinosaurier biss zu und seine Zähne gruben sich in José's Bein. Erschrocken schrie er auf. Doch er spürte trotz der Gewalt dieses Bisses keinen Schmerz. Er schlug mit der Machete auf den Kopf des Tiers ein, bis der Kopf, bis zur Unkenntlichkeit zerhackt war. Die Muskeln waren zerfetzt und er konnte sein Bein den Fängen des Untiers entziehen. Blut rann aus vielen kleinen Wunden.

„Marty, es ist tot.“

„Ja, das hoffe ich, auch für ihn.“

Pedro kam zu ihnen, schaute einmal auf den zerfetzten Kadaver, würgte und verschwand wieder hinter dem Wagen.

„Das war ja kaum totzukriegen.“, er hustete und spuckte auf die Erde. Der alte Tico humpelte um den toten Raptor herum.

Marty konnte den Geschehnissen kaum noch folgen, obwohl er mittendrin war. José's Bein sah schlimm aus, man müsste es behandeln.

„Das lief doch alles besser als wir dachten.“

Da stimmte Barbara Marty zu.

Sie hatten unverschämtes Glück gehabt.

„Oh, Mann. José dein Bein ...“

„Ja, ich weiß ...“

Marty sah an sich herab, er rümpfte die Nase und zog sich das schmutzigblutige Hemd aus.

Barbara bestaunte seine Muskulatur. Man konnte diesen Mann äußerst falsch einschätzen. Er war attraktiv, groß und wirkte doch meist wie ein unbeholfener Schuljunge, wenn er linkisch über den Flur seines Büros lief. José bemerkte ihren Blick und zwinkerte ihr zu, dann ging er und schaute nach Pedro. Marty wischte sich mit den Händen das fremde Blut vom Bauch. Er hatte einen animalischen Ausdruck in den Augen, doch er lächelte Barbara erwartungsvoll an und fragte sie:

„So, was machen wir jetzt?“

„Ja, was machen wir jetzt?“

Klaus hatte die Anderen verloren. Er war sich nicht sicher wo er war, er irrte durch den dichten Wald. Von überall tönnten fremde Laute. Bei jedem Geräusch zuckte er zusammen und lief schneller. Äste peitschten ihn. Wasser troff an ihm herunter, als wäre er schwimmen gewesen, dabei lief er doch nur durch den feuchten Dschungel. Er sah jetzt wo er war. Nun stand er direkt vor der Rückseite des Centers. Es gab hohe Wendeltreppen, die bis aufs Dach führten, doch auch an jeder Etage eine Tür hatten. Er schaute sich noch einmal um, und ging dann die erstbeste Treppe hinauf. Genau gegenüber standen die Wagen. Hoffte er. Klaus ging schnellen Schrittes auf die Treppe zu und nahm zwei Stufen auf einmal. In etwa halber Höhe, merkte Klaus, wie das rostige Stahlgerüst bei jedem Schritt mitwippte. Als die Treppe einstürzte wurde Klaus unter ihr begraben.

Israel kam auf sie zugerannt, völlig außer Atem schrie er: „Rennt!“

„Rennt um euer Leben!“

Barbara fing ihn auf, als er drohte vor ihnen zusammenzubrechen. Marty nahm ihn auf die Arme und trug ihn vor zur Motorhaube, worauf er ihn ablegte. Seine Arme waren aufgerissen und Blut strömte aus den langen Schnittwunden. Er war übersät von Bisswunden. Ein markerschütternder Schrei riss sie aus ihrer Fassungslosigkeit.

„Und es geht weiter.“, sagte Marty und fluchte. José wuchtete den Jungen auf seine Schultern. Israel stöhnte nur.

„Du bist ziemlich schwer.“, sagte José.

„Schwere Knochen.“, nuschelte Israel und spuckte Blut aus, er hatte sich in die Zunge gebissen.

„Wir sollten auf ihn hören.“, sagte Marty düster und schaute sich suchend um. Er stand noch immer mit nacktem Oberkörper da und stieß schnüffelnde Laute aus. „Sie kommen.“, teilte Guitierrez den Anderen mit. Er zeigte mit seiner großen Hand in den Wald.

„Was machen wir?“, Barbara war seltsam ruhig. Sie erschauerte selbst vor ihrer Kühle. Vielleicht lag es daran, dass sie sich plötzlich so stark fühlte.

Marty dachte nach.

„Wir können nicht wegfahren. Der Hubschrauber startet nicht durch, aber im Center gibt es Schutzräume, Hammond hat vorgesorgt. Viele wurden nicht benutzt, als der Park zu Grunde ging. Wir können sie finden.“

„OK, gehen wir los.“

Pedro wischte sich über den Mund, er hatte sich mehrmals übergeben, er sah entsprechend schlecht aus: „Okay.“

Sie rannten los, wobei Marty hinter José blieb und die Nachhut bildete. Er hielt eines seiner Messer bereit.

Er hatte etwas gespürt, es kam näher. Es war ein Rudel erwachsener Männchen, da war er sich sicher. Ganz sicher.

„Will das denn gar nicht mehr aufhören?“, Barbara zog sich während dem Rennen ihre blutige Jeans hoch und straffte ihren Gürtel.

„Wir suchen unten.“

Jetzt liefen sie wieder in die Eingangshalle, mit den verstreuten Knochen. Pedro rutschte auf einem modrigen Fetzen Stoff aus. José hatte Israel. Marty zog Pedro noch im Fallen wieder auf die Beine. Er fand noch genug Zeit, um einen genaueren Blick auf den Stoff zu werfen. Sie liefen weiter. Marty war sich nicht sicher, ob sie verfolgt wurden, er hatte kein Anzeichen, war aber davon überzeugt. Sie rannten vorbei an drei Check-In-Schaltern. Doch Barbara blieb davor stehen. Sie hatte etwas entdeckt. Barbara sprang behände über den mittleren Schalter. José schlüpfte zwischen Wand und Schalter durch einen schmalen Eingang.

„Das ist der Wohnbereich der Bediensteten.“, sagte Marty und folgte Barbara über den Tresen. Der Gang war dunkel.

„Das ist fast ideal.“

„Wieso?“

„Dieser Bereich ist isoliert von außen. Es gibt nur diesen Eingang, Ausgang. Aber jedes Apartment ist an einen Gemeinschaftsraum angeschlossen.“

„Wir sollten uns beeilen.“

„Ja, sollten wir.“

Der Gang konnte mit einer schweren Stahltür versperrt werden. Es war wirklich ideal für ihre Situation. Hier konnten sie vorerst bleiben, bis ihnen etwas Besseres eingefallen war. Jetzt mussten sie nur noch in eines der Apartments kommen. An beiden Seiten des langen Flurs waren jeweils sechs, schwere Stahltüren. Es gab keine Türgriffe, extravagant. Vielleicht verfolgte es ja einen Sinn. Einen Sinn den Marty im Augenblick nicht ausmachen konnte. Wie konnte man diese Tür öffnen? Da fiel Marty seine goldene Identitätskarte ein. Sie war nicht in seiner Hose, sie war in seinem Hemd. Und das Hemd war im Auto. Als Marty noch nachdachte, hörte er ein merkwürdiges Geräusch. Sie kamen. Barbara zog ihr Portmonee aus der Tasche ihrer blutigen Cargo-Hose und zog ihre American Express hervor. Sie zog die Karte durch den Kartenscanner, und die Tür sprang auf. Sie hatte die Tür geöffnet. Sie hörten ein Bellen und verschwanden schleunigst hinter der dicken Stahltür.

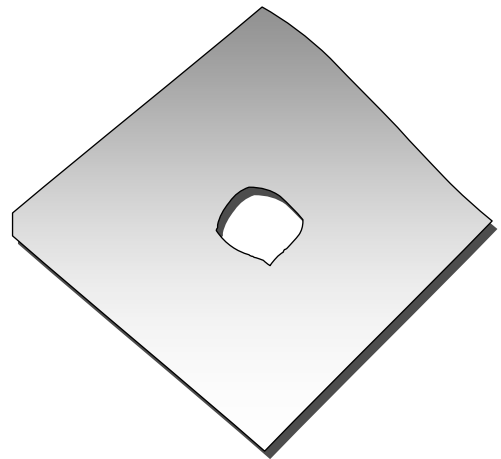
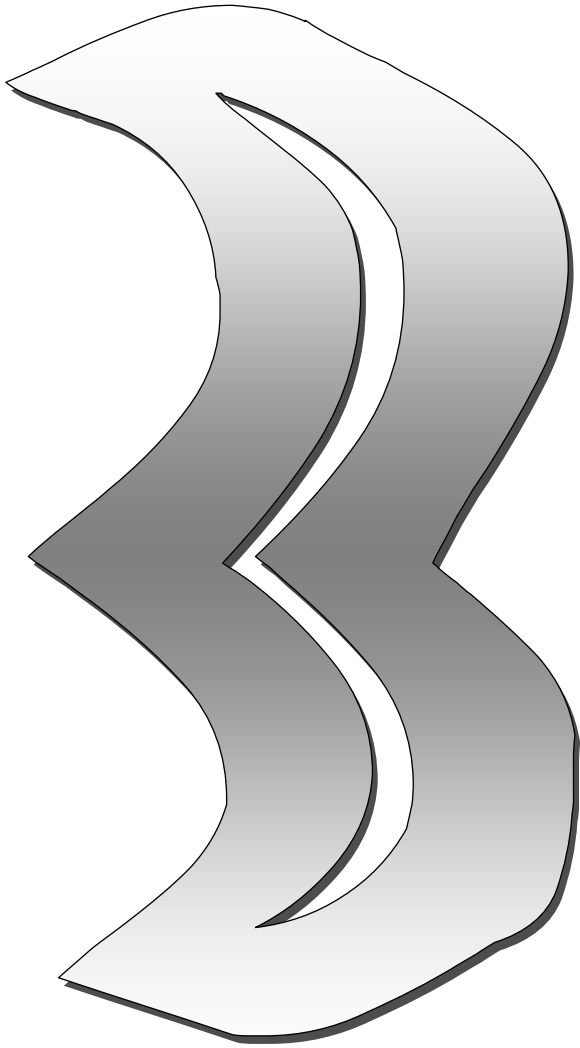
„Ist die Außentür zu?“

„Ja.“

Marty warf den Riegel zu. Hier waren sie fürs Nächste sicher. Nun wollte Marty auf die Uhr schauen. Doch seine Armbanduhr hatte er noch im Auto abgelegt.

„Hat einer von euch ´ne Ahnung wie viel Uhr es ist?“

Die Menschen auf dem Boden des Apartments versuchten zu Ruhe zu kommen. Er erhielt als Antwort Schweigen, und ein heiseres Knurren, nicht weit entfernt.



Blutrache

Donnerstag / 17:59 Uhr / Isla Nublar

Er atmete stoßweise, er hatte Schmerzen und in kurzen Intervallen schüttelte er sich, krampfte er sich zusammen.

Klaus lag nun auf dem Beifahrersitz. Wie er es hierher geschafft hatte war fraglich. Die Aura, des nahenden Todes, die von Klaus ausging, hatte Aasfresser angelockt. Klaus war total verwirrt, desorientiert. Er wusste nicht, wieso er wieder im Van war und warum sein ganzer Körper schmerzte. Die Erinnerung an die vorherigen Stunden kam auch nach stillen Minuten nicht zurück. Noch immer war er der Ohnmacht nahe. Da war es wieder. Es überfiel ihn förmlich. Die Müdigkeit verflog. Die Mattigkeit.

Er war wach und der Schmerz trieb seinen Körper an. Die Erinnerung kam zurück. Er durchlebte alles noch mal von vorn. Er spürte den Schmerz noch einmal. Es war ein komisches Gefühl gewesen, wie der Boden unter ihm nachgegeben hatte. Schmidt war nicht darauf vorbereitet, als er fiel.

Konnte man das sein?

Mit erschrockenem, starrem Gesicht, einem überrumpelten Ausdruck, war Klaus in die Tiefe gestürzt. Er konnte sich wieder daran erinnern, wie der Rest der rostigen Wendeltreppe über ihm zusammengestürzt war. Sie hatte ihn unter sich begraben. Er kam nicht mal mehr zum Schreien. Eine herabstürzende Strebe war auf seinen Kopf geknallt und er war sofort bewusstlos gewesen. Während weiter schmutzige Platten und Stahlstreben auf ihn nieder regneten. Klaus hatte unwahrscheinliches Glück im Unglück, er hätte unter dem Gewicht zerschmettert werden können, zerquetscht. Er musste den Gedanken verdrängen. Ihm fröstelte es bei dem Gedanken, zerquetscht zu sein. Dann war er ganz weggetreten.

Seine zerschmetterten Beine legte er vorsichtig auf die Armaturen, die Ablage. Mit dem linken Arm. Klaus schmierte alles voll mit Blut. Er hatte unsagbare Schmerzen. Gerne hätte er seine Rechte genommen. Er war schließlich Rechtshänder.

Er war es gewesen.

Da wo seine Hand seine sollte, konnte Klaus nicht wirklich eine Hand erkennen. Der Anblick tat ihm weh. Seine Hand war Matsch. Ein blutiger Haufen Gewebe mit Knochensplintern. Er konnte die Schmerzen nicht ertragen. Er schüttelte die Hand. Blutropfen spritzten ihm ins Gesicht. Klaus schrie vor Schmerz. Er fing an zu weinen. Es sah wirklich nicht gut aus. Er schrie, bis er Blut hustete und es

sein Kinn herunterlief. Speicheldurchzogenes Blut. Wie viel Blut hatte er bisher verloren? Klaus konnte es nicht einschätzen. Doch er fühlte sich matt.

Schläfrigkeit.

Sein Körper fühlte sich taub an, obwohl der Schmerz pochte. Er wünschte sich zu überleben. Doch es wäre einfacher zu sterben.

„Man kann nicht immer den leichten Weg gehen.“, mahnte er sich selbst und sabberte dabei Blut auf sein Hemd. Er wollte nicht sterben. Aber es war so einfach.

Es sah so einfach aus, im Gegensatz zu dem, was er sah, wenn er in den Spiegel schaute. Eigentlich wusste er nicht, was er tat oder tun sollte.

Was sollte er tun? Musste er denn etwas tun?

Er könnte auch einfach nichts tun.

Warten.

Sterben.

Warten und Sterben.

Warten und langsam verbluten.

Wo waren sie nur? Wo war Sky? Holte er die Anderen?

Hatte Sky seinen Freund, Klaus, im Stich gelassen?

Es war schon schwer genug für ihn, sich darauf zu konzentrieren, dass er nicht zurückfiel und mit dem Rücken am Sitz lehnte. Er konnte seine Fragen nicht beantworten. Es tat höllisch weh. Sein ganzer Rücken war ein einziger Schmerz. Noch nie hatte er so etwas Schreckliches erlebt. Noch nie hatte er so etwas spüren müssen. Er fühlte sich total beschissen. Einige Rippen mussten gebrochen sein. Er konnte nicht mehr klar denken. Die Schmerzen verzehrten seinen Verstand. Was sollte er nur tun? Was sollte er nur tun?! Irgendwie schaffte er es mit seinem zerschmetterten Körper auf den Fahrersitz. Es hatte lange gedauert. Aber was hätte er sonst tun sollen? Mit dem intakten Arm schaltete er den Weltempfänger an. Er bekam nur Spanische Sender herein. Er schaltete das Radio wieder aus. Sein Kopf wollte sich nicht klären.

Noch immer nicht.

Was sollte er tun? Vielleicht sollte er warten.

Er wartete.

Vielleicht sollte er die Blutung am Arm stoppen. Er zog umständlich und unter großen Schmerzen seinen Gürtel aus der Hose.

„Na!“, machte Barbara

Israel lag ausgestreckt auf dem klammen Bett. Es sah so aus, als wäre es frisch gemacht. Er war nervös, aufgekratzt. Doch seine verquollenen, geröteten Augen waren geschlossen und er atmete tief. Es war ihm unangenehm. Barbara saß neben ihm in dem niedrigen Doppelbett. Sie versuchte mehr aus Israel herauszuholen, wäh-

rend sie ihm Wunden zunähte. Er wollte nichts sagen. Man musste ihm alles aus der Nase ziehen. Gerade war sie dabei, seine Fingerkuppe zu fixieren. Es war schwer. Das Blut war geronnen. Stunden waren vergangen.

Zwei lange Stunden. Keine Zwischenfälle.

Zeit zum Nachdenken, zum Erholen und um Wunden zu flicken. Es war schon zu viel Zeit.

„Israel, bitte konzentriere dich.“

„OK.“

„Wir waren in den Wald gerannt. Nach ein paar hundert Metern haben Dad und ich Klaus aus den Augen verloren. Wir wollten bei einander bleiben. José war schon nicht mehr da gewesen, da wollten wir doch wenigstens zu dritt bleiben. Also liefen wir dahin zurück, wo wir ihn zum Letzten mal gesehen hatten. Doch wir sahen ihn nicht und drehten uns schneller um. Ich weiß auch nicht mehr, wie ich es geschafft habe, Dad zu verlieren.“

„Ist schon gut.“

Sie streichelte ihm über die Wange. Israel war mit den Nerven am Ende. Marty kam zu ihr, setzte sich auf die Bettkante und tupfte mit einem nassen Lappen über Israels gerötete, verletzte Stirn.

„Israel.“, sagte er leise.

Israel antwortete entnervt: „Ja.“

Der Junge zuckte bei jeder Berührung. Doch er war aufmerksam. „Wir haben an der Tür seit einiger Zeit nichts mehr gehört.“

„Und?“, fragte White neugierig.

„Naja, vielleicht soll einer von uns rausgehen und nach Sky und Klaus suchen?“ Israel richtete sich auf, ohne darauf zu achten, dass Barbara noch immer an ihm nähte.

„Hey, langsam.“, sagte sie und ging nicht mehr ganz so behutsam mit Israels Beinwunde um. Er zuckte und legte sich wieder zurück.

„Meinst du das ernst?“, es schien ihn zu freuen.

„Klar.“

White dachte nach.

Er grübelte nach, welche Risiken sie dabei eingehen würden. Es fiel ihm sichtlich schwer, doch er setzte sich auf und sagte: „Diese Verantwortung kann ich nicht übernehmen.“

Es klang geschäftsmäßig, kühl, sehr nach seinem Vater.

„Es ist zu gefährlich.“ Er meinte es ernst. Sehr ernst.

„OK, wie du meinst.“, Marty wollte nicht versuchen ihn umzustimmen, er war insgeheim froh über diese Antwort. Eigentlich hatte er sie sogar erwartet. Israel legte sich langsam wieder zurück und dachte über die möglichen Folgen seiner Worte nach. Marty stand wieder auf und nickte ernst in Israels Richtung, so als wollte er sa-

gen, dass er das Richtige tat. Israel war sich nicht sicher, ob er das Richtige tat. Das Richtige?

Barbara schaute Marty hinterher. Er lief noch immer oberkörperfrei herum. Als sie sich wieder zu Israel umdrehte, lächelte dieser wissend.

„Was?“, fragte sie ihn mit großen Augen. Israel lachte.

Er legte also den Gang ein und gab Gas. Seine blutige Hand rutschte auf dem Lenkrad. Er wollte nur weg von hier.

Weg!

Sein Verstand hatte sich geordnet. Endlich. Er war wieder klar im Kopf. Klaus fuhr nicht schnell, eigentlich rollte er im Schrittempo. Schmidt war so langsam, dass die kleinen Aasfresser, die sich in der letzten halben Stunde um den Espace gesammelt hatten, Schritt halten konnten, ohne ihre feste Formation aufzulösen. Sie starrten ihn gierig durch die Scheiben an. Klaus hoffte, einen der Procompsognathen zu erwischen und zu überfahren. Es gelang ihm nicht. Wieder musste er husten. Er war ein zäher Mensch, er würde nicht einfach aufgeben und auf den Tod warten. Er hustete noch immer, bald würgte er nach Luft. Klaus spuckte Blut und schüttelte sich.

Barbara hatte Marty inzwischen im Bad geholfen. Barbara lag zum Teil auf Marty und beide versuchten die Leitungen unter dem Unterbauschränkchen zu reparieren, so weit das mit ihren Mitteln ging. Er sah in ihre Augen.

„Oh, José.“, Finnigan schaute zu ihm hoch.

José lächelte, aber seine Augen blieben weiterhin kritisch und wachsam. Barbara stützte sich ungelenkt vom Boden, von Marty, ab und kam auf die Beine, sie wischte sich ihre Hände an ihren schmutzigen Jeans ab. Ihre Hosen waren alle schmutzig.

„Wir haben jetzt wieder fließend Wasser.“, sie klang stolz.

„Oh, dass ist gut.“, sagte José.

Nun stand auch Marty auf und er räusperte sich, er sprach, als wäre er erkältet, dabei war sein Hals nur trocken:

„Ja, gerade sind wir dabei den Wasserboiler anzuschließen. Dann haben wir sogar warmes Wasser.“

„Ja Marty, dann können wir später duschen.“, sagte sie und stellte sich das prickelnde Wasser auf ihrer geschundenen Haut vor.

Die Erlösung.

José hielt einen Paken Plastiktüten unter dem Arm und zog eine hervor.

„Ich hab hier Handtücher, T-Shirts, Shorts, Unterwäsche. Wir können uns alle neu einkleiden.“

Dann warf Barbara ein: „Aber erst, wenn wir geduscht sind.“

Sie wollte nicht so schnell von ihrem schönen Duschraum abkommen. Barbara schüttelte den Kopf und sagte dann: „Ich gehe schon mal in die Küche und schau mir dort die Armaturen an.“

José folgte ihr.

Martys Hand griff nach einem ziemlich losen Rohr. Er lag wieder auf dem Boden unter den Armaturen des Waschbeckens. Er schraubte die Verbindung der Abflussrohre zu und braunes Wasser tropfte ihm, aus der undichten Steckverbindung, quälend langsam ins Gesicht und lief in die Höhlung der zusammengepressten Lippen. Das Wasser schmeckte fahl bis bitter, mit ein wenig Rost durchsetzt. Bevor sich hier jemand duschen würde, müsste man das Wasser erst ein bisschen laufen lassen. Bis die Rohre rein genug waren.

Die Küche war in einem Raum, kaum größer als eine Besenkammer und beinhaltete zwei Schränke, einen kleinen Kühlschrank mit Gefrierfach, einen Herd unter einer Spüle und einer kleinen Pfannengarnitur, die ordentlich an der schmalen Wand hing, über der Spüle und der einen kleinen Herdplatte.

Barbara öffnete Türen und Schränke und durchwühlte die Einrichtung. Ihre blauen Augen funkelten geheimnisvoll, im Licht der Halogenlampen die an der Decke und an den Wänden hingen.

Noch immer rollte der Van im Schrittempo. Nun einen leichten Abhang hinunter. Klaus sah aus dem blutschmierigen Frontfenster. Er hatte niesen müssen. Inzwischen war sein Arm abgebunden und die Blutung gestoppt. Ohne ersichtlichen Grund fuhr er auf den künstlich angelegten Dschungelfluss zu. Schneider wusste nicht, wieso er den Hang zum Fluss hinabfuhr. Er tat es einfach. Er hoffte nur vage darauf Sky oder einen Anderen auf seinem Weg zu treffen. Er wusste nicht wie unwahrscheinlich es war, dass irgendjemand sich am Fluss aufhielt. Seine gebrochenen Beine ließen nicht zu, dass er gleichzeitig Gas geben und Bremsen konnte. Jede Bewegung lief extrem langsam ab. Schmerzen! Klaus Augen drehten sich unkontrolliert in den Höhlen, es sah aus, als fiel er alle Sekunden in Ohnmacht. Doch das tat er nicht. Er klammerte sich an die Schmerzen, an das Leben. Wenn er etwas fühlte, wusste er, dass er noch lebte. Doch plötzlich war er weg. Das Auto fuhr weiter. Klaus Kopf stieß auf das Lenkrad. Er kam nicht wieder zu Besinnung. Doch das Auto fuhr weiter, wurde nicht langsamer, nein, eher schneller. Es raste den grünen Hang hinab. Er war nicht besonders steil. Das Auto fuhr schnell und fast ohne Erschütterungen, noch knapp 100 Meter und der Wagen raste geradewegs in den Fluss. Doch so sollte es nicht kommen. Klaus drehte am Lenkrad, nein, er kam nicht zu Bewusstsein, er drehte nur das Lenkrad. Der Van kam ins Schleudern. Dann wendete er leicht nach rechts. Noch 40 Meter. Noch 30 Meter.

Nun raste der Wagen auf einen Felsbrocken zu. Noch 15 Meter. Noch 5 Meter. Der Abstand schmolz dahin.

Aufprall!

Mit voller Wucht, ungebremst.

Klaus riss die Augen auf. Er war wach. Oh Gott, er hätte niemals gedacht, solch einen Schrecken zu überleben. Nun hatte er dem Schrecken vielleicht sein Leben zu verdanken. Der Wagen qualmte sofort. Es ging so schnell. Es geschah alles zur selben Zeit. Die Airbags schossen vor. Blähten sich in einem Sekundenbruchteil auf. Klaus hatte noch immer auf dem Lenkrad gehangen, er wurde zurückgeschleudert. In den Sitz. Mit einer tödlichen Wucht. Er schrie und es war kein menschlicher Schrei.

Sein ganzer Rücken krachte.

Die Luft wich langsam aus den Airbags. Die Lebensretter hatten ihn nicht wirklich gerettet. Nun hatte er den Blick frei, doch er sah nicht viel. Alles war verschleiert. Er spürte die Hitze, das Auto brannte. Sein Blick wurde etwas klarer, er sah die Flammen. Der Rauch biss ihn in den Augen, sie begannen zu tränen und er sah wieder nichts mehr.

Auf jeden Fall musste er hier heraus. Er musste schnell etwas unternehmen. Wenn er es noch konnte. Klaus konnte seine Beine nicht fühlen, nicht bewegen.

War er tot?

Er fragte sich ob er tot war. Denn er fühlte nichts mehr.

Taubheit, er fühlte sich weit entfernt. Doch er sah, wie die Flammen aus der Motorhaube stoben.

Höher und höher.

Er glaubte etwas zu fühlen.

Angst. Und die Hitze.

Sein Arm, er glaubte seinen Arm bewegen zu können.

Seinen „guten“ Arm. Er zog mit blutigen Fingern die Tür auf. Klaus fiel zur Seite, raus aus dem Auto. In den feuchten Sand, der sich am Rand des Flusses entlang zog. Der Fluss war an dieser Stelle breit und flach, er war als Badestrand gedacht gewesen. Hier durften sich niemals Menschen sonnen. Zu keiner Zeit hatte hier jemand das Wasser und die Sonne und den Strand genießen dürfen. Eine Verschwendung. Es war ein wunderschönes Fleckchen, doch Klaus war für diese Schönheit im Augenblick unzugänglich. Er lebte noch. Das kam ihm wieder in den Sinn. Noch immer wusste er nicht, ob es gut war, zu leben. Er spürte den Sand in seinem Gesicht, den heißen Sand in seinem Mund. Klaus versuchte, sich zu strecken, sich fortzubewegen. Kriechend. Er würgte und erbrach Blut. Es waren Unmengen Blut. Das konnte nicht gut sein. Es konnte auf gar keinen Fall gut sein, so viel Blut zu erbrechen. Oder überhaupt zu verlieren. Es klebte im Sand. Und der Sand klebte auch in seinem Gesicht. In

den Augen. Einfach überall. Hinter ihm, direkt über ihm knisterte das Feuer in dem Auto. Er hustete. Er hustete noch mehr Blut. Er sah kaum etwas. Zwischen all dem Sand, dem Blut und dem Grauschleier. Doch er sah im Augenwinkel einen Bären.

Einen Bären?

Der Bär schleuderte gekonnt Fische mit seinen Krallen aus dem Wasser aufs Land. Schneiders zerschmetterter Körper wand sich. Klaus sah das Tier genauer an, es drehte sich zu ihm um. Er stützte sich auf die Ellenbogen und kniff die Augen zusammen. Der Sand kratzte auf der Hornhaut. Der Bär war nah. Er sah in die Augen eines braungrünen krokodilsköpfigen Ungeheuers. Wie es noch nie ein Kind in einem Albtraum erträumt hatte. Seine Arme knickten ein. Er fiel in den Sand. Regungslos. Er blieb liegen. Er hatte die Aufmerksamkeit des Dinosauriers. Der *Baryonix walkeri* schaute ihn an. Vielleicht ein wenig irritiert und vielleicht auch einfach nur blöd. Das Tier war so groß wie ein Bär. Sein Name bedeutet „schwere Klaue“, er hob diese und schlug ohne hinzusehen, einen weiteren Fisch aus dem Wasser, ganz so wie es manche Bären machten. Klaus Herz schlug noch. Der *Baryonix* riss sein Maul auf und entblöbte eine lange Reihe schmaler steakmesserartiger Zähne. Er gähnte. Gelangweilt jaulte er wie ein süßer Schoßhund. Er verschlang die zappelnden Fische. Dann tat er einen Schritt und befand sich sofort über Klaus. Klaus spürte das Tier. Doch er hatte zuviel Angst, er blieb einfach liegen. Vielleicht konnte er auch gar nicht mehr anders. Es musste ein junges Tier sein. Erwachsene Tiere wurden auf knapp 6 Meter Körperlänge geschätzt. Seine langen Raubkrallen saßen an den Händen. Der Dinosaurier war nicht scheu, er hatte keine Angst. Er zeigte allerdings ein reges Interesse für den Menschen. Er legte sich neben den Menschen. Er schaute ihn lange und durchdringend an. Klaus hob nur einmal kurz den Kopf, mit angstgeweiteten Augen. Dann hatte der Dinosaurier lange genug gewartet und beobachtet. Er schnupperte an dem Menschen. Es war ein neuer Geruch für ihn. Er war nicht abschreckend. Nein. Er war geradezu delikat. Der *Baryonix* schlug Klaus die Klaue in den Rücken. Schneider machte keine Anstalten sich zu wehren. Er spürte es nicht einmal mehr, zumindest nicht so, wie er es hätte spüren können. Der *Baryonix* war auf den Geschmack gekommen, er vergrub sein spitz zulaufendes Maul in der Taille des Deutschen. Klaus lebte noch, er wehrte sich nicht. Doch er spürte die Schnauze in seinem Leib und er roch den Gestank. Klaus dachte nur, dass es gleich vorbei sein würde. Er hoffte, dass es schnell vorbei ging. Der Benzintank des Vans explodierte, der Dinosaurier war ungerührt. Er schaute kurz auf das Feuer und fraß weiter. Klaus weinte. Er hustete und als sein Rückgrat knackte, durchbissen wurde, hielt er die Luft an. Der Dinosaurier weidete ihn geschickt aus. Ihm wurde schlecht. Er hoffte, dass es nun sehr

schnell vorbei war. Dann wurde es wieder schwarz. Doch nun sollte es für immer sein.

Die Procompsognathen hinter und um das lodernde Auto quiekten nervös. Geduldig schauten sie zu und warteten.

Es fiel immer etwas für sie ab.

Sie standen um die Tote. In einem fast perfekten Kreis. Nacheinander senkten sie ihre Köpfe, einer nach dem Anderen. Sie streichelten die Leiche mit ihren Wangen. Dann hoben sie ruckartig die Köpfe und jaulten. Ein kakophonisches Geräusch, abstoßend. Sie scharrrten mit den Krallen in der Erde.

Sie war tot. Die Alte war tot!

Die oberste Mutter war tot!

Ihr ältester Sohn trauerte. Er war äußerst schlecht gestimmt. Seine Stellung in der Gemeinschaft war gut. Er hätte Clanführer werden sollen, doch er war ein Männchen. Männchen waren nicht zum Clanführer bestimmt. Sie durften nur ihr eigenes kleines Rudel leiten. Die Raptoren sprachen eine seltsame Sprache.

„Sie müssen sterben.“, knurrte er.

Israel stand nackt unter der Dusche, er hatte seine Socken anbehalten. Das flache Duschbecken war von dem Schimmel und Moos verfärbt. Das heiße Wasser tat gut. Er konnte sich entspannen, endlich. Sie hatten sogar noch original Jurassic Park-Duschgel gefunden. Es hatte einen frischen Duft, auch nach einem Jahrzehnt. Das kleine Bad hatte keine Tür. Nur einen transparenten Duschvorhang. Es war ihm keineswegs unangenehm. Es war ihm völlig egal, er war froh sie nicht nur zu hören, er konnte sie sehen. Sie liefen umher, unterhielten sich miteinander. Eine beruhigende Szene. Endlich in Sicherheit. Israel hatte ein wenig herumgeschnüffelt. In einem der Kleiderschränke hatte er Damenunterwäsche gefunden. Also nahm er an, dass hier eine Frau gelebt hatte. Dafür sprach auch, dass alles so sauber war. Hätte er hier gewohnt, hätte es niemals so ausgesehen. Alles war sehr ordentlich.

Israel schäumte sich ein. Die Seife brannte in den Wunden. Es störte ihn nicht sehr, das Brennen war nicht stark, das heiße Wasser spülte den Schaum fort. Im Raum dampfte es. Er öffnete die Augen und schaute nach unten. Im Ausguss sammelte sich der Schaum, durchzogen von ein wenig Rot. Dann duschte er sich noch schnell kalt ab, was ihn Überwindung kostete. Er gurgelte mit dem Wasser, es schmeckte nicht gut. Ein wenig fahl, doch es war klar und erfrischte ihn. Es war egal. Er spuckte es aus. Israel stellte das Wasser aus und griff blind nach dem Handtuch, dass er sich zu-rechtgelegt hatte. Er erwischte das Tuch und trocknete sich unter der Dusche ab.

Es roch modrig. Lieber wollte er ein Zweites nehmen. Es waren ja genug da. Der ganze Schrank war vollgestopft mit Handtüchern. White trat nackt, er konnte kaum etwas sehen und blinzelte, auf die kalten Fliesen und griff in den Schrank. Das nasse Handtuch legte er auf den Boden vor der Dusche. Mit dem Trockenen rieb er sich übers Gesicht und rubbelte seine kurzen Haare trocken. Er hoffte, dass sein Vater zu ihnen fand. Es war unwahrscheinlich, das wusste er. Woher sollte Sky denn wissen, wo sie waren? Doch er hoffte. Er hoffte auch, dass Klaus bei seinem Vater war. Das beide noch am Leben waren. Israel war in Gedanken versunken. Da trat jemand ins Bad. White erschrak und zog sich das Handtuch vom Kopf und wickelte es sich blitzschnell um die Lenden. Es war Barbara. Sie lachte: „Du brauchst dich doch vor mir nicht zu genieren. Ich bin auf Frachtern großgeworden.“

Sie ging wieder. „Schöne Beine.“

„Du könntest auch vorher sagen, dass du hereinkommst. Du könntest klopfen.“

Nicht der Hunger trieb sie. Sie folgten der Blutspur, aus allzu menschlichen Gründen:

Hass und Rachegefühle

Niemand durfte ihre alte, kluge Mutter töten. Doch jemand hatte es gewagt. Dieser jemand musste jetzt sterben. Sie wussten nicht was es war. Doch er war hier. Er war ein seltsames Wesen. Vielleicht verfolgten sie ihn ja gerade. Sie folgten einer Fährte die ganz neu für sie war. Das Raptorenweibchen war schwach gewesen, doch so weise. Ihr jüngster Sohn des ersten Wurfs machte sich auf, seine Geschwister zusammenzutrommeln.

Die Alte war tot, ihre Führerin. Die Herrschaft der Raptoren war gefährdet. Es würde lange dauern, bis eine neue Herrscherin auserkoren war. Es würde blutig zugehen. Die neue Matriarchin musste sich ihre Stellung erkämpfen. Vorerst würden die Ältesten ihre Familienstämme übernehmen und das Sozialleben des Raptorengeschlechts weitererhalten. Die Boten, die ausgewachsenen jungen Männchen, waren dabei jetzt äußerst wichtig. Sie waren von geringfügig niedriger Stellung. Ohne sie konnte alles in die Brüche gehen. Auf der ganzen Insel gab es nun 6 große Familienstämme. Sie mussten koordiniert werden. Die Boten mussten für eine Absprache mit den anderen Stämmen sorgen. Es war äußerst wichtig.

Man achtete diese Männchen und ließ ihnen Freiräume, die die jungen Weibchen niemals erhielten. Junge Männchen durften zwar kein Familienrudel leiten, keinen Clan, keine Stämme gründen, aber sie lebten gut und frei.

Langsam liefen sie die Freitreppe hinauf. Sie folgten einer offensichtlichen Fährte. Einer Blutspur. Er konnte nicht weit sein und es

war so einfach ihn zu verfolgen. Die Mörder mussten exekutiert werden und dieser schien ein schwaches und waidwundes Exemplar zu sein. Das ältere Weibchen lief vor ihren jüngeren Geschwistern. Drei Schritte. Diese Schritte wurden von den Jüngeren eingehalten. Es war ihr Zeichen des Einverständnisses, dass sie ihre ältere Schwester als Führerin akzeptierten. Sie schwiegen. Ihre Sinne waren geschärft. Sie verfolgten die Fährte, nichts konnte, durfte sie ablenken. An einer der Wände war ein Blutstreifen in Hüfthöhe. Sie schnüffelte daran, dann leckte sie das feuchte Blut ab. Sie knurrte erfreut. Es hieß: „Da ist er.“

Die Jüngeren bestätigten es ihr. Doch keiner wagte es, das feuchte Blut anzurühren. Es könnte missdeutet werden. Da waren Geräusche. Sie wurden lauter, umso näher sie den Labors kamen. Ein schmerzverzerrtes Stöhnen. Gefolgt von Fluchen in einer Sprache, die sie nicht verstanden, doch offensichtlich eine Sprache. Nicht nur simple Laute, wie sie Stegosaurier ausstießen um ihren Missmut auszudrücken.

Sie rannten den dunklen Flur entlang. Lautlos.
Gleich hatten sie ihn.

White lag auf dem Rücken und wand sich. Er musste unvorstellbare Schmerzen haben. Er brüllte und fluchte.

Er schlug sich mit der Faust auf das Bein, das Hosenbein war aufgerissen und nach oben gerollt. Er hatte eine tiefe Fleischwunde am Bein. Blut floss aus der Wunde auf den hellblauen PVC-Boden, der wellig und feucht war.

Es war einer der Bruträume. In der Mitte des Labors standen acht kreisrunde Tische. Sky hatte einen Plan. Ob er funktionierte würde sich noch zeigen. Hier oben im Besucherzentrum kannte er sich zum Glück ziemlich gut aus. Er wünschte sich selbst viel Glück.

„Scheiße tut das weh.“, schrie er. Draußen kamen die Velociraptoren schnell näher. Er hörte sie hinter der verschlossenen Tür. Es war eine Glastür. Er konnte sie sehen. Sky riss die Augen entsetzt auf und bekam keinen Ton mehr heraus. Sein Mund klaffte und er begann zu zittern. Er hatte Todesangst. Man sah es ihm an. Er zitterte wie Espenlaub. Es sah auch nicht so aus, als würde es zu seinem Plan gehören. Als er die Raptoren sah, hatte er seinen Plan schon vergessen. Es war unmöglich. Wie hatte er nur annehmen können, dass er einen Vorteil heraus schlagen konnte, wenn er in ein Labor flüchtete. Sie standen still vor der Glastür. Sie wussten was Glas ist, was eine Tür ist. Durch Glas konnte man sehen, als wäre es Wasser oder Luft. Glas konnte verletzen, war schwer zu zerstören. Und Türen ließen sich öffnen. Mit einem Griff.

Die Raptoren spürten die Angst des Menschen.

„Hab nur Angst.“, zischte das Weibchen und schlug mit dem Kopf gegen die Scheibe. White zuckte zurück. Er war total angespannt. Es ging ihm nicht besser, als er sah, dass das Weibchen die Tür mit dem Türgriff gekonnt öffnete.

Er hätte es nicht besser machen können.

„Oh Gott!“, Sky rutschte zurück von der Tür. Die Tür schwang auf. Das Weibchen trat einen Schritt in den Raum. Sie hob den Kopf und stieß einige bellende Laute aus. Dann konzentrierte sie sich wieder auf Sky. Sie ging näher. Sky rutschte weiter zurück. Die Treppe. Er war nicht wirklich überrascht, als er die Treppe herunterfiel. Er tat sich nicht weh. Seinen Fallwinkel hatte er gut gewählt. Er rutschte die fünf Stufen ziemlich glatt herunter. Das junge Weibchen schüttelte seinen Kopf. Es schien ihr zu gefallen. Mit Grausen sah Sky, dass sie erfreut aussah, wenn dies möglich war. Wenn Velociraptoren glücklich aussehen konnten. Unten angelangt sprang er schnell auf. Er konnte gut laufen. Er hatte die schwere Verletzung nur angetäuscht. Auch das schien die Raptorendame nun amüsant zu finden. Sie verstand.

Elegant schritt sie die breiten Stufen herab. Sie raunte ihrem Gefolge etwas zu. Es blieb stehen. Sky konnte nur annehmen, dass der junge Dinosaurier sich überschätzte und ihn im Alleingang töten wollte. Er hoffte Recht zu behalten, so hätte er noch ein Chance. Jetzt ging es um alles. Sky sprang hinter einen der Tische. Duckte sich. Er hörte den Raptor näher kommen. Sehr langsam. Raptoren waren Sprinter und Springer. Das hier war nicht ihr Gelände. Sie kannte diesen seltsamen Raum nicht. Er war zu eng für sie. Sie schnupperte und knurrte dann. Ihre Krallen klirrten bei jedem Schritt auf dem gefliesten Boden. Sky konnte sie hören, wenn sie näher kam. Sie wusste wo er war. Er wusste wo sie war. Sky B. White griff mit einer Hand auf den Tisch hinter dem er sich noch immer verbarg. Hier lagen allerhand alte Eierschalen. Er nahm ohne hinzusehen ein großes Bruchstück und warf es nach dem Raptor, dieser wich nicht aus. Das Bruchstück landete in dem Gesicht, der Raptor zuckte nicht.

White hatte diesen Raum gewählt, weil er verhältnismäßig groß und eng möbliert war. Wie er es gehofft hatte, kam der Raptor nicht so gut voran, wie er es sonst gewohnt war. Sky hatte einen Vorteil ausschlagen können. Den ersten. Er stand langsam auf. Der Raptor war nicht so groß, wie er angenommen hatte. Sky lief drei Schritte rückwärts. Sehr langsam, so langsam wie es ihm möglich war. Er zitterte noch immer. Nun mehr wegen seiner Aufregung, nicht weil er Angst hatte. Dann traf er auf die Wand. Er fühlte sich eingeeengt, in der Falle. „Was wollt ihr von mir?“, schrie er. Blöde Frage. Der Raptor sagte etwas und es sah so aus, als hätte er die

Frage verstanden und antwortete, was natürlich nicht der Fall sein konnte. Grauenhafte Vorstellung.

„Ich werde dich töten.“

Hätte jemand die beiden Sprachen verstanden, hätte er sich einen verblüffenden Dialog anhören können. Sky versuchte, seine Angst zu verdrängen. Oder sie wenigstens zu kanalisieren. Sie in Hass umzuschlagen. Das Schreien irritierte den Velociraptor. Ein Grund weiter zu schreien.

„Weißt du wo die Anderen sind? Habt ihr sie gefressen?“

Der Raptor lief durch die schmalen Lücken zwischen den Tischreihen. Sie stieß sich an den Kanten.

Es brachte sie in Rage: „Ich werde euch töten!“.

„Ich töte dich!“, schrie Sky das Weibchen an.

„Gib auf.“, kam die Antwort in geknurrter Raptoren-Sprache. Sky wusste, wohin er lief. Sky tat einen Schritt zur Seite, langsam kam sie ihm zu nah. Er schrie, um Zeit zu schinden: „Weißt du, warum du jetzt hier bist? Ich habe dich hergelockt!“

„Ich töte dich!“

„Hier gibt es etwas, das dich töten kann. Das ist neu für dich, was?“

„Ich fresse dich. Gleich.“

Er hatte es entdeckt, als er früher an diesem Tag mit Marty das Gebäude erkundet hatte.

„Das ist ein Giftschränk.“, Sky schrie nicht mehr, er sprach laut und eindringlich.

Er drehte dem Tier nicht den Rücken zu, als er in dem Schränk nach einem geeigneten Gift suchte. Seine Finger streiften über Fläschchen, Reagenzgläser und vollgesogene Spritzen.

„Was machst du?“, fragte der Raptor neugierig. Es gefiel ihr nicht, dass der Mensch seinen Tod hinauszögerte. Er könnte doch schon tot sein!

„Was machst du da?“

Sky drehte sich alle paar Sekunden um und las Etiketten und Beschriftungen. Gedruckt oder in penibler Handschrift. Dann hielt er etwas in den Händen, ein Fläschchen und einige Spritzen. Hier, allerdings im Nebenraum, hatte schon jemand diese Taktik benutzt um sich vor den Raptoren zu retten. Mit den Zähnen zog er die Plastikkappe einer Nadel ab und spuckte die Kappe den Dinosaurier über. Das passte dem Tier nicht. Es knurrte: „Was hast du da? Was soll das?“

„GIFT!“, schrie White. Er lehnte sich weit über das Geländer, wenn er es wagte den Raptor so zu provozieren.

„GIFT! GIFT!“, brüllte er den nahen Dinosaurier an. Der wurde langsam wütend.

„Na also.“, sagte Sky als der Velociraptor richtig tobte und Dinge von den Tischen fegte und schrill schrie.

„GIFT!“

Der Raptor raste. Der Blutdurst war in seinen Augen.

„Komm doch her, dann mach ich dich kalt.“

Sky dachte: „Aber nur, wenn die Dosierung stimmt.“

Ja, das war das Problem. Die Dosierung. Zuviel und na ja, zuviel wäre wohl egal. Aber zu wenig könnte bedeuten, dass der Raptor nur den Pieks spürte und Sky dann tötete. Lieber zuviel. Also zog er die Kappe einer anderen Spritze ab. Und spuckte dem Dinosaurier den Deckel ins Gesicht. Doch zuerst. Die restlichen Spritzen steckte er in seine Brusttasche. Noch drei Spritzen. Noch drei Raptoren. Es sah nicht gut aus für ihn, aber vielleicht fand er noch andere Gifte. Vielleicht, oh, er hasste dieses Wort.

Die „entsicherten“ Spritzen nahm er in die Linke und schraubte mit der rechten Hand eine Flasche auf. Er musste die Flasche abstellen, um den Deckel zu entfernen. Er war versiegelt. Sky hatte etwas verschüttet, es reagierte sofort. Auf dem Metall des Tisches löste es nur den Lack. Aber der Spritzer auf seiner Hand fraß sich in das Fleisch. Es war also Säure oder Lauge. Aber ziemlich aggressiv, Sky glaubte nicht, dieses Zeug zu kennen. Es roch ekelhaft. Die Flasche war nicht etikettiert gewesen. Er hatte sie nur hervorgenommen, weil sie dort gestanden hatte, wo die absolut tödlichen Chemikalien aufgehoben wurden. In diesem gekühlten Glasschrank, gab es eine Unterteilung in drei Sektionen, von „Vorsicht! Mögliche Allergische Reaktionen“ und „Nicht einatmen!“ bis zu dem knochengekreuzten Totenschädel mit der Aufschrift „DANGER“ und dem Zeichen „Bio-Hazard“. Beim Suchen, hatte Sky sogar ein Bleidöschen mit einem Zeichen für radioaktive Strahlung gefunden, entweder versteckte dort ein Laborant seinen Schnaps, oder dieser Laden war wirklich total gefährlich, wenn man radioaktive Körpergifte aufbewahren musste. Den Deckel warf er dem neugierig wartenden Raptoren über.

Sie kochte vor Wut, aber die Neugierde war stärker. Sie wollte wissen was das war, was dieser Mensch da tat.

White ging einen Schritt auf den Raptor zu. Das Tier war erstaunt. Da hob er den Arm und goss dem kleinen Dinosaurier die Säure blitzschnell über den Kopf. Er schüttete die halbe Flasche über das Tier. Er schreckte zurück.

Die Säure tat sofort ihre Wirkung. Die Haut löste sich qualmend auf. Das Fleisch verbrannte. Die Muskeln. Es stank zum Himmel. Sky glaubte nicht, dass er noch eine Spritze brauchte. Das Tier ging zu Boden. Schreiend, zappelnd.

Er hoffte für das Tier, dass es schnell starb.

Sky war kein Unmensch. Das Tier konnte nichts dafür, na gut, fast nichts, dass es so enden musste. Er zog die Spritze. Trat den zappelnden Kopf des Velos gegen den Boden, hielt ihn herunter und injizierte die ganze Spritze in den Hals. White hob den Fuß. Der Velociraptor zuckte noch stärker. Die anderen Raptoren standen noch dort, oberhalb der Treppe. Sie schienen nicht zu verstehen, was hier vor sich ging.

„Kommt wohl nicht so oft vor, dass einer von euch so stirbt, was?“, fragte Sky die jungen Raptoren direkt und schaute sie an. Noch war der Raptor am Boden nicht tot. Sky hatte die Sekunden seit der Injektion gezählt.

...3...4...5... Dann erschlaffte das arme Tier.

Besser so. Es konnte nicht lange gelitten haben, zumindest hoffte Sky es. Es war tot. Es hatte Schaum im Maul. Eine Blutpfütze breitete sich aus. Er trat aus ihr heraus, das dickflüssige Blut klebte an seinen Schuhen und als er den Fuß hob, zog es Fäden. Noch immer reagierten die Jungen nicht. Sky würde warten. Hier war er im Augenblick sicher. Genug Gift und Säuren müsste er finden. Er hatte schwere Dinge zum Schlagen und Schmeißen. Irgendwann mussten sie kommen, wenn nicht, auch nicht schlimm. Sollte es zu lange dauern, konnte er versuchen, den Raum über eine andere Tür zu verlassen. Allerdings konnte Sky nicht sicher sein, dort ebenso viel zum Werfen zu haben. Einen der Tische zog er zum Schrank, warf die Eierschalen und das Füllmaterial zu Boden. Er setzte sich mitten auf den runden Tisch, in die Vertiefung.

„Ich hab gerade Zeit. Ich warte, wenn ihr durchgeblickt habt, könnt ihr ja herkommen.“, rief er den anderen Raptoren zu. Sie standen starr da. Als wären sie Skulpturen. „Ich mach es mir derweil bequem, OK?“

Im Augenblick würde er seine Ruhe haben. Sollten sie doch nur kommen. Schnell holte er sich von seinem hohen Ross herunter, er griff auf, in die Wunde an seinem Bein. Die hatte er ganz vergessen. Er begann sie zu reinigen, an dem Waschbecken hinter ihm. Direkt neben dem Schrank. Erst musste er das Wasser einen kurzen Augenblick laufen lassen, es sah trüb aus. Ziemlich trüb. Er überlegte, ob die Infektionsgefahr zu hoch war.

Sollte es die ganze Nacht dauern, er würde sich die Raptoren vom Hals schaffen. Er würde sich retten. Er würde die Anderen finden. Er fühlte, dass sie in der Nähe waren. In seiner direkten Nähe. Hätte er gewusst, wie nahe, hätte ihn nichts halten können. Er hielt sich weniger als zehn Meter entfernt von ihnen auf. Getrennt durch den Fußboden und einige Wände.

Kaffee! Marty konnte kaum fassen, dass nach all den Jahren noch immer fließendes Wasser in guter Qualität vorhanden war. Es

musste von einer vulkanischen Grundwasserquelle kommen und war frisch, demnach gut gefiltert. Man schmeckte keinen Schwefel und wegen der Kohlensäure prickelte es, es war reines Mineralwasser. Wasser in einem Reservoir, einem Tank, würde so lange keine annehmbare Qualität erhalten. Marty trank einen Schluck von dem heißen Kaffee. Seine Kehle war trocken und der Kaffee tat gut. Sie saßen auf dem Bett. Barbara und Marty tranken Kaffee. In der Küche gab es guten Instant-Bohnenkaffee, dunklen Kakao und leckeres Milchpulver in hygienischen, vakuumverschweißten Nachfüllpackungen. Unangebrochen. In dem kleinen Kühlschrank stand eine Flasche Milch, keiner traute sich, sie anzufassen und wegzuschmeißen. Sie schimmerte irgendwie grünlich. Sicherlich ungesund. Pedro lag am Fußende, er schlief, wenn auch schlecht.

José werkelt in der Küche. Er versuchte, den Gaskocher wieder in Gang zu bringen. Er glaubte noch etwas Essbares gefunden zu haben, im Kühlschrank. Bei der grünen Milch. Was das wohl sein konnte? Was hielt schon annähernd zwei Jahrzehnte und war danach noch genießbar? Vielleicht Schiffszwieback und Astronautenfutter. Beides war unwahrscheinlich. Besonders gut schmeckten sie auch nicht, aber gesund und sättigend mussten sie wohl sein. Barbara hustete, sie hatte sich an dem heißen Kaffee verschluckt und dabei noch die Zunge verbrannt. Marty ruckte hoch. Ein wenig erschrocken.

„Alles in Ordnung?“, fragte Marty und klopfte ihr auf den Rücken. Sie schaute nicht auf und sagte sofort: „Schon gut. Hab mich nur verschluckt.“

Ihre Stimme klang seltsam. Sie sagte leise: „Nein.“ Marty hörte sie schluchzen, oder irrte er sich. Natürlich konnte er sie fragen, was sie bewegte, aber das konnte er sich denken. Und blöde Fragen zu stellen, war in solchen Situationen weniger angebracht. Marty wartete, wenn Barbara mit ihm sprechen wollte, würde sie das tun. Er schwieg und trank seinen Kaffee leer, stellte die Tasse auf den Nachttisch. Leise und vorsichtig. Aus dem Augenwinkel beobachtete er sie. Sie zog die Nase hoch. So unauffällig wie es möglich war. Sie wollte nicht, dass Marty sie weinen sah. Der Kaffee hinterließ einen ungewöhnlichen Nachgeschmack am Gaumen. Die Zeit verflog eben nicht spurlos. Auch nicht für wasserlöslichen Pulverkaffee. Es schmeckte nach Eisen. Seltsam. Vielleicht kam es von dem Wasserkocher. Marty mahnte sich zu Konzentration und versuchte über ihre Flucht nachzudenken. Das dauerte eine Weile, in der er Barbara anschaute und ihm bald der Blick schwamm. Sie regte sich nicht. Barbara schaute mit tränenverschwommenen, starren Blick auf ihre nackten Füße. Marty Guitierrez ließ die Zeit verstreichen. Bald hatte er ausgiebig über ihre Lage gegrübelt. Irgendetwas hatte ihn immer und immer wieder abgelenkt. Vielleicht Barbara. Vielleicht etwas An-

deres, über das Marty sich nicht klar war. José trat in den Türrahmen der Küche, sah die beiden jungen Menschen bewegungslos auf dem Bett sitzen und drehten sich wieder zur Küche um, kopfschüttelnd. Marty hörte, wie José nach Israel rief, dieser hatte auf dem Boden gelegen und alte Zeitschriften gelesen. Er hatte sie mit den Fingerspitzen und äußerst sorgfältig umgeblättert. Nun stand er auf und ging schlurfend in die Küche. José sprach leise mit ihm. Israel blieb in der Küche. Barbara weinte ein wenig unverhohlener, ihr war klar, dass Marty es bemerkt hatte. Unvorstellbar unangenehm war ihr das. Marty war ein Fremder. Sie scheute sich davor, mit ihm zu sprechen. Wie würde er reagieren. Sie wusste es nicht. Sie konnte nur an eines Denken: Ihr Vater ... war tot und sie würden es vielleicht auch bald sein.

In Gedanken trug er alles zusammen und ging es noch mal durch. Ihre einzige Hoffnung war es, dass der Helikopter noch funktionierte. Barbara hatte vorhin im Bad gesagt, er wäre nur versoffen, würde wieder tadellos anspringen. Marty wollte ihr glauben. Nur zu gerne. Nun galt es erst einmal die Nacht zu überstehen. Marty glaubte nicht, dass die Raptoren ihnen hier gefährlich werden konnten. Die Gefahr sollte vor der schweren Stahltür bleiben.

Jetzt hieß es warten und hoffen. Hoffen, dass sie morgen früh das Gebäude verlassen konnten. Dass sie Sky und Klaus lebend wiederfanden, dass sie diese Hölle überleben würden.

Eingesperrt. Gejagt.

Marty würde schlecht schlafen.

Wenn überhaupt.

Pedro, der am Fußende des Betts schlief, hatte seinen Mund klaffend geöffnet. Sein Gesicht war verspannt. Er zuckte mit den Augenlidern. Kein schöner Traum. Marty wollte seinen Traum nicht träumen. Da blieb er lieber wach und dachte nach. Blieb er lieber neben Barbara sitzen und war für sie da.

Wie sollte es jetzt weitergehen? Sie wusste es nicht. Sie musste auf Marty und José vertrauen. Sie fühlte sich so schwach, so hilflos. Sie hasste es. Sie hasste sich. Einfach alles. Barbara war wütend. Sie konnte nicht klar denken. Woran sie auch dachte, es tat ihr weh. Doch sie musste sich zusammenreißen. Alles ging weiter. Alles drehte sich. Finnigan schluchzte. Ihre Augen brannten und die Tränen strömten weiter. Barbara wimmerte. Marty fühlte sich schmutzig, klebrig.

Es störte ihn nicht sehr, aber er wollte sich duschen. Er wollte den Schmutz von sich waschen. Er stand auf. Seine Knochen knackten.

„Bleib da!“, flüsterte Barbara mit belegter Stimme. Kaum hörbar. Sie bat ihn, da zu bleiben. Den Gefallen wollte er ihr tun. Gui-

tierrez zog seine Schuhe aus und stellte sie vors Bett. Er rutschte näher zu ihr, in die Mitte des Betts.

José sah es und lächelte mit mitleidiger Mine, sodass Marty es sah, er schaute ausdruckslos. Sofort wendete José sich ab und hantierte irgendetwas in der Küche.

Was gab es dort zu tun?

Sie saßen stillschweigend auf dem Bett.

Marty schaute auf seine neue Armbanduhr, ein billiges Souvenir, dass er in Schublade gefunden hatte. Er hatte die Batterien ausgewechselt und die Uhr nach Josés Taschenuhr gestellt. Sie waren verloren, in einer Welt, in der Minuten nicht zählten. Nur noch Tageszeiten waren von Bedeutung. Jetzt war Nacht. Es war kurz vor elf. Zeit zum Schlafen, wenn man es konnte.

Israel war inzwischen in der Küche eingeknickt. Über einem Müsli ohne Milch. Mit Wasser. Und einem Schuss Instantkaffeepulver. Es schmeckte widerlich. Aber Israel hatte es gegessen. Nun schlief er, den Löffel in der Hand. José staunte, dass der Junge so schnell einschlafen konnte. José war nicht müde. Ganz im Gegenteil, er war regelrecht aufgeputscht.

Marty hatte einen Arm auf das Kopfbrett des Betts gelegt. Schweigend betrachtete er die Frau. Die er nicht kannte. Die er nur zu gut verstand. Ihm gefiel ihr Haar. Und ihre Ohren. Sie waren gerötet. Einige Äderchen stachen deutlich hervor. Marty glaubte sie pulsieren zu sehen. Oder war es nur der Blick, der ihm langsam wieder verschwamm. Oder war es seine Brille, die er vielleicht säubern sollte. Das musste Zeit haben. Es war auch egal, die Nacht würde lang. Marty strich über ihren Hinterkopf, ganz sanft. Er war heiß, als hätte sie Fieber. Er fühlte sich ... er konnte es nicht beschreiben.

Er fühlte sich.

Barbara schniefte und legte ihre Arme um seinen Hals. Sie schaute nicht auf. Sie schaute ihn nicht an. Sie drückte sich an ihn. Er hielt sie fest. Sie weinte laut. Es kamen keine Tränen mehr. Barbara grub ihr Gesicht in seine Brust.

Engumschlungen warteten sie den Morgen ab.

Heißes Wasser, das immer noch ein wenig faulig schmeckte, als er es in seinen Mund laufen ließ. Marty schraubte den Kopf des Dinosauriers ab. Es war ekliges Kirschshampoo, es fühlte sich kalt und glitschig an. Wie konnte man nur so einen Mist produzieren. Niemals hatte sich jemand mit diesem Zeug geduscht. Irgendwo musste Hammond ganze Lagerhallen voll Merchandising-Hygiene-Artikel haben. Voll mit Kirschshampoo, brauner Seife in Triceratopsform und billigen T-Shirts von schlechtester Qualität. Guitierrez schüttete sich die halbe Flasche über den Kopf und schäumte sich ein. Er verzichtete auf Schuhe in der Dusche. Inzwischen war sie ziemlich sauber. Er

pfiff ein Lied ohne Melodie. Unbewusst, es fiel ihm erst auf, als er Israel rufen hörte: „Hör auf!“

Sie saßen in der Küche, zwei Meter entfernt. Das heiße Wasser brannte auf seinem Rücken. Es tat gut.

Marty rieb sich den Kirschschaum aus den Augen. Auch das Shampoo brannte. Es prickelte auf der ganzen Haut. Was das wohl für ein Zeug war? Martys Bart war noch voller Schaum. Er drehte den Hahn weiter auf.

Barbara nahm einen Löffel Kaffee mehr in ihre Tasse. In den Wasserkocher musste sie wieder Wasser füllen. Sie schüttelte den Kocher. Leer. Barbara drehte den Hahn auf.

Sie erschrak.

Ein Schrei.

Schrill.

Martys Augen waren weit aufgerissen. Schock. Er stöhnte beim Ein- und Ausatmen. Er sprang aus der Duschkabine und wickelte sich das große Strandtuch um die Hüften.

„Verdammt!“, sagte er mit knurrendem Ton und ging mit schweren, schnellen Schritten in die Küche.

„Jetzt bin ich wach.“

Barbara vor der Küchenkonsole hielt sich die Hand vor den Mund und lachte sich schlapp. Er sah wirklich wach aus. Hellwach. Marty lachte nicht.

Er musste seinen Puls erst mal wieder beruhigen. Sein Herz raschte. Es pochte, dass es wehtat.

Guitierrez hielt mit der linken Hand das Tuch um seine Hüfte. Mit der Rechten wank er Barbara zu sich. Er schaute ausdruckslos und drehte sich um. Barbara setzte ihren Kaffee ab und zwinkerte Israel zu, der sie aufmerksam betrachtet hatte.

„Mir ist etwas eingefallen.“, rief Marty aus dem Schlafzimmer. „Und das wäre?“, fragte Barbara und lehnte lässig mit verschränkten Armen im schmalen Türrahmen.

„Du sagtest doch, dass der Helikopter wahrscheinlich nur abgessoften war. Dass er wieder funktionieren würde.“

„Ja.“ Mehr sagte sie nicht. Nur ja.

Sie brummte zustimmend.

Marty hatte einen Plan.

Sie war pelzig, klein und wuselte durch das feuchte Laub, das am Boden vor sich hin verrottete, auf der Suche nach etwas Nahrungem. Wieder hatte sie der Hunger dazu gebracht, sie war am helllichten Tag aus ihrem Versteck gekrochen, hinaus in die feuchtschwüle Hitze des frühen morgens. Die Ratte erzitterte und blieb

starr unter einem Ast sitzen, sie hatte etwas gehört. Sie roch es. Es kam schnell näher und dann war es über ihr, die trüchtige Raptorin ruckte den Kopf vor, schnappte nach der Ratte und verschluckte sie in einem Stück. Es war nur ein Imbiss, sie jagte noch immer. Ein Karnivor, wie es ein Raptor war, konnte problemlos Fleisch in der Menge seines eigenen Körpergewichts aufnehmen. Natürlich verlor das Tier dann seine Mobilität und musste dann verdauen, was bei dem schnellen Metabolismus nicht lange dauerte. Es war eine richtige Energieverschwendung.

Marty saß auf der Bettkante. Er trug nur eine Unterhose. Eine original Jurassic-Park-Boxer-Shorts. In lila und rot.

Sie war fast hauteng und zwickte. Aber das war noch die größte Shorts. „So wie ich das sehe, könnten wir auf dem Schiff nachtan-ken.“, meinte Marty und riss eine Plastikverpackung auf.

„Normalerweise.“

„Was soll das heißen?“

„Oh, nichts.“, Barbara trat in den Raum und setzte sich ihm ge-gegenüber, an einen Schrank gelehnt. „Außer, dass wir nicht unbedingt damit rechnen können, Treibstoff vorzufinden.“

Ihre Stimme klang seltsam.

Bestimmt und doch selbst nicht überzeugt.

„Wieso denn?“

Barbara rutschte ein Stück näher und sprach leise.

„Raptoren. Sie haben das halbe Schiff zerlegt, ohne dass wir es in den Kajüten hörten. Sie haben die Funkgeräte zerstört!“

„Die Funkgeräte?“, geschockt schnellte er vor. Die Funkgeräte! Es lief ihm kalt den Rücken herunter. Ließ ihn zittern.

„Und die Telefone.“

Marty sah leichenblass aus.

„Und die Überwachungskameras.“

„Aber woher ...?“, Marty stotterte. „... konnten sie das wissen. Die Kameras?“

Barbara nickte mit einem Gesicht, das unbeteiligt wirkte.

Offener Mund. Müder Blick.

Sie schaute ihn nicht an. Finnigan starrte ins Leere.

Leise sagte sie:

„Wir sind so gut wie tot, wenn diese Tiere wissen, was Kameras sind.“

„Ja.“, sagte er. Aber: „Wir schaffen es.“

„Wir müssen es einfach schaffen.“

Finnigan schluckte schwer. Marty zog sich gerade ein T-Shirt über den Kopf. Es tat ein reißendes Geräusch. Das Hemd war nur noch ein Fetzen. Marty zog die Fetzen wieder aus.

„Dann zieh ich eben kein T-Shirt an.“, meinte Marty.

Das störte Barbara nicht. Marty: „Ich schlage vor, du duscht dich jetzt. Dann gehen wir beide raus und schauen nach unserem Heli. OK?“

Finnigan nickte energisch.

Sie freute sich auf die heiße Dusche.

„José, wenn wir nicht bald zurück sind, dann ...“, flüsterte Marty dem Fischer ins Ohr und wusste nicht weiter.

Dann ...

Was dann?

„... wartet nicht auf uns.“, endete er.

„Schon klar.“ José klopfte ihm auf die Schulter. Nicht sehr zart. Es tat Marty weh. Seine Schulter war arg angeknackst. Er wusste nicht mal, wieso seine Schulter schmerzte, konnte es sich aber denken. José schloss die Tür und verriegelte sie. Gutierrez streckte sich. Seine Muskeln unter der Haut spannten sich und im halbdunkel vor dem Appartement zeichneten sich auf seinem Oberkörper Streifen eines Schattens ab. Er machte sich warm. Dehnte die Muskeln. Für einen langen, gefährlichen Spurt. Marty war alleine vor der Tür des Bedienstetenappartements. Er genoss den kurzen Frieden, die Ruhe. Marty hörte sein Herz schlagen. Es schlug kräftig und das war ein gutes Gefühl. Da hörte er auf sich zu dehnen und die Knochen knacken zu lassen. Er spürte etwas.

Sein Herz raste.

Schritte.

Ganz nah.

Er hielt den Atem an.

Sie gingen vorüber.

SHIT!

Marty Gutierrez schnupperte. Es roch nicht nach dem, was er erwartete. Er erwartete den süßsauerlichen Gestank der Fleischfresser. Er roch Fäulnis.

Sein Kopf ruckte herum. Die Schritte gingen wieder vorbei.

Ein Schatten. Schmal zeichnete er sich unter der Tür ab.

Witterten sie ihn?

Da ging hinter ihm die Tür wieder auf.

Barbara.

Sie sah seine Anspannung.

Fragend schaute sie ihn an.

Er nickte in Richtung der Tür und bedeutete ihr zu schweigen.

Sie schwieg. Plötzlich ebenso angespannt wie Marty.

Sie verfolgten den Schatten, der erneut an ihnen vorbeiwanderte, mit scharfen Blicken. Mit ihren Lippen formte sie: „Was jetzt?“

„Keine Ahnung.“, flüsterte Marty. „Warten.“

Vielleicht.

Ja.
Er schaute die große Frau an. Suchte ein Zeichen.
Sie trat von einem Fuß auf den anderen.
Das war das Zeichen. Sie wollte nicht abwarten.
„Wie wär's mit einem direktem Angriff, falls es noch da ist?“,
flüsterte er, nah an ihrem Ohr.
Marty suchte ein Zeichen der Zustimmung.
Sie zuckte nur mit den Schultern.
Es war ihr egal. Warten war ihr zuwider.
„OK.“, Barbara zog ihre beiden langen Messer. Irgendwie hatte
sie jetzt Lust auf Risiko. „Raus!“
Der schwere Stahlriegel krächzte.
Vorsichtshalber stemmten sich beide gegen die Tür.
Marty hob den Riegel hoch. Er schaute Barbara tief in die Augen
und sagte: „Viel Glück.“
„Dir auch.“
Da schwang die Tür schon auf. Augenblicklich rannte sie voran.
Nichts war auf den Gängen.
Keine Gefahr.
Marty hechtete durch den schmalen Spalt in der Tür.
Der Riegel fiel wieder ins Schloss.
Perfekt.
So wie es sein sollte. So wie sie es geplant hatten.
Jetzt waren sie ausgeschlossen.
Kein Zurück.
Weniger perfekt.
Marty stand noch in dem Flur. Es war ziemlich frisch in dem
schattigen Raum. Erfrischend. Guitierrez nahm alles auf, Gerüche,
Geräusche, Empfindungen.
Er fühlte sich nicht bedroht.
Aber irgendetwas hielt ihn in dem Flur. Das fiel ihm jetzt gerade
auf. Etwas war da.
„Marty!“
Es war Sky, er trat mit einem Bein vorsichtiger auf.
Er schien in Ordnung.
„Sky.“, stieß Marty aus. „Wo warst du?“
„Lange Geschichte.“
„Wir hauen ab.“
Sky lief langsam. Marty wollte nicht warten, lief auf Sky zu.
„Die beste Idee seit langem.“
„Israel geht es gut.“, sagte Marty. Er hatte sofort bemerkt, dass
Sky sich nicht traute nach seinem Sohn zu fragen. Er atmete sicht-
lich auf.
„Danke, Marty.“
Marty nickte nur. „Ich muss jetzt aber los. Komm mit.“

Sky tat keinen Schritt weiter, packte Marty am Arm und hielt ihn fest.

„Nein.“

Ein Fauchen.

„Das gefällt mir nicht!“, dachte Barbara.

Wo blieb nur Marty. Verdammt.

Sie konnte nichts tun. Sie musste nach dem Helikopter sehen.

Er musste gehen. Sonst waren sie Beide auf jeden Fall verloren. Es hatte geregnet. Der Boden war noch nass. Ihre festen Schuhe patschten durch Pfützen.

Wasser spritzte hoch. Ihre kurzen Hosen waren gleich schlamm-beschmiert und feucht. Sie rannte.

Da war der Helikopter schon. Sie versuchte nur an den Helikopter zu denken. Der Grund, warum er gestern nicht mehr funktioniert hatte. Die Technik, sie sah den Motor vor sich. Es konnte kein dauerhafter Schaden sein, redete sie sich ein. Hoffte es inständig. Ein Insekt flog ihr ins Auge. Sie wurde nicht langsamer. Rannte weiter. Scheiß auf die Fliege. Der Helikopter, so nah. Würde sie gejagt, sie hätte nichts gesehen. Wild blinzelte sie. Das Ding in ihrem Auge brannte wie Feuer. Barbara stöhnte und zog sich in den Hubschrauber.

„Und jetzt?“, Marty war ganz ruhig.

„Ja ...“, brummte Sky langsam und suchte nach einer Lösung.

Marty nahm seine Messer.

„Hast du ein Messer? Hier.“

Er hielt Sky das Messer hin. Der nahm es ernst nickend.

Marty lachte laut. Es war ein künstliches Lachen. Doch er wusste, dieses Geräusch mochten sie nicht.

„Lach mit.“, forderte er White auf.

„Wieso?“

„Das erzähl ich dir später. Tu es einfach.“

Ihr Lachen war laut. Langsam war ihr Lachen nicht mal mehr unecht. Sie lachten inzwischen herzlich, was sie hier taten war aussichtslos. Sie standen Rücken an Rücken und drehten sich im Kreis. Da kamen sie, es ging so schnell.

Sie brüllten die Raptoren an.

Die Velociraptoren standen um sie herum.

Es waren vier.

Vier Männchen.

Sie besprachen sich untereinander.

Dann liefen sie ebenfalls im Kreis, in entgegengesetzter Richtung. Sie kamen immer näher.

Marty hatte so etwas noch nie gesehen.

Der Kreis zog sich enger.

Eine unglaubliche Taktik.

Sky musste husten und krümmte sich ein wenig vor.

Ein Raptor wollte nicht mehr warten. Er sprang vor und warf Sky zu Boden, Marty stolperte zur Seite und fiel auf die Knie. Missbilligend sahen das die anderen Raptoren. Sie knurrten und einer war so dreist dem Ungestümen in den Schwanz zu beißen. Das sollte Sky genügen um vom Boden aufzustehen, die Krallen hatten sich in seine Kleidung gegraben. Heißer Speichel. Er wischte ihn sich aus dem Gesicht. Er sah desorientiert aus. Sky drehte sich im Kreis. Schüttelte den Kopf.

„Marty!“, schrie er.

„Ja.“

„Ich lock sie weg!“, sie standen nah beieinander.

In Angriffshaltung. Leicht nach vorne gebeugt, mit breitem und festem Schritt standen sie in dem schattigen Flur.

„Keine Widerrede. Ich schaff das.“

Marty runzelte die Stirn.

„OK, wir wollen zum Schiff zurück.“, sagte er nah an Sky und schaute ihm in die Augen.

„Ich weiß ...“ und dann sagte Sky noch. „... Klaus ist tot.“

„Scheiße!“, fluchte Marty, dann drehte er sich blitzschnell um und rannte raus zu dem Helikopter und Barbara.

„So, Mädels.“, Sky fuchtelte mit dem blanken Messer in der Luft, er hatte keine Angst. Er hoffte nur, dass die Raptoren das Interesse an ihm nicht verloren und Marty folgten. Doch sie blieben. Auch die Raptoren mochten es manchmal einfach. Sie wussten, Sky war verletzt. Sie wussten es, er war schwach und müde. Er wäre ihr Frühstück.

Sky lächelte und sprach: „Lasst uns ein wenig Spaß haben.“

„Barbara!“, brachte Marty schnaufend hervor. Sie saß angespannt in der Kanzel. Jetzt erst sah sie ihn. Sie war in Gedanken gewesen. Finnigans Gesicht war gerötet und der Schweiß rann ihr in Strömen herab. In den Augenhöhlen sah Marty nicht nur Schweiß. Er fasste ihr vorsichtig ins Gesicht und wischte die Tränen aus den Augen. Sie hatte einen trüben Blick.

„Barbara, ich habe Sky gesehen. Er wird sich alleine zum Schiff durchschlagen. Wir hatten Probleme mit Raptoren.“

Bei dem Wort „Raptoren“ klärte sich ihr Blick schlagartig und sie ruckte in Marty's Richtung, der noch immer die Tür des Helikopters aufhielt. Sie sagte nichts. Schaute aber fragend und aufgewühlt. Marty sprach nun sehr schnell:

„Sky lenkt sie ab. Ich muss jetzt zurück“

Impulsiv küsste er sie auf die Wange, schmiss die Tür zu und rannte ohne sich umzuschauen. Nicht nur Barbara war über den Kuss erschrocken. Sie war verwirrt und schaute in den Spiegel. Mann, sah sie fertig aus. Sie schnitt ihrem Spiegelbild eine Grimasse und fletschte die Zähne. Sie wischte sich die Tränen weg.

Die Stufen hoch. Er sprang sie hoch. Guitierrez hastete den Flur entlang. Da waren die Appartements für die Angestellten. Jetzt sprintete er über den Marmorfußboden. Er würde sie hier rausholen und dann würden sie wegfliegen. Marty dachte nach, während er rannte und seine Schuhe über den Fußboden quietschen hörte. Es kam ihm zu einfach vor. Es ging ihm zu schnell. Irgendetwas stimmte nicht. Vielleicht gehörte es so, sie sollten überleben. Vielleicht war es vorbestimmt. Aber so einfach war es ja nicht. Sky hatte große Probleme, wenn er denn noch lebte. Wenn White sich alleine zum Schiff durchschlagen musste, dann war er in großer Eile.

Marty wusste etwas, es war noch undeutlich, er glaubte, dass Sky schon tot war. Es drückte sich empor, dieser Gedanke. Marty schlug mit beiden Fäusten gegen die Tür. Sie dröhnte unter seinen Schlägen. Er hämmerte gegen sie, doch er versuchte eine vereinbarte Tonfolge zu klopfen. Marty hielt inne und schnupperte.

Senkte den Kopf.

Es roch penetrant.

Urin.

Die Raptoren hatten die Stahltür mit Urin markiert. Welchen Nutzen verfolgte das? Dachten sie, Marty müsste einer Geruchsspur folgen um zurück zu dem Appartement zu finden und deshalb hatten sie sie mit ihrem Urin überdeckt? Oder übertünchte hier ein Dinosaurier die Witterung eines anderen Raptors, um die Beute für sich zu haben? Martys Hirn brodelte. Ideen. Es waren nur einfache Ideen, sie hatten nichts zu bedeuten. José hob von innen den Stahlriegel an. Die Tür ging auf und Marty sprang zurück.

„Ich bin so froh dich zu sehen.“, sagte José.

„Ich bin auch froh dich zu sehen.“

Israel sah apathisch aus und ging mit dem Blick am Boden an ihm vorbei. Marty versuchte es zu ignorieren, um sich nicht wieder Gedanken zu machen. Es gelang ihm diesmal.

Pedro hatte Angst. Man sah es ihm an, er schwitzte und zitterte ein wenig. Und Israel ging gesenkten Blicks aus der Tür, als wäre nichts. Absolut nichts.

„Lasst uns rennen. Jede Sekunde zählt.“, sagte Marty leise, mit fester Stimme.

Marty packte Israel an den Armen und zwang ihn ihm in die Augen zu schauen. Guitierrez schüttelte ihn:

„Israel, dein Vater ist in Ordnung. Ich hab ihn gesehen.“

„Wo?“

„Hier vor der Tür, er hält uns die Raptoren vom Leib.“

„Daddy?“, keine Apathie mehr. Ein schneller Stimmungswechsel.

„Alles in Ordnung?“

„Ja, nur weg von hier.“

Marty drückte sich den Jungen an die Brust. Für mehr war jetzt keine Zeit.

„Barbara wartet.“

Sie startete die Motoren.

Barbara erwartete ihre Leute.

Sollten sie nicht kommen, wusste sie nicht, was sie tun sollte.

Da kamen sie schon. Sie rannten, stimmte etwas nicht?

Raptoren? Nein.

Barbara fiel ein Stein vom Herzen.

Ein großer Stein.

White und Schneider fehlten.

Doch sie konnten nicht länger warten, sie mussten los.

Dieser Ort kam ihnen so bekannt vor.

José fühlte sich alt. Er bekam kaum Luft und seine Glieder schmerzten, die die er noch fühlen konnte.

Die Motoren des großen Helikopters machten in der vormittäglichen Hitze einen ohrenbetäubenden Krach. Sie waren nicht mehr sicher, wenn sie das bisher gewesen sein sollten.

Sie hatten wohl nicht mal genug Zeit sich noch einmal schnell umzuschauen. Sie konnten nicht sehen, ob sie hinter diesen rostigen Gittern, die den Tennisplatz umgaben, in der Falle saßen. Marty setzte sich neben Barbara und lächelte. Ein unergründliches Lächeln. Er lächelte aus verschiedenen Gründen oder auch nur einfach so.

„Macht es euch bequem.“, rief Marty sich über die Schulter. Hinter ihm saßen Israel, José und Pedro.

„Schneller.“, José bettelte darum und schaute aus den Fenstern.

„Nur weg von hier.“

Marty legte die Hand auf Barbaras Schulter als sie abhoben. Als wollte er sich an ihr festhalten.

Die Äste, Farne, Blätter und ganze Baumwipfel schwankten im Sog der Rotoren.

Er dachte nicht daran, die Hand irgendwann noch mal von dieser schönen, verspannten Schulter zu nehmen.

SOS

Freitag / 13:18 Uhr / San José

Verdammt, es war schon wieder Freitag. Diesen Freitag hasste er besonders.

Eduardo Caucho schaute schon wieder auf die Uhr. Der Notruf war sehr unerwartet gekommen. Eduardo war nicht mehr vollkommen aufgelöst und aufgeregt, aber er war noch immer leicht reizbar.

Er dachte an seine Frau. Seine Frau kandidierte zum x-ten Mal für die Stelle der Bürgermeisterin von San José. Es sollte ihr auch diesmal verwehrt bleiben. Er liebte sie, doch kam er sich zu alt vor. Er konnte ihr Vater sein. Aber wenn man sich wirklich liebte, machte das Alter nicht viel aus. Caucho hatte keinen Grund zur Sorge er verdiente gutes Geld, seine Kinder waren gute Kinder und er war in guter Form. Er sah zwar ein wenig pummelig aus, war aber topfit. Wenn andere in gehobenen Stellungen morgens in Limousinen zur Arbeit fahren, joggte Eduardo durch ganz San José. Er war hier geboren. Eduardo liebte diese Stadt, ihre Menschen. Heute Morgen kam er nicht mal mehr dazu sich in seinem Bad zu duschen. Als er das Gebäude betreten hatte, in sein Büro gegangen war, kam dieser wichtige Anruf. Dieser Hilferuf seines wohl besten Freundes. Marty Guitierrez hatte die Uhrzeit genau abgepasst. Eduardo hatte darüber lächeln müssen, Marty war wohl einer der einzigen die früher als er in ihren Büros waren und arbeiteten. Pflichtbewusstsein war das nicht mehr. Das war Besessenheit. Ungesund diese Arbeitseinstellung.

Marty schaffte es aber noch abzuspannen.

Heute würde er dazu nicht mehr kommen.

Er schien ziemlich viel durchgemacht zu haben.

Soviel Tote. Eduardo wurde schon wieder schlecht.

Er hasste auch Beerdigungen.

Eduardo konnte keine traurigen Gesichter sehen.

Er musste an jeden Überlebenden denken, Marty lebte noch. Er wäre so glücklich, diese Menschen nun umarmen zu können und ihnen zu sagen, dass alleine er an allem Schuld sei. Nun trank er stilles Mineralwasser. Sein Magen war zu nervös für Kaffee. Er hatte sich schon übergeben müssen. Aber er tat sich nicht leid. Er war an allem Schuld und würde die Verantwortung dafür übernehmen. Er hasste sich für seine Entscheidung, White auf die Insel zu lassen. Aber er wusste, ohne Marty wäre alles anders gekommen. Die Überlebenden, die ihm jetzt die Hölle heiß machen würden, wären alle nicht mehr am Leben. Langsam hasste er die Dinosaurier wirklich.

Eduardo trank die Flasche Wasser leer und ging an den Kühlschrank um sich eine neue, kalte Wasserflasche zu holen. Starke, wurstige Finger schraubten den Drehverschluss auf und warfen den Deckel in den Müll. Den würde er nicht mehr brauchen. Es war eine kleine Halbliterflasche. Gleich sollte ein weiterer Anruf kommen. Er wartete ungeduldig. Plan A trat jetzt in Kraft. Er konnte jetzt nur noch warten, bis man ihm die Zügel aus der Hand nahm. Plan A. Ein Rettungstrupp.

Eduardo wollte sich die Zügel nicht aus den Händen nehmen lassen. Er würde etwas unternehmen um nicht machtlos zu werden. Ohne ihn sollte nichts laufen!

Es klopfte an der Tür, ohne auf Antwort zu warten, öffnete seine Sekretärin die Tür und kam herein, sie warf ihm einen grauen Umschlag zu. Er fing ihn und wusste, was es war. Hiermit nahmen sie ihm die Zügel aus der Hand.

Andernorts wälzte sich ein junger Costaricaner in seinem Bett. Er schlief wieder. Er schlief schlecht, geschüttelt und verkrampft von den andauernden Alpträumen wachte er nun plötzlich auf. Er atmete tief durch und vergewisserte sich, dass auch die Anderen in ihren engen Betten lagen. Ob sie schliefen, konnte er nicht erkennen. Um sich ein wenig auszuruhen hatten sie sich in der großen Kajüte zur Ruhe gelegt. Ein anderer hatte ebenfalls einen Alptraum. Aber er schlief nicht. Israel durchlebte ihn wach.

Pedro traf es dann wie ein Schlag. Alles war echt gewesen, gehörte nicht zu dem Alptraum, der ihn aufwachen ließ. Edgar war tot. Und sie lebten noch. Er weinte. Drückte sein Gesicht in das feste Kissen, das nach dem Parfum einer Frau roch, die mit ziemlicher Sicherheit ebenfalls tot war. Dies war nicht sein Bett. Nicht sein Bettzeug. Er wollte nur noch nach Hause. Weg von diesem Ort. Selbst der Tod wäre besser, als die Angst vor ihm. Den Rest hatte ihm die Sache mit Pablo gegeben. Er hatte Pablo nicht gekannt. Sie waren auf dem Schiff gelandet und noch bevor sie ausgestiegen waren, hatten sie ihn gesehen. Wie hatte er es nur bis hier her geschafft?

Pablo hatte eine Blutspur hinter sich hergezogen, er war gekrochen. Denn laufen konnte er nicht mehr. Wer ihm das angetan hatte, konnte er nicht sagen. Pablo röchelte nur noch. Er war nicht mehr zu retten.

Pedro hatte ihn sich nicht angesehen. Er hatte sich im Hintergrund gehalten. Den Sterbenden ignoriert. Das tat ihm jetzt leid. Er ärgerte sich über sich selbst.

Es waren keine Velociraptoren gewesen. Woher Marty das wusste, hatte José gefragt. Marty hatte einfach nur gesagt:

„Er lebt noch.“

Doch was hatte ihn dann so übel zu gerichtet?

Marty wusste keine Antwort. So etwas hatte er noch nicht gesehen. Pablos linker Arm war verdreht und zum Teil herausgerissen. Fleischfasern.

Pedros empfindlicher, leerer Magen meldete sich.

Er ging weg und versuchte nichts mehr zu hören oder zu sehen. Pablo stöhnte. Marty riss das blutige Hemd auf. Im Abstand weniger Zentimeter befanden sich tiefe Löcher in seinem Bauch. Von Zähnen. Ein gewaltiges Gebiss. Irgendetwas war passiert, der Angreifer war nicht dazu gekommen ihn, zu fressen. War ein anderer Räuber gekommen und hatte ihm Pablo streitig gemacht? Marty zerbrach sich noch immer den Kopf, was es gewesen sein könnte. Ein Tyrannosaurus? Ein Spinosaurus? Er starrte die Decke an. Inzwischen sah er schon Dinge in dem Muster der Tapete. Pedro hörte auf zu weinen, doch das Schluchzen, das er gehört hatte, hörte trotzdem nicht auf. Israel hatte seinen Kopf unter seiner Bettdecke vergraben, als wollte er sich ersticken. Pedro sah ihn mitfühlend an und seine Blicke kreuzten sich mit denen Barbaras. Er sah zu ihr hoch. Barbara schaute bekümmert und beugte sich weiter zu Pedro hinunter, der nun auf seinem Bett kniete.

Sie sprach leise: „Guten Morgen, wie geht's dir?“

Pedro zuckte nur mit den Schultern.

„Ich denke besser als Israel.“, sagte er fast flüsternd und schwerfällig atmend. Israel setzte sich auf und zog geräuschvoll die Nase hoch. „Hat jemand ´n Kleenex?“

Pablo war bald gestorben, gegen 11 Uhr, Israel und Pedro hatten es nicht mehr mitbekommen, sie hatten schon geschlafen. Es war besser so.

Er hatte große Schmerzen gehabt.

Marty und José hatten ihm geholfen.

Schlaftabletten.

Pablo hatte sie weinend geschluckt.

Er wusste, was geschah und ließ es geschehen.

Es war sicherlich besser so.

Barbara hatte ihm über sein Gesicht gestreichelt und mitgeteilt. Sie hätten ihm nicht anders helfen können. Sie konnten nichts tun, es nur beenden.

Pablo war einfach eingeschlafen.

Es war besser so.

Als er dann einschlief, wie ein Baby, drückte José den jungen Mann fest an seine Brust und wimmerte.

Marty war sofort ins Bad gegangen.

Dort kam er einige Zeit nicht raus.

Und als er rauskam, fiel er einfach auf die Knie und schlief dort ein. Als Marty vom Boden aufstand, knackten seine Knochen laut hörbar.

Er rieb sich den Rücken, verzog das Gesicht und drehte sich suchend im Kreis. Wo war das Satellitentelefon?

Marty kniete sich zu Boden, dort hatte er eben noch gelegen. Seine Wirbelsäule krachte unangenehm. Da lag das Telefon, unter einem feuchten Bündel schmutziger Kleidung. Guitierrez zog es hervor. Es fühlte sich klebrig an, er rieb es an einem trockenen Tuch aus dem Schrank ab. Es fühlte sich noch immer klebrig an. Marty schaute auf Barbaras Handrücken. Er griff einfach nach ihrer Hand, wie nach einem Blatt Papier, um die notierte Telephonnummer zu lesen. Finnigan war wach, sie schaute ihn ausdruckslos an und fragte ihn dann: „Wo rufst du an?“

„Ich bestelle uns ein Zimmer im Hilton.“

Sein charmantes Lächeln.

„Wirklich?“

„Nein, ich versuche Eduardo zu erreichen.“

„Kannst ja trotzdem einen Tisch bestellen. Wenn wir hier weg sind, können wir beide ja was essen gehen.“

„Aber ich lade dich ein.“

„Von mir aus.“

„Ich freu mi...“, Marty unterbrach sich selbst. Sein Anruf wurde entgegengenommen. „Hi, Eduardo.“

Am anderen Ende der Leitung war Caucho sehr erleichtert: „Oh, Marty. Es tut mir alles schrecklich leid.“

„Ist schon gut. Mach dir keinen Kopf. Es ist doch fast alles in Ordnung.“

„Nein, nichts ist in Ordnung. Es wird dir nicht gefallen.“

„Scheiße.“, sagte Marty und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand.

„Es wird dir nicht gefallen.“

„Es gefällt mir bestimmt nicht, jetzt sag schon.“

Guitierrez schüttelte den Kopf.

Barbara schaute ihn fragend an. Er antwortete ihrem Blick: „Ein Rettungstrupp wird uns bald holen.“

Eduardo sprach weiter.

„Shit.“, fluchte Marty dann.

Marty blieb cool: „Was können wir unternehmen?“

„Nicht viel.“

Was konnten sie tun? Schon lange wollten die Militärs diese Gefahrenquelle auslöschen.

„Wir müssen also bald mit ihrem Besuch rechnen.“, stellte Marty fest.

„So ist es. Sie werden euch retten und dann alles niederbrennen.“

Marty drückte schon bald die rote Taste zum Auflegen.

Er kreiste mit den Schultern und streckte sich. Barbara schaute ihn an, sagte: „Es gibt Ärger, oder?“

„Kann man so sagen, ja.“

Das Telephon fiel auf die Matratze. Marty folgte ihm mit dem Blick.

Israel schnäuzte sich die Nase.

„Hey, ich hab langsam Hunger.“, sagte er dann.

„Wir könnten etwas essen. Keine Frage.“, stimmte José zu.

„Also?“, Barbara stand auf. „Was würdet ihr denn gern essen?“

Israel leckte sich über die Lippen, er hatte Appetit auf ein Ananashähnchen mit Reis. Zuviel Aufwand. Er sagte: „Irgendetwas mit Fleisch.“ Und legte sich zurück in sein Bett. Pedro nickte, ihm war es egal, er würde sowieso nicht viel essen. José sagte: „Steak und Kartoffelbrei.“

José und Marty verließen den Raum. Der Flur war um einiges heller als die enge, verdunkelte Kajüte, in der sie noch kurz geschlafen hatten. Die Sonne spiegelte sich auf dem glänzenden Fußboden und ließ sie blinzeln. José und Marty liefen hintereinander, auf ihrem Weg zu der Schiffskombüse. Blut an den Wänden und am Boden. Es war noch feucht und es roch süßlich. Blutige Fußabdrücke auf teurem Parkett. Die anderen Überlebenden Costaricaner, die an Bord hatten bleiben wollen waren nicht aufzufinden. Weitere drei Vermisste. Sie waren sich sicher, im Augenblick hatten sie nichts zu befürchten. So machten sie sich auch keine Gedanken, als sie zurücklaufen mussten, um den Schlüssel zu holen. Die Kombüse war verschlossen.

Kaltes Fleisch

Freitag / 13:59 Uhr / Isla Nublar

José raschelte mit den Schlüsseln in seiner Hand. Es war ein schwerer Schlüsselbund. Mehrere Dutzend gleichartiger Schlüssel. Die Kennzeichnungen waren schwer zu lesen. Pescador tat sich schwer dabei. Seine Augen waren nicht mehr die besten. Aber wa-

rum sich davon beeinflussen lassen? Davon, von schlechten Augen? José ließ sich auch von seinen anderen Gebrechen nicht einschränken. Sonst wäre er wohl nicht hier.

Ihm war den ganzen Tag kalt. In der prallen Sonne war ihm kalt. Ekelhafte Gefühllosigkeit. Sie überfiel ihn, wenn er morgens aufstand. Wo war der Geruch von seinem duftenden Frühstück? Wo war der Geschmack? Wo war das Gefühl auf der Haut, wenn er seinen Hund streichelte? Das Leben machte keinen Spaß mehr. Doch er lebte es weiter. Seine Familie brauchte ihn und er brauchte sie. Und doch war jeder morgen schön. Und doch aß er gerne sein Frühstück. Und doch liebte er es, seinen Hund zu kraulen. Die Erinnerung kam wieder, an seine Gefühle, die er einmal empfunden hatte. José erinnerte sich gerne an früher, als alles noch normal war.

Sein kaltes Fleisch zog sich unter der alten, runzligen Haut zusammen. Nun hatten José und Marty eine unangenehme Arbeit zu verrichten, von der die Anderen nicht unbedingt alles mitbekommen mussten. Ein dunkelgrauer Sack. Sie mochten sich nicht vorstellen, was sich unter der Hülle befand. Pablo. Da war sein Gesicht. Sie sahen es. Vor ihrem inneren Auge. Sie sahen beide dasselbe, und doch etwas anderes. Pablo weinte. Wie er nickte und die Tabletten schluckte. José's Magen krampfte sich zusammen. Er musste schlucken. Nun wollten sie ihn in den großen Kühlraum bringen. Dort läge er zwar zwischen Steaks und Tiefkühlkost, doch er würde nicht verwesen. Oder noch schlimmer, Aasfresser anlocken.

Außerdem, der große Kühlraum war auch für diese Zwecke gedacht gewesen. Deswegen lagen schon ein paar Leichen in dem Kühlraum. Sie hatten ihn schon vor Stunden dorthin bringen wollen, aber sich dann doch lieber in der Kajüte zur Ruhe gelegt. Ein Kratzen hatte sie stutzig gemacht. Unter ihnen. Es war nur kurz da gewesen. Das Boot hatte ein wenig vibriert. Es konnte so ziemlich alles gewesen sein. José packte, was er für Pedros Beine hielt, und hob den Sack mit der Leiche an. Der Tote war schwer, er fühlte sich abartig kalt und steif an. Marty und José waren froh, dass der Leinensack blickdicht war. Durch den engen Gang manövrierend schleiften sie die Leiche bis zur Kombüse.

Die Schiffsküche war gut doppelt so groß wie die Kajüte, in der sie sich verschanzt hatten. Ein heller Raum, alles glänzte und spiegelte sich in dem Glas und poliertem Chrom der Schränke und Armaturen. Ein unangenehm kalter und steriler Raum. Obwohl die Sonne durch mehrere Lichtschächte fiel und den Raum wirklich erhellte, wärmte das Licht den Raum nicht. Vielleicht lag es daran, einige Zentimeter dick war und zum Fußboden der oberen Etage gehörte, die ebenfalls von Glas überdacht war. Der Türgriff des Kühlraums war kalt und Marty's Hand klebte an ihm fest. Er öffnete die Tür. Ein kalter Nebel umwehte sie und Marty bekam Gänsehaut. Jo-

sé fühlte die Kälte nicht, doch Marty erschauerte kurz, bevor sie Pablo auf einen Edelstahltresen legten. Alles in dem Raum war von Frost beschlagen. Auch die dreizehn Leichensäcke die am Boden lagen, gestapelt. Sie konnten in dem Kühlraum kaum treten. Der Boden war mit rutschfester Keramik gefliest. Es knirschte bei jedem Schritt, als stapften sie durch Schnee. Ihnen wurde übel, als sie die Fleischwaren sahen, in den Regalen, auf dem Tresen, auf dem nun auch ein toter Mensch lag.

Blasphemie.

Es war Blasphemie.

Nun sollten José und Marty auch noch Fleisch aussuchen. Die Anderen hatten Hunger. Marty hatte keinen Hunger mehr. Sein Atem gefror noch im Rachen. Seine Lunge brannte und er atmete weiterhin tief durch. Sein Magen wollte rebellieren. Er versuchte ihn zu beruhigen. Marty war schlecht. Kotzübel. Er griff nach dem Fleisch am Kopfende des Leinsacks. Er nahm drei Steaks. José schaute auf die mickrigen Fleischteile in Martys Händen. Guitierrez wirkte abwesend. Er nahm ebenfalls 3 Steaks und nickte dann. Wenn er nichts mehr fühlte, so fühlte er seinen Hunger. Sie verließen die Kühlkammer mit gesenktem Blick. Das Fleisch war einzeln in Folien eingeschweißt, sie waren so kalt, dass es an ihren Händen festbrannte. Sie hielten die Steaks in den Händen. Die Türen schlossen sie mit den Knien.

Sie waren nur noch zu fünft. Ein Dutzend Menschen waren mit Gewissheit tot. Weil man ihre Teile gefunden und identifiziert hatte. Noch mal so viele waren verschollen und wahrscheinlich auch tot. José legten das Fleisch auf eine Ablage in der Küche. Auf dem Flur kam ihnen Barbara entgegen. Marty vergaß seine Steaks, als er sie sah. Mit weit aufgerissenen Augen und verkniffenem Mund stand sie im Gang. Seltsamerweise schaute sie an den Beiden vorbei, was in dem engen Flur, wo zwei schmale Personen nur mit Mühe nebeneinander laufen konnten, fast unmöglich war. Marty wollte sie fragen, warum sie an ihnen vorbeistarrte. Er wollte selbst in diese Richtung schauen, aber dazu kam er nicht mehr.

Ein lüsternes Knurren.

Marty zuckte zusammen. Josés Gesicht war versteinert. Ein Knurren hinter ihnen. Sie kannten dieses Geräusch.

„Oh, Scheiße.“

Was jetzt?

Dann erklang sofort ein Quieken, wie das einer Maus. Ein überraschtes Quieken. Doch es waren mehr als nur zwei Geräuschquellen hinter ihnen. Am anderen Ende dieses Flurs sah Marty sie. Dort waren sie auch. Sie waren eingekesselt. Marty konnte nicht glauben, dass es noch schlimmer kommen konnte. Pablo war vergessen. Die Steaks in seinen Händen. Die drückenden Stiefel. Der Schweiß auf

seiner Oberlippe, der Bart der kratzte. Reizüberflutung. Seine Augen pochten.

José zitterte vor Anspannung.

Barbara schaute verängstigt.

Es vergingen nur Sekunden.

Gleich würden sie sterben.

Auch sie zitterte und Arme und Beine schmerzten vor Anspannung. Sie zitterte wie Espenlaub.

Gleich würden sie sterben.

Schon wieder dem Tod so nah.

Schritte auf dem Parkett.

Raubkrallen kratzten am Holz.

Schritt.

Für Schritt.

Sie kamen näher.

Es dauerte nur wenige Sekunden.

Barbara schaute hilfeschend in Josés Richtung. Doch auch er stand stocksteif und regungslos da, in seinen Händen hielt er die Steaks. Warum hielt er kein Messer in der Hand?

Er konnte sich nicht bewegen.

Die Steaks in Martys Händen.

Hoffentlich blieben die Jungs in der Kajüte.

Langsame Zeit.

Marty fühlte die Schnauze des Raptors an seinem Rücken.

Doch da ging die Tür der Kajüte auf.

Israel sorgte so für eine kurze Ablenkung.

Marty ließ die Steaks fallen.

José nahm seine Messer in die Hände.

Marty griff an die Wand. Er riss die Sicherungsklappe des Feuerlöschers ab, zog ihn blitzschnell heraus. Der Raptor hinter ihm konnte nicht schnell genug reagieren. Sie hatten die Raptoren auf dem Flur überrascht. Sie waren nicht darauf gefasst, dass ihnen ihre Beute in die Fänge lief.

Dumme Menschen.

Er wollte gerade springen, da traf Marty ihn schon mit voller Wucht. Das leichte Tier wurde gegen die Gipswand geschleudert. Die Wand barst staubend und Blut spritzte. Sofort sackten die Beinmuskeln des Velociraptors in sich zusammen und der Körper sank zu Boden. Ein guter Treffer.

Ein unwahrscheinlich guter Treffer.

Marty hatte keine Zeit sich zu beglückwünschen.

Es waren junge Tiere. Das hieß nicht, dass sie nicht gefährlich wären. Das hieß nur, dass die Alten ganz in der Nähe waren. Und dieser Gedanke behagte Marty überhaupt nicht.

Sie gaben ein Geräusch von sich, ein Knattern. Es schmerzte in den Ohren. Sie hatten Angst. Sie kannten diese Wesen nicht. Sie hatten Angst vor dem roten Ding, das töten konnte, dass das große Wesen schwang. Barbara schrie schrill auf, ein Raptor schnappte nach ihrem Pferdeschwanz. Sie übertönte das ängstliche Knattern. Marty stellte sich schützend vor José und Barbara, in Angriffspose, er machte sich breit und streckte sich ein wenig. Um größer zu erscheinen, massiger. Er brüllte und sprang auf sie zu. Sie wichen nicht zurück. Nein, sie schnappten nach ihm. Sie gingen ihm bis zur Hüfte und sie schnappten nach ihm. Marty stand auf dem Raptor, den er gegen die Wand gequetscht hatte.

„Barbara, rein da.“, sprach José und stieß Barbara durch die Tür in eine der Kajüten. „Komm nicht raus!“

Entgeistert fiel sie auf die Knie, drehte sich erschrocken um. José hatte diesen Blick. Er warf die Tür zu.

Dieser Killerblick, den man ihm nicht zutraute.

Marty trat die Kleinen. Doch sie kamen näher, sie wurden wütender. Sie bissen ihn. Der Linke packte Guitierrez Fuß und riss daran. „Aaah!“, Marty brüllte vor Schmerz. Der Feuerlöscher sauste von oben gegen den Hals des Jungtiers. Der linke kleine Raptor sprang auf Martys Brust.

Von hinten kamen sie auch.

Beinahe verlor er das Gleichgewicht. Nun lehnte er an der Wand. Die kleinen Krallen bohrten sich brennend in sein Fleisch.

Die Raptoren auf der anderen Seite des Ganges kamen nicht näher.

Er musste den Feuerlöscher loslassen. Scheppernd fiel er auf den blutigen Boden.

Marty sah nichts weiter, als Schuppenhaut. Warm und weich. Marty krallte seine Finger in den Hals des Jungtiers auf seiner Brust. Das Tier an seinem Fuß ruckte weiter, das harte Leder konnte die Zähnen nicht abhalten.

Die Zähne kratzten auf seinen Fußknochen.

Es fühlte sich ganz schlimm an.

Marty zog das Bein an sich heran.

Die Finger am Hals des Tiers drückten zu.

So stark Marty auch war, er konnte den Raptor nicht erdrosseln. Unglaubliche Tiere.

Marty schrie dem Velociraptor, so schrill er konnte, ins Ohr. Wenigstens schnappte das Maul nicht mehr nach seinem Kopf. Guitierrez überdehnte den muskulösen Hals, so gut er konnte. Dann biss er zu. Sein menschliches Gebiss war nicht geeignet zum Zerfleischen von lebendem Gewebe. Das Blut schwoll in seinen Mund. Beinahe hätte er es geschluckt. Er biss sich vor. Riss die feste Haut auf. Es schmeckte stark eisenhaltig. Marty durchbiss die eisenharten Seh-

nen. Die alten Raptoren am anderen Ende kamen nicht zu ihm durch. Die Klinge der Machete hielt sie zurück. José schaute schnell zu Marty, der über das Jungtier herfiel. Mit Entsetzen sah er das Blut aus seinem Mund laufen. Er war übergossen mit dem heißen Blut.

Der Raptor an seinem Fuß wollte nicht loslassen. Guitierrez war schwerer als der Raptor, wesentlich. Das Tier an seiner Brust schrie erbärmlich. Marty biss ganze Stücke aus seinem Hals und spuckte sie gegen die Wand. Guitierrez war schwerer als diese Raptoren. Marty stieß sich von der Wand ab und sprang hoch, prallte gegen die andere Wand. Er überraschte den Raptor an seinem Fuß. Der Dinosaurier fiel zur Seite. Doch er ließ den Fuß nicht los. Marty stand nun auf dem Unterkiefer des Dinos. Er schleuderte das blutende Tier von seiner nackten Brust. Die Krallen lösten sich aus seinem Fleisch. Mit einem ekelhaften, saugenden Geräusch.

José hielt die Großen noch immer im Schach. Geduckt und mit zwei Messern schaffte er es, bis jetzt.

Marty griff nach dem Feuerlöscher.

Er hob seinen Fuß ruckartig an und ließ ihn niedersausen. Die Kiefer krachten. Der Saurier am Boden jaulte. Mit dem Löscher zerschmetterte er den noch weichen Schädel. Marty brüllte triumphierend und spuckte Blut. Sein Fuß tat bei jedem Schritt höllisch weh, den er zu dem anderen Raptor ging. Das Jungtier mit den Bisswunden am Hals rappelte sich auf. Es wollte schon wieder auf ihn zu springen. Marty trat das geschwächte Tier nieder. Mit dem schmerzenden Fuß.

„Das wird dir nicht gefallen.“, knurrte Marty und spuckte dem Raptor sein eigenes Blut ins Gesicht. Marty ging auf die Knie. Die Sicherung des Feuerlöschers klackte, entsichert. Er steckte dem Tier den Schlauch ins Maul. Es würgte, als der Schlauch tiefer rutschte. Marty betätigte den Abzug.

José war zu Boden gegangen.

Rückwärts war er den Gang heraufgerutscht, nun lag er hinter Marty. Der hatte ihn noch nicht gesehen.

„Marty!“, schrie er.

Guitierrez ließ von dem zuckenden Dinosaurier ab.

Er war voll mit Löschschaum.

Die Innereien mussten alle zerfetzt sein durch den Druck. Er würde es nicht mehr lange machen.

Marty half José schnell auf.

Sie kämpften gegen die Euphorie an.

Marty wischte sich über seinen blutigen Mund. Er spuckte aus. Die Raptoren standen einfach nur da. Sie berieten sich noch. Marty spuckte solange auf den Boden, bis er kein Blut mehr schmeckte. Doch sogleich war wieder neues da. Es musste von ihm kommen. Er

hatte sich einen Eckzahn herausgebissen. Er war nicht ausgefallen. Marty steckte ihn sofort wieder tiefer hinein.

Die Raptoren knurrten. Sie unterhielten sich. Aufgeregt, so wie es schien.

Jetzt oder nie. José riss die Tür zur Kajüte, wo er Barbara eingesperrt hatte, auf. Sie sprang ihm entgegen. Mit einem Baseballschläger.

„Sachte, sachte.“

Marty humpelte zu der Kajütentür, wo Israel und Pedro sein mussten.

„Nehmt nichts mit.“, sagte er schnell und schloss die Tür hinter ihnen. „Schneller.“

Er stieß sie voran. Noch immer pochte sein Herz schmerzhaft und das Adrenalin kochte.

„Hey.“, beschwerte sich Israel.

Er drehte sich um. Sie schienen sich entschieden zu haben.

„Scheiße.“, entfuhr es ihm zischend.

Marty wischte sich über seine blutignasse Brust. Es brannte. Mann, war er kaputt. Marty freute sich auf das Krankenhaus in San José. Sollte er jemals von hier wegkommen, würde er dort einige Zeit verbringen müssen. Oder dürfen. Barbara hielt den Schläger. Guitierrez rannte die Treppe hoch. Den Anderen hinterher. Oben angekommen schaute er sich schnell um. Kein Raptor auf dieser Seite des Schiffs.

Kein Raptor den er sah.

Aber das hieß nichts.

Absolut nichts.

Sie rannten zum Heck.

Am Ausleger hing, wie ein Fisch an der Angel, das nicht unbedingt kleine Beiboot der BARBARA II. Ohne das Mutterschiff hätte es schon sehr groß und massig gewirkt.

Die schmale Planke zum Schiff war glitschig. Barbara schlitterte das Stück und landete unsanft auf ihrem Hintern. Behände sprang sie auf und stampfte auf den Boden des Schiffs. Er vibrierte leicht. Dann schwankte die ganze BARBARA II plötzlich. Es war kein nennenswerter Wellengang. Da war es wieder. Es kratzte am Rumpf der BARBARA II und Bläschen stiegen an die Wasseroberfläche auf. Ein Leck? José auf der Planke konnte sich kaum halten. Pedro sprang, als es erneut gegen die Bordwand krachte. Israel wagte nicht über die Planke zu gehen. Er hatte nach unten geschaut.

„Israel, komm schon.“

„Nein!“, schrie er und fügte dann mit bebender Stimme hinzu: „Ich kann nicht.“

Schuppenhaut.

Ein Meeresungeheuer, wie in den Erzählungen alter Seemänner.
Direkt unter ihnen.

„Scheiße. Seht ihr das? Unter uns!“

Barbara lehnte sich über die Reling des Bootes.

Fünf Meter unter ihnen war es, an der Wasseroberfläche. Es bewegte sich. Das Wasser brodelte. Alles schwankte.

„Marty? Was ist das?“, fragte Barbara, ohne den Blick von der wogenden Masse abzuwenden.

Keine Antwort.

Sie sah auf.

Keine Antwort.

Kein Marty.

„Wo ist Marty?“

„Marty!“

Wie hatte er das nur vergessen können. Ohne das Telefon waren sie verloren. Er musste es holen. Was hätte er sonst tun können?

Es sollte ja nicht lange dauern, bis er das Telefon hatte. Marty sprang die Stufen hinunter. Der Holzboden federte. Ein weiterer Satz auf die Raptoren zu. Die einfach nur dastanden. Sie sahen ziemlich verdutzt aus. Wieso? Da schwankte plötzlich das ganze Schiff. Marty war erschrocken, er fiel unvorbereitet gegen die Wand. Ohne sich abfangen zu können. Sein Kopf knallte gegen die Gipskartonwand und schmerzte dumpf. Die Raptoren waren verwirrt. Sie kamen aber auf ihn zu, langsam. Ihnen war unwohl. Etwas war hier, dass sie nicht kannten. Und es machte ihnen Angst. Marty konnte sich denken was es war. Er ließ sich keine Zeit. Das ganze Schiff wurde angehoben. Ein kleines Bisschen, aber es reichte um Marty über seine eigenen Füße stolpern zu lassen. Der Länge nach fiel er auf den blutigen Boden. Hier hatten eben noch Kadaver gelegen. Wo waren sie hin? Sie waren weg. Und die erwachsenen Raptoren kamen auf ihn zu. Sie schauten sich ständig um. Ihnen war unwohl. Auch sie fielen beim nächsten Stoß um und blieben kurz liegen. Guitierrez stützte sich an der Wand ab, stemmte sich gegen sie. Um nicht wieder umzufallen. Welch Gewalt. Die Tür ging von selbst auf. Marty sprang in den Raum. Ein weiterer Stoß. Er ließ die Bilder an den Wänden herunterfallen. Kam es ihn nur so vor, oder war der ganze Raum auf einmal schräg. Papiere auf dem Schreibtisch rutschten ihm entgegen.

Es rumpelte unter ihm. Die Raptoren standen in der Tür hinter ihm. Wo war er hier nur?

Es war die Hölle.

Die Hölle befand sich im Paradies.

Im Naturparadies von Costa Rica.

Er wünschte sich, aufzuwachen und zu sagen: „Mann, das war ein toller Traum.“

Aber er wachte nicht auf. Er nahm das Telefon an sich. Guitierrez steckte es in seine schmutzige Hose. Er war ein zu Allem entschlossener Mann. Seine Schwester würde ihn so nicht wiedererkennen.

„Kommt doch.“ Sie kamen tatsächlich, nachdem Marty das gesagt hatte. „Ich hab hier keinen Feuerlöscher. Aber ich werde euch trotzdem umbringen.“

Stumm schauten sie ihn an. Der Vordere richtete sich auf. Ein durchdringender Blick. Voll böartiger Intelligenz. Kein seelenloser Blick eines Raubvogels. Marty schaute sich den Raum an. Er hatte sich schon früher überlegt, womit man sich in diesem Raum verteidigen konnte. Ihm war nichts Gutes in den Sinn gekommen. Doch, hier gab es einen Werkzeugkoffer.

Das war besser als nichts.

Er musste sich beeilen. Marty riss die dünne Bettdecke von einem der Betten. Es war groß, fester Stoff. Marty nahm schnell noch eines der Messer, die hier liegengelassen wurden. Er nahm es zwischen die Zähne.

Guitierrez sprang auf die Raptoren zu. Er warf den Ersten nieder. Der Zweite hüpfte zur Seite und schrie. Marty hatte unverschämtes Glück, dass die Raptoren so verunsichert waren. Der Überraschungsmoment war voll ausgenutzt. Nur so konnte man gegen sie gewinnen. Er schlang den Stoff um das Tier. Es zappelte wild und kreischte. Seine Klauen traten durch den Stoff, zerschnitten ihm die Arme. Im Augenblick tat ihm sein Gesicht am meisten weh. Wegen der angespannten Grimasse.

Der Werkzeugkoffer.

Marty riss ihn auf.

Schrauben flogen durch die Luft.

Der andere Raptor setzte zum Sprung an.

Er wollte Marty aufschlitzen. Dazu sollte er nicht kommen, denn Marty streckte den freien Arm aus. Er schaute weiterhin in den Werkzeugkoffer und zwischen seinen Oberschenkeln ruckte der Kopf des Raptors. Heißer Atem. Raptorenspeichel auf seiner Haut.

Der Raptor rammte sich das lange Messer in den Bauch. Marty riss seinen Arm hoch und schlitzte den weichen Bauch auf. Blutige Gedärme. Sie griffen nach seiner Hand. Verschlungen sie. Guitierrez steckte in dem Raptor, während er den Anderen zu Boden drückte. Er ruckte mit seiner Faust, bis seine Hand weiter in den Körper rutschte. Er stemmte den Raptor in die Luft. Mit einer unglaublichen Anstrengung schleuderte er den Velociraptor auf den Flur. Das Tier kreischte und...

Ein weiterer Stoß. Der Boden vibrierte. Sofort erstarrte der Velo unter ihm. Zuckte nicht mehr, wehrte sich nicht mehr. Er hatte Angst.

Das Messer steckte noch immer in dem Tier auf dem Gang. Bei jeder Bewegung zerschnitt es mehr Gewebe in dem Dinosaurier. Der da draußen konnte ihm nicht mehr gefährlich werden.

Marty nahm einen Elektrotacker aus dem Koffer, überprüfte die „Munition“ und setzte dort an, wo er das Auge des Raptors vermutete. Es passierte nichts. Kein Strom. Er schüttelte seinen Kopf und nahm das Kabel, er riss die Nachttischlampe aus der Steckdose und stöpselte den Tacker ein.

Marty setzte noch einmal an derselben Stelle an.

Volltreffer. Ein Jaulen.

Ein langes Jaulen und es bereitete Marty Ohrenschmerzen.

Jetzt zappelte der Dinosaurier wieder.

Guitierrez tackerte das Bettzeug an den Boden. Nah um den Körper herum drangen Tackernägel in das weiche Furnier. Schnell konnte er sich nicht mehr regen, der Velociraptor, und jaulte und schrie.

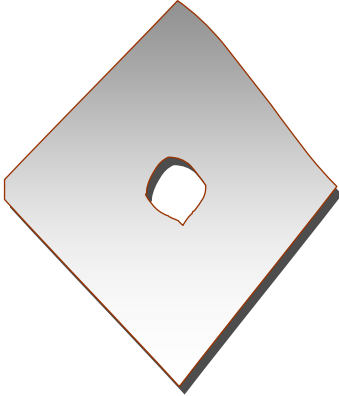
Eingewickelt in einer Bettdecke.

Marty stellte sich auf den zappelnden Schwanz, der unter dem Stoff hervorlugte. Das Tier war nicht stark genug um sich loszureißen. Ein paar Tackernägel lockerten sich. Der Kopf ruckte mit Gewalt hin und her.

In dem großen Koffer lag auch ein Brecheisen.

Bevor Marty den Raum verließ und zum Beiboot rannte, zertrümmerte er den Schädel des Wehrlosen.

Das Bettzeug war nicht mehr blütenweiß.



Todeszone

Freitag / 22:03 Uhr / Irgendwo am Kap der Guten Hoffnung

Das Schiff wogte im Wellengang. Träge schwankte es im kalten Meer und schoss dabei über die Wellen.

Die Bordbeleuchtung spiegelte sich im schwarzen Wasser.

Ein Funkeln und Blitzen.

Wunderschön anzuschauen.

Rauschen.

Das Meer rauschte wie nie zuvor.

Es war ein wunderschöner Abend.

Blut war auf dem Deck.

Dies war die Todeszone, das bevorzugte Jagdrevier des größten Jägers dieser Welt.

Dr. Thompson nieste. Sein Kopf ruckte erst vor, dann zurück. Niemand sagte etwas. Die Unterhaltungen erstarben. Totenstille. Erst als er sich räusperte, begannen die Crewbesatzung und die Biologen, Studenten und Abenteurer ihre Unterhaltungen wieder aufzunehmen. Thompson stand allein am Bug, an der nassen Reling. Sie hatten die letzten 20 Stunden einen Großen Weißen verfolgt. Das Beiboot ihres Expeditionsschiffs bot nicht viel Platz. Doch Thompson hatte die maximale Belegschaft verlangt. 12 Personen. Er war der Chef und es geschah, wie er es wollte. Nun hatten sie den Empfang verloren. Vielleicht hatte der Hai den Sender abgeschüttelt, vielleicht war das Gerät auch einfach nur fehlerhaft.

Vielleicht, vielleicht.

Thompson war unzufrieden.

Jeremy Thompson war triefend nass. Er war gerade erst wieder aus dem Wasser gestiegen und war noch durch und durch nass.

Thompson war nicht beliebt, er hatte einen üblen Ruf als Schläger und Vergewaltiger. Er machte keinen Hehl daraus, dass er Menschen nicht mochte. Bei den Marines wurde er unehrenhaft entlassen, er hatte eine minderjährige Prostituierte im Hafen von Saigon verprügelt, weil er Keinen hoch gekriegt hatte und dann einem Vorgesetzten den Unterarm gebrochen. Eine üble Geschichte und nicht der einzige Vorfall in seiner Akte. Seit Jahren nun war er auf der BURNIN' SUN Zuhause. Es war sein Schiff, es hatte seinen Vater viel Geld gekostet. Seine Armbanduhr piepte. Es war ein teures, europäisches Produkt. Handarbeit. Es war Zeit für seine Medikamente. Das trübte seine Stimmung. Er würde seine Medikamente nicht pünktlich einnehmen können. Soweit war das kein Problem, kein medizinisches. Er würde nicht daran sterben. Aber es war nicht perfekt.

„Schneller!“, brüllte er seine Besatzung an. „Schneller! Schlaft nicht ein!“ Sie mussten das Beiboot vertäuen und in die Hebebühne einrasten. Harte, körperliche Arbeit. Thompson stand nur da und brüllte. Hinter ihm plagte sich ein junger Schwarzer mit einem armdicken, starren Stahlseil ab. Peter Barracus war einer von den Studenten, sein Vater war ebenfalls Teilhaber. Peter fühlte sich somit auch ein wenig verbunden und verantwortlich für das Schiff. Er war ein energischer junger Mann und stand in ständigem Konflikt mit Thompson.

„Los Peter. Mach nicht schlapp.“, schrie Jeremy den Jungen an. Peter Barracus musste das Tau in die Öse an der Reling klinken. Seine Haut riss auf, Stahl schnitt in sein Fleisch und er fluchte. Jeremy kam mit stampfenden Schritten auf ihn zu. Barracus ächzte, klinkte das Stahlseil ein, die Spannung riss an der Reling und eine Vibration fuhr durch das Schiff. Dann sprang der Motor an und das Schiff wurde aus dem Wasser gehoben. Eine unglaubliche Gewalt. Es wurde seinem Element entrissen, das Meer wollte das Boot nicht so recht hergeben. Wasser spritzte hoch und klammerte sich an das Schiff.

„Hat der Kleine sich wehgetan?“, fragte Jeremy und verhöhnte den Studenten, während er nach Gleichgewicht suchte, auf dem schwankenden Boot. Ein starker Ruck und beide fielen beinahe zu Boden. Dann rührte sich das Boot nicht mehr, es saß fest, fünf Meter über dem wogenden Meer, das seinen Verlust bis morgen früh verkraften musste. Der Boden war nun unangenehm starr. Nach 20 Stunden auf rauer See, wurden ihre Beine weich wie Gummi. Jeremy sah das Blut im künstlichen Licht der Strahler. Er lachte den Jungen aus. Barracus hielt ihm den blutigen Mittelfinger vors Gesicht.

„Wie soll ich darauf reagieren?“, fragte Thompson, nahm die Hand in seine eigene und drückte fest auf die Wunde.

„So schlimm ist es doch gar nicht!“, meinte Thompson und riss an Peters Hand, hielt sie verdreht in den Schein eines Strahlers. Peter glaubte zu merken, wie sich die Haare auf den Armen kräuselten, wegen der sengenden Hitze der Strahler, die auf das grundlose Meer gerichtet waren.

Barracus biss die Zähne zusammen und versuchte sich zu beherrschen. Das Fleisch war bis auf die Knochen zerschnitten.

„Du solltest es vielleicht behandeln lassen.“, sagte Thompson, drehte den Arm weiter und stieß den Studenten von sich.

Er duldet kein Ungehorsam.

Natürlich gab es auch Menschen, die er liebte, außer sich.

Er war verlobt mit einer wunderbaren, jungen Tierärztin.

Der Nachmittag war schon fast kühl und die Luft war elektrisiert. Es war kurz vor vier Uhr mittags und doch verwandelte sich der frühe Tag in eine stürmische Nacht, es geschah, aber langsam.

Sie befanden sich an einer anderen Todeszone. In einem anderen Jagdrevier. Im Jagdrevier der gefährlichsten Raubtiere dieser Welt. Was konnte ein Weißer Hai an Land anrichten? Er konnte nur ersticken. Doch diese Jäger waren Landtiere, wie der Mensch.

Er wusste nicht, wie lange er es noch aushalten musste.

Sie jagten ihn.

Dann jagten sie ihn wieder nicht. Oder er sah sie einfach nicht. Jim konnte nicht wissen, was sie nun vorhatten. Sie waren wieder einmal nicht zu sehen. Sein Atem war rasselnd. Seine Lunge hatte vor Stunden das letzte Mal gebrannt. Im Augenblick fühlte er nur noch Trockenheit. Obwohl alles um ihn herum feucht war, war Jim total trocken. Innen. Er war durchnässt von Schweiß und wegen der hohen Feuchtigkeit musste er um jeden Atemzug ringen. Das sollte sich so bald nicht ändern. Es würde noch schlimmer werden, bald begann es zu regnen. Wenn es soweit war, könnte Jim keine drei Meter mehr weit sehen. Er wäre so gut wie blind in der stürmischen Abenddämmerung. Wie schnell er auch sein mochte, sie würden ihn einholen. Die Dinosaurier ließen ihn immer wieder ein, zwei Blicke erhaschen. Sie wollten, dass er sie sah. Sie wollten, dass er Angst hatte. Er spürte, wie sie sich unterhielten. Sie trieben ihn in eine unbekannte Richtung. Es war ein Plan. Oh, sie hatten es geschafft. Seit Stunden hatte er Angst. Lähmende Angst. Doch sie lähmte nicht seinen Körper, der rannte gehorsam weiter. Die Angst lähmte seinen Verstand. Er konnte an nichts anderes denken, als seinen Tod. Wie sie ihn auffraßen.

Hier ging es nur ums nackte Überleben.

Der Wald lebte.

Da waren sie wieder.

Sie tauchten links und rechts auf. Gleichauf mit Barracus. Jim Barracus war ein verzweifelter Mann. Er rannte und stolperte. So schnell er konnte. Doch diese Biester liefen fast gemächlich neben ihm her, ihre Anwesenheit drückte auf ihn wie eine tonnenschwere Last. Er hörte ihre Schreie. Diese knatternden Laute, er hörte sie, auch wenn er die Raptoren nicht sehen und hören wollte. Jim war klar, diese Geräusche waren Fetzen einer Unterhaltung, die er hörte, aber der er nicht folgen konnte.

Sie waren so schnell. Seine Unterlippe zitterte.

Sie kamen näher. Es waren drei.

Sein Herz pochte, so dass es schmerzte.

Er konnte nur sich selbst wahrnehmen. Die Umgebung war zu dunkel und verschwamm bei jedem polternden Schritt weiter.

Was konnte er tun? Wie konnte er sich helfen?

Wenn er weiterrannte würden sie ihn töten.

Sie hatten ihn eingekreist.

Wenn er stehen blieb würden sie ihn auch töten.

Er wollte nicht sterben.

Warum sollte er das wollen?

Sein Verstand war träge vor Angst.

Immer wieder zuckten diese Bilder wie Blitze durch sein Hirn. Er, tot. Zerfetzt. Ausgeweidet. Er sah die Bilder aus einer befremdlichen Perspektive. Doch niemals aus seiner eigenen. Immer aus der Sicht der blutdurstigen Mörder.

Seine Schnürsenkel waren offen, er wollte sie binden, doch wie sollte er das machen?

Seine Schultern taten wieder weh. Die schwingenden, angewinkelten Arme taten in den Gelenken weh. Als wollten sie ausreißen. Er war langsamer geworden, fiel ihm eben auf.

Er roch sie, so nah waren sie. Die Luft stand und fühlte sich noch dichter an, umso näher sie ihm kamen. Und er konnte sie riechen.

Sie wurden zusammengetrieben. Die Raptoren wollten sie nicht töten. Noch nicht.

Dieser Gedanke kam den Gejagten fast zur gleichen Zeit, denn sie sahen es auch fast zur gleichen Zeit. Eine Lichtung im Dschungel. Die Raptoren trieben die Menschen auf einem Platz zusammen.

Der grüne Platz war von dem dichten Wald umkränzt wie die Tonsur eines Mönchs von krausem Haupthaar.

Es war kein ebenes Gelände, zur Mitte der fast kreisrunden Lichtung senkte sich der Boden ab. Wie in einem Trichter. Doch erst hob der Grund ab, bäumte sich auf, zu einem kleinen Wall. Der Hang war steil und Françoise sprang.

Als Françoise Mestré den ersten Schritt in das Gras tat, klappte sich ihr Kiefer weit nach unten. Und sie musste würgen. Es roch übel. Sie glaubte zu wissen, was das hier war. So etwas gab es auf der ganzen Welt nicht noch einmal.

Oder doch?

Im Zentrum des Trichters stand ein Betonbunker, kaum größer als ein Telefonhäuschen. Von der Seite, die sie sah, gab es keine Öffnung. Sofort fiel ihr auf, dass auf dem ganzen Gelände verteilt, Glaskuppeln und Rohre aus dem Boden ragten.

Da war noch etwas, das man nicht übersehen konnte.

Es war ein Friedhof, vielleicht mehr ein „Schlachtplatz“.

Brustkörbe und Wirbel schufen eine Kulisse, vor der alles andere verblasste. Da ragten Knochen wie tote Finger aus der feuchten Erde, um alles zu packen und mit sich in die Tiefe zu reißen, was ihnen

zu nah kam. Nicht alles war skelettiert und tot. Kadaver lagen wie hingeworfen da. Einer der Kadaver bewegte sich.

Myriaden von Fliegen.

Diese fette, grüne Sorte erfüllte die Luft mit einem summenden Geräusch. Sie flogen um die Kadaver, die langsam verrotteten und stanken. Dermaßen stanken, dass man die Vernunft verlieren wollte. Da zuckte noch etwas. Es war ein kleines Tier. Im Vergleich zu einem Menschen riesig, aber zu den anderen Beutetieren klein. Es war ein junger Parasaurolophus. Es war nicht klar ob er noch lebte. Aber Françoise war sich sicher, da zuckte noch etwas. An seinem Bein. Es sah so aus als würde es in einer letzten spastischen Anstrengung ausschlagen. Ein widerliches Geräusch drang zu ihnen. Der sterbende Parasaurolophus machte Geräusche wie eine große Kuh. Wie eine Kuh, die seit zwei Tagen verblutete. Wie eine Kuh, bei der ein großer Teil des Körpers herausgerissen und gefressen worden war. Mestré konnte nur ein Bein entdecken von eigentlich zweien. Dieses Bein zuckte. Sie hatte Mitleid mit dem armen Wesen.

Warum konnten die Velociraptoren ihre Beute nicht einfach töten? Warum machten sie es diesem Tier so schwer?

Kein Tier tat so etwas.

Sie konnte es sich nicht erklären, doch es war ein einfacher Ritus.

Das war ein fast religiöser Ort.

Die kleine Frau war eine Tierärztin und kannte sich eigentlich nicht mit dem Verhalten von Raubtieren aus. Das wäre etwas für ihren Verlobten.

Warum musste sie das alles erleben? Warum musste sie das sehen? Sie hatte verständlicherweise Angst. Wenigstens musste sie nicht alleine durch den Wald rennen, gehetzt von Bestien. Sie hatte zwei Männer bei sich. Alec und Tom Kraft.

Von der anderen Seite der Lichtung kam ein weiterer Mensch gerannt. Sie konnte ihn nur an seiner Hautfarbe und Kleidung erkennen. Der Himmel war zugezogen. Stille Wolken verdeckten die Sonne. Es war Jim. Er blieb stehen und sah sie, er rief etwas, doch Françoise konnte ihn nicht verstehen. Die Raptoren stellten sich im Kreis um ihn und bewachten ihn. Françoise kletterte über eine Wirbelsäule die auf dem Boden lag, als hätte die Hölle sie ausgespuckt und dann trat sie mit kleinen, nassen Füßen in dreckigen Boots auf das abschüssige Weidegras dieser blutigen Lichtung. Links von ihr lief Alec, rechts schaffte Tom es gerade über den Erdwall. Er hustete. Seine Erkältung machte ihm Probleme.

Nun rannte keiner mehr.

Françoise humpelte, ihr Kopf zuckte umher. Mit einem Blick, der ihre Angst verriet, suchte sie die Umgebung ab. Doch sie wollte nicht noch mehr aufnehmen. Was sie bisher gesehen hatte, reichte für

lange Zeit. Ein weiterer hoffnungsloser, dröhnender Schrei, drang zu ihnen. Gleich würde das Gewitter beginnen. Das gottverdammte, alltägliche Gewitter. Sie mochte das tropische Klima nicht. Ein schönes Urlaubsziel für einen Kurzurlaub, nicht mehr.

„Francoise, was ist das hier?“, fragte Alec die kleine, schmale Frau mit leiser, bebender Stimme.

„Gute Frage.“, meinte sein Bruder Tom.

„Keine Ahnung.“, sagte sie und zitterte.

Sie wusste es besser, doch sie wusste nicht, wie sie es hätte sagen sollen. Mestré setzte dennoch kurz zu einer Antwort an: „Sie treiben ihre Beute hierher. Ein zentraler Ort für ...“

Wofür denn?

Die Velociraptoren schrieten sich etwas zu. Es klang irgendwie so, als wüssten sie nicht, was sie machen sollten. Es war eine völlig andere Kommunikation, aber Tom konnte etwas aus ihrem Verhalten herauslesen. Sie raunten sich Dinge zu, so dass nicht jeder Raptor es hören konnte. Sie schienen miteinander zu „flüstern“. Die beiden Männchen, die Francoise, Tom und Alec „geführt“ hatten, rieben ihre Schnauzen aneinander und raunten kurze Laute. Es klang ein wenig nach einem Morsecode. Das konnte es natürlich nicht sein, aber womöglich fungierten die klickenden und rauschenden Laute ähnlich. Wieso sollte das nicht möglich sein? Wieso nicht? Es klang für Tom, als Informationstechniker nicht unglaubwürdig. Es gab so viele Kommunikationsmöglichkeiten. Worüber mochten sich die Raptoren nur unterhalten? Über ihren Tod? Wie sie die Menschen töten sollten? Oder waren sie derart irritiert, dass sie nicht wussten, was zu tun war? Toms Fragen waren vergessen, als die Raptoren ihre Köpfe gegen Himmel rissen und laut und schrill schrieten. Ein rasselnder Ton bildete sich heraus und die Dinosaurier bei Barracus stimmten mit ein. Sie riefen nach ihren Artgenossen. Barracus zitterte, nein, er bebte geradezu. Es schmerzte in seinen Augen, in seinen Ohren. Sein Hirn wollte platzen. Tränen stiegen ihm in die Augen. Dann gingen die Dinosaurier dazu über, zu bellen. Synchron, wie im Chor. Dann im Kanon. Unheimlich. Francoise hielt sich die Ohren zu. Alec holte eine Digitalkamera aus seiner Tasche und zielte die Raptoren um Barracus an. Der Auslöser war schnell gedrückt und der Blitz des Fotoapparats zuckte über die Lichtung. Irritiert schüttelten die fünf Velociraptoren ihre Köpfe und ignorierten die Menschen weiterhin.

„Vollidiot!“, giftete Francoise und riss ihm die Kamera aus den Händen und steckte sie in ihre Weste.

„Tut mir leid.“

„Darf es auch.“

Tom verpasste ihm einen Klaps auf den Hinterkopf.

Barracus rührte sich nicht. Starr stand er da, der Schwanz des linken Raptors peitschte und züngelte um seine Beine.

„Jim?!“, Tom versuchte die Aufmerksamkeit von Barracus zu bekommen. Fehlanzeige. Als er einen Schritt vortrat, riss einer ihrer Dinosaurier den Körper herum und zischte ihn an.

„Oh, Scheiße!“

Die Raptoren bewachten sie wirklich aufmerksam und sie warteten auf irgendetwas.

Sie warteten auf den Dinosaurier, der dieses Gebiet bewachte. Das Territorium des ältesten Tochter der alten Mutter.

Ein wichtiger Raptor in ihrer Gesellschaft.

Doch sie wollte nicht kommen. Wo war sie nur?

Sie war auf der anderen Seite der Insel und jagte die Mörder seiner Mutter.

Sie hatten die Mörder verloren. Mit einem seltsamen Ding sind sie über das Wasser davongefahren. Das große Raptorenweibchen war sich verdammt sicher, das Große würde sie einholen.

Das Große würde sie töten, in einem Stück verschlingen.

Der Raptor hatte einen Ruf vernommen, der ihm zugetragen worden war. Sie war im Augenblick das älteste weibliche Tier und musste sich um die gesamte Kolonie kümmern. Eine ungewohnte Rolle. Sie musste ihren neuen Job gut machen, wenn sie weiterleben wollte. Ihre Schwestern würden ihr schon bald Probleme bereiten.

Sie musste dem Ruf folgen, es ging um die Mörder, das junge Rudel wusste nicht, was zu tun war.

Als ob sie das wüsste!

„Der kleinste Raptor unter ihren Bewachern hatte gerade eine Schulterhöhe von Francoises Hüfthöhe. Ein sehr junges Männchen. Es war nervös und rannte und sprang andauernd seinem eigenen Schwanz hinterher. Er sah aus wie ein süßer Hund, dem man einen saftigen Knochen an den Schwanz gebunden hatte. Er kümmerte sich nicht um die Älteren, die ihn zurechtwiesen und anknurrten. Als er mit dem Ältesten der Jungtiere zusammenstieß, schnappte der nach ihm.“

Das Junge zuckte zurück und zischte frech.

Das war eine willkommene Ablenkung für die Menschen.

„Jim, versuch zu uns zu kommen!“, versuchte Tom ihn zu bewegen. Keine Reaktion, außer einem Kopfschütteln.

„Komm schon her.“, diesmal hatte er einen Befehlston.

Barracus Augen waren glasig und feucht.

Irgendwie hatte er das nicht für wahr halten können, diese Monster standen nur um ihn herum und taten nichts. Sie konnten ihn doch töten. Sie taten es nicht. Es waren doch nur Tiere, sie hatten ihn gejagt und mussten ihn doch jetzt töten wollen. Es hätte ihm doch egal sein können. Aber das war es nicht. Jim wagte nicht, auch

nur zu husten. Ausgerechnet jetzt musste es in seinem Hals so abartig kitzeln.

Sie waren verwirrt. Die Dinosaurier wie die Menschen.

Für die Dinosaurier waren die Menschen ebenfalls abstoßend und erschreckend. Die jungen Männchen hatten Angst.

Angst.

Man sah es nicht in ihren harten, heißen, starren Augen, doch sie hatten Angst.

Schlimmer war nur noch, dass ihre große Mutter getötet worden war. Eine große Umwälzung würde stattfinden.

Es würde viel Blut fließen.

Da konnte man nicht einfach die Mörder der Großen abschlichten. Man musste sich beraten.

Auch wenn außer Frage stand, was mit den Mördern geschehen würde: Sie würden sterben.

Sie mussten sterben.

Die Angst stand in den Augen von Barracus. Seine Augen waren weit aufgerissen. Francoise konnte auf die wenigen Meter Entfernung die pulsierenden Äderchen sehen, die Jims Augen durchzogen. Überhaupt schien sein ganzer Körper zu pulsieren. Sein Herz schlug gegen das Gewebe, das die Lunge war. Sein Mund mit den weißen, gepflegten Zähnen stand einfach offen. Als hätte Jim vergessen, wie man ihn schließt. Möglicherweise war es ja so.

Eine Wolke riss auf und ein heller Sonnenstrahl erhellte die Stelle, an der sie standen. Die Luft war stickig und sie zu atmen machte müde. Sein Herz aber raste.

Gerade schnupperte das ältere Tier, das einfach von den Jüngeren zu unterscheiden war, es war größer und die Färbung an der Schnauzenspitze war von einem leichten orange.

Es schnupperte an Barracus.

Die Schnauze glitt an seinem Bein von der Hüfte herab zu den Füßen. Was roch dieser Raptor da? Er zuckte zurück. Schnupperte dann unbeirrt weiter. Plötzlich hatte er Urin gerochen. Jim stand so steif da, dass er zitterte. Sein Körper war ein einziger Krampf. Nun schloss er den Mund, also, ging doch noch. Seine Zähne knirschten aufeinander. Seine Zahnwurzeln taten weh. Am liebsten hätte er laut aufgeschrien und wäre weggerannt. Doch das ging nicht.

Er konnte nichts dagegen tun.

Sein Angstschweiß war kalt. Ihm wurde schwarz vor Augen und seine Knie weich. Die vor Angst geweiteten Augen drehten sich in den Höhlen.

Die Minuten schienen sich zu Stunden zu dehnen.

James Barracus fiel einfach in sich zusammen.

Er ging zu Boden. Erschrocken piff Françoise die Luft aus und ihr ganzer Körper wollte einen Schritt vortreten. Das registrierte ein Jungtier und schnappte nach ihr.

Keiner sprach etwas.

Keiner rührte sich.

Nur die Raptoren taxierten ihre Beute.

Wann würde es nur zu Ende gehen?

Barracus Blase war auf jeden Fall leer.

Die warme Schuppenhaut des Raptors war durch den Stoff zu spüren, als der Raptor mit der sensiblen Schnauzenspitze einen Puls suchte.

Ob Jim es noch spürte, war fraglich.

Er war ohnmächtig.

Der Atem, der durch die Nasenlöcher blies. Er war heiß, als wollte er die Haare an Jims Beinen versengen. Die Stellen schienen wie Feuer zu brennen.

„Was machen wir jetzt?“, fragte Alec leise und mit brüchiger Stimme, nah an Mestrés schönen Ohrmuscheln.

Synonym Des Todes

Samstag / 0:38 Uhr / Irgendwo am Kap der Guten Hoffnung

Man nannte sie ein Synonym für den Tod. Sie war die letzte unzählbare Wildheit auf Erden. Sie war unnahbar und man wusste nichts über ihre Art. So gut wie nichts konnte man über sie mit Genauigkeit sagen.

Der Weiße Hai war ein stattliches Weibchen.

Vorhin hatte man ihr einen Sender verpasst. Sie hatte das Ding kaum gefühlt. Sie durchschwamm einen hellen, grünen Streifen. Über der Wasseroberfläche beobachtete man sie - im Licht der Scheinwerfer - dabei, wie sie ein blutiges Stück Fleisch ansteuerte. Es war der Kopf eines Thunfisches. Eines Fisches, der lange tot und noch nicht richtig aufgetaut war.

Aber im Augenblick war sie nicht wählerisch.

Sie war trächtig.

Er hatte den Anruf entgegengenommen und geschwiegen.

Ein seltener Anblick für seine Crew.

Thompson schwieg und hatte Tränen in den Augen, die er zu bekämpfen wusste. Es waren Tränen der Verzweiflung, des Schrecks. Er kniff die Augen zusammen und zwinkerte sie weg. Er fühlte sich besser, als vorhin, nachdem er auf seinem Schiff fast zusammengebrochen war. Aber er fühlte sich hilflos, wie noch nie.

Thompson hatte den Sender selbst angebracht, er vertraute seinen Leuten nicht und tat die wichtigen Dinge lieber selbst. Dazu war er in einen Käfig gestiegen, den er wie ein kleines U-Boot steuern konnte. Zunächst war alles routiniert verlaufen. Auf dem Meeresgrund hatte er noch eine weitere kleine Empfangs- und Sendestation angebracht.

Das Bolzenschussgerät funktionierte mit Luftdruck.

Er hatte nicht mal ein Loch in den harten Fels fräsen müssen. Das Gerät war geformt wie ein Projektil, die Titanspitze hatte sich in das harte Gestein gefressen wie ein Medinawurm in das Gewebe eines Wirtstieres. Hat man sich mit ihm infiziert, wird es unangenehm. Der weibliche *Dracunculus medinensis* entwickelt sich im Fleisch der unteren Extremitäten des Wirts, ganz egal ob Vieh oder Mensch. Sobald der Parasit geschlechtsreif ist, entsteht ein dickes Geschwür an einem Ende, wartet der Wirt dann durch Wasser, platzt dieses Geschwür auf und der Wurm entlässt lebendgeborene Larven ins Wasser. Diese können sich nur weiterentwickeln, wenn sie von Ruderfußkrebsschen gefressen werden. Der Mensch wird wieder mit den Würmern infiziert, indem er die Krebschen mit dem Trinkwasser aufnimmt. Der Medinawurm stirbt noch im Körper seines Wirts, um den ausgewachsenen Wurm zu entfernen, wird er an einem Ende aus der Wunde, die er gefressen hat, herausgezogen und auf ein Stäbchen gewickelt. Dieser Vorgang erfordert sehr viel Zeit und Mühe, da die Gefahr besteht, dass der Wurm zerreißt und dann eiternde und schlecht heilende Entzündungen hervorruft.

Thompson hatte das Sendegerät, das jede Bewegung des Hais protokollierte und über eine Satellitenverbindung zu dem Expeditionsschiffs sendete, nun senkrecht in den Boden geschossen. Luftblasen schossen empor, Gesteinsbrocken und Algen wurden aufgewirbelt. Das kalte, klare Wasser war nur kurze Zeit trüb. Aber es hatte dem Hai gereicht, sich unentdeckt an den Käfig von Thompson heranzuschleichen. Das lautlose Knorpeltier schwebte hinter ihm und griff ihn sofort an. Thompson war nicht darauf vorbereitet gewesen. Aber er war kein unvorsichtiger Mensch. Er bereitete sich immer gut vor, meditierte vor seinen Tauchgängen, denn er wusste, er musste die ganze Zeit über auf voller Höhe sein. Ganze Konzentration. Ein falscher Handgriff konnte sein Tod sein. Außerdem konnte man mit Meditation verhindern, dass man von Haien überhaupt erst angegriffen wird. Haie hören, wie das Herz ihrer Beute schlägt, sie reagieren

auf die Körpersprache eines Menschen ebenso wie ein Hund. Wenn man seinen Puls verlangsamt, wird man für Haie wie unsichtbar. Thompson reagierte blitzschnell, als er bemerkte, wie der Hai sich in der linken Schiffsschraube verbiss, die im Augenblick stand. Er nahm die Hände instinktiv an den Körper. Machte sich klein. Er hatte solche Situationen schon öfter erlebt und offensichtlich immer unbeschadet überstanden und überlebt. Der Käfig war kaum größer als Thompson selbst. Er konnte sich in dem Gerät nicht drehen. Er lag da, wie ein gefundenes Fressen. Ein Knirschen, das war alles, was man von dem Motor hörte, als er zerbissen wurde. Er war gefangen, in einem annähernd unzerstörbaren, leichten Käfig, der in vierzig Metern Tiefe auf dem Grund lag. Die Sonne ging gerade unter. Bald würde er nichts mehr in der Tiefe sehen. Man würde auch nicht so schnell nach ihm suchen. Auf schwere Strahler hatte er verzichtet.

Jeremy wurde ganz schön durchgerüttelt, blaue Flecke waren unausweichlich. Viel schlimmer, er riss sich an einer scharfen Kante den rechten Oberschenkel auf und verlor Blut.

Blut reizt Haie. Das weiß jedes kleine Kind. Der rote Saft des Lebens drang aus der feinen Schnittwunde und machte den Weißen Hai scharf. Sie witterte das Blut und sah den Taucher, dem bald die Luft ausgehen würde. Ihr mächtiger Kiefer, dieser tiefe, schwarze Schlund. Thompson war fasziniert. Es war wie immer ein erhebender Anblick. So weit weg von der Realität und doch überaus real. Sein Herz pulste auf Hochtouren. Adrenalin durchschoss ihn. Sein ganzer Körper zuckte.

Diese Anmut in ihren Bewegungen. Er hatte eine Harpune bei sich. Aber er wollte und konnte den Hai nicht töten. Er würde es nur noch schlimmer machen. Die Wunde an seinem Bein spürte er gar nicht. Er nahm auch nicht wirklich wahr, wie er seine Ausrüstung abnahm und die Sauerstoffflasche voll aufdrehte. Er tat es einfach. Der Sauerstoff schoss aus seinem Mundstück, das er sich gerade erst in dieser Sekunde aus dem Mund gezogen hatte. Der plötzliche Druck hätte seine Lunge womöglich zerrissen. Unbewusst öffnete er den Verschluss des Käfigs, der unter Wasser fast kein Gewicht hatte. Vielleicht hätte er mit dem Druck des entweichenden Gases ein Stück auftauchen können, in dem Käfig. Aber er hatte nur diesen einen Versuch und nutzte ihn nicht überlegt, sondern instinktiv. An anderen Tagen konnte er ohne Käfig und Schutz zwischen den Haien schwimmen. Die vierzig Meter zur Wasseroberfläche erwiesen sich als außerordentlich lang. Wäre das Haiweibchen nicht trächtig und irritiert gewesen, hätte sie Thompson getötet. Gleichmäßig atmete er aus und mit kräftigen Zügen schaffte er es, nah am Schiff aufzutauchen. Er schrie nicht um Hilfe und wuchtete sich mit letzter Kraft auf den Ausleger des Beibootes. Da tauchte eine Haiflosse bedrohlich nah vor ihm auf. Er kam noch nicht mal dazu Luft zu holen. Sei-

ne Lunge war leer. Der gigantische Kopf des Weißen Hais schoss auf ihn zu. Das Maul war weit aufgerissen und Thompson hätte problemlos hineingepasst. Mit allerletzter Kraftreserve riss Jeremy Thompson sich zurück. Haarscharf verfehlte der Hai ihn. Das gigantische Tier landete auf der kleinen Auslegerplattform am Heck des Schiffs und das ganze Schiff erzitterte. Menschen fielen zu Boden. Dinge gingen zu Bruch. Ein höllisches Durcheinander. Thompson bekam im Rückwärtssalto auf dem Metallgitter eine Sprosse der Trittleiter zu fassen und machte einen Handstand, ehe er auf das warme Deck fiel. Der Hai machte ein Geräusch, das niemand einordnen konnte. Lautlos glitt der Hai, elegant und geschickt wie eine Tänzerin, wieder in sein Element. Das Metallgitter des Auslegers war aus seiner Halterung losgerissen und sank hinter dem Hai her.

Thompson lag auf dem sauberen Fußboden, den er mit Blut und Wasser beschmutzte. Sein Körper erschlaffte und er tat den ersten Atemzug über Wasser.

Francoise dachte: „Jetzt oder nie.“

Und sagte: „Scheiße, los!“

Dann schrie sie ein schrilles Kriegsgeschrei und ihre Beine gehorchten. Sie rannte hinab, in Richtung des Betonklotzes. Sie hatten nur diese eine Chance um zu fliehen. Nur diese eine Chance, die Dinosaurier würden ihre Aufmerksamkeit nicht mehr so schnell verlieren. Diese Chance sah in ihrem Verstand wie ein dunkler Weg unter der Erde aus. Wie ein altes betoniertes Gewölbe. Mit einem hellen Ende. Sie hatte dieses Bild vor Augen und vergaß einfach alles andere. Tom wusste nicht, warum Francoise wegrannte, in die Höhle des Löwen, wie es schien. Aber ohne zu überlegen rannte er ihr nach. Menschen sind und bleiben Herdentiere. Macht einer etwas dummes, machen alle es nach. Alec schwang sich den ohnmächtigen Jim auf die Schultern und tat erst einen, einen zweiten unbeholfenen Schritt, bei denen er wild schwankte um das Gleichgewicht zu finden.

Was war geschehen?

Barracus war zusammengebrochen. Die Raptoren hatte das nicht weiter gestört. Doch irgendetwas ließ sie nicht los, sie erschienen wie „weit weg“. Sie lauschten und schnüffelten nur halbherzig an dem Ohnmächtigen. Er lebte, keine Frage. Alec fragte Francoise, was sie nun tun sollten. Sie wusste keine Antwort und so standen sie noch vierzehn Sekunden teilnahmslos da. Das Jungtier, das von der Anspannung seiner Gleichartigen nicht viel mitbekam stieß erneut an den Ältesten mit der Orangen Spitze. Dieser fühlte sich sichtlich angegriffen. Und so, als erwachte er aus einer Art Trance. Er rollte die Augen und schüttelte den Kopf. Er fauchte den jungen Velociraptor an. Der Kleine scharrte mit den Hinterbeinen. Die feuchte Erde zwi-

schen seinen Klauen. Sie waren wieder voll da. Sie nahmen alle Gefühle auf einmal in sich auf. Die Erde. Die Luft. Die Geräusche.

Der Ältere beugte sich vornüber und fauchte zurück. Ein hasserfülltes Geräusch, tief aus ... der Seele? Hatten diese Wesen eine Seele? Es würde einen Toten geben. Das sah Françoise. Sie waren abgelenkt. Jetzt oder nie!

Sie rannten geradeaus. Geradeaus hieß, über Stock und Stein. Über Knochen und Kadaver. Vielleicht wäre es einfacher gewesen, und schneller, um die Gegenstände herum zu laufen. Aber das hätte sie aus dem Schritt gebracht. Es war hilfreich, das es ein Gefälle gab. Nur nicht für Alec. Alec stolperte und fiel. Der Mann auf seinem Rücken flog schwerfällig ein paar Meter weiter, prallte auf den Boden, federte ein Stück hoch und landete dann im Brustkorb eines madenzerfressenen Triceratops. Jim war wach. Als er den Mund für einen erschrockenen Schrei öffnen wollte, öffnete er die Augen und von einer verfahrenen Situation in die Nächste, fiel er wieder in Ohnmacht.

Noch zwanzig Meter. Inzwischen konnte sie die Risse in dem alten Beton sehen. In manche der Risse konnte man bestimmt den Arm reinstecken, so breit waren sie. Wie konnte sie nur glauben hier Schutz zu finden? Doch sie hatte sich nicht getäuscht, es gab eine Tür. Sie hatte nicht daran gezweifelt. Françoise Mestré warf einen Blick nach hinten. Die Raptoren waren beschäftigt. Sie war entsetzt, als sie sah, womit sie beschäftigt waren. Das junge Tier war tot. Sie fraßen das Jungtier auf! Aber irgendwie überraschte es sie nicht. Sie war nicht überrascht. Es berührte sie auch nicht.

Sie war Tierärztin. Sie liebte Tiere. Es kam auch vor, dass sie weinte, wenn ein besonders liebes Tier in ihren Armen starb. Das hier war ihr gleichgültig. Diese blutrünstigen Bestien. Sollten sie sich doch alle gegenseitig umbringen. Sich gegenseitig zerfleischen, wenn es ihnen Spaß machte. Hauptsache war, dass ihre Freunde und sie überlebten.

Es war keine gewöhnliche Tür. Solch eine Tür erwartete man am ehesten an einem U-Boot. Ein großes Drehkreuz war der Türöffner. Doch es war eingerostet.

Sie konnte es nicht bewegen. Aber das hieß nichts. Um die Drecksarbeit sollten sich die Jungs kümmern. Obwohl sie bezweifelte, dass die beiden Männer es besser öffnen konnten als sie.

„Ich krieg es nicht auf.“

Tom war nah hinter ihr. Er ließ die Fingerknöchel knacken und streckte seinen Hals und sagte: „Lass mich mal.“

Er hing sich an das Kreuz und tatsächlich, es quietschte. Das Quietschen hallte über die Lichtung.

„Scheiße.“, fluchte er und sah sich seine Hände an. Das rostige Metall war scharfkantig und seine Hände deswegen etwas blutig.

„Mach hin, verdammt.“, zischte Francoise. Sie hörte die Raptoren. Anscheinend hatten sie genug von ihrem Opfer. Sie kamen nicht näher. Irgendetwas stimmte nicht. Sie hatten so verdammtes Glück. Oder auch nicht. Francoise überlegte, sie warf sich an das Drehkreuz und unterstützte Tom. Warum kamen die Raptoren nicht? Sie saßen hier auf dem Serviertablett. Was hatten sie hier erlebt, das sie sich zurückhielten. Noch schlimmer, die Raptoren schwiegen. Sie machten keine Laute mehr. Ein weiteres lautes Quietschen. Sie sah, wie die Dinosaurier sich auf die Erde drückten. Ganz flach. Was war hier los? Sie konnte es sich nicht erklären, es nicht verstehen. Die Tür war von innen kalt und nass. Nicht feucht. Sie war nass, als hätte sie eben erst unter den Niagarafällen geduscht. Die rostige Tür kratzte in den Angeln. Sie war auf. Wenn auch nur einen Spalt. Ein ohnmächtiger Mann fiel zu Boden. Francoise ging in die Knie. Sie schlug Jim ins Gesicht. Nicht zaghaft, so fest, dass ihre Hand schmerzte.

„Wach auf du Arsch.“

Sie sah es ein, er wachte nicht auf. Alec beugte sich vornüber und zog eines der Augenlider hoch. Die Augen waren verdreht und trüb.

„Wir sollten von hier verschwinden. Was auch immer es sein mag, dass diese Monster von hier fort halten kann. Sie überlegen es sich vielleicht noch mal anders.“

Francoise nickte, sie begann Barracus aufzurichten und lehnte ihn und sich an den Beton. Putz bröckelte ab.

„Ich glaube irgendwie, das hier ist ein unterirdischer Lagerraum. Die ganze Lichtung ist unterhöhlt.“, sagte sie und deutete auf die Luft- und Lichtschächte. Sie sahen es und sie glaubten es auch.

Die Tränen kamen wieder und Jeremy hatte nicht mehr die Kraft sie wegzuzwinkern. Schnell verzog er sich in seine Räume unter Deck. Seine Schritte waren unsicher. Man sah ihm an, wie verstört er war. Er war am Boden, ganz unten. Nun würde es ihm nicht mal mehr helfen jemanden runterzumachen. Das war der schlimmste Anruf, den er je erhalten hatte. Es kam einfach zu überraschend für ihn. Er konnte die Situation nicht so schnell erfassen. Jeremy zog die Schuhe von seinen Füßen und ließ sich auf sein Bett fallen. Es war frischbezogen. Er roch das Waschmittel, beim Trocknen verflog der Geruch meist nicht ganz. Alles störte ihn nun. Er musste sich abreagieren. Doch dazu ließ er es nicht kommen. Jeremy zwang sich, ganz ruhig liegen zu bleiben. Die Medikamente taten ihre Wirkung, es dauerte ihre Zeit, aber sie wirkten. Er wurde ganz ruhig und konnte nachdenken. Er musste jetzt die Arbeitspläne der nächsten

zwei Wochen ändern. Grundsätzlich überließ er diese Arbeit niemals einem seiner Mitarbeiter. Jeremys Tränenstrom versiegte. Er nahm ein Blatt Papier zur Hand und notierte ein Paar Stichpunkte. Thompson hatte jetzt Arbeit, mehr als genug Arbeit für diese Nacht. Er wurde ganz ruhig. Er versuchte eine Entspannungsübung, die er sich beigebracht hatte. Jetzt konnte er klar denken: Francoise war auf einer Expedition in Costa Rica gewesen. Man hatte ihn informiert, dass sie als verschollen galt.

Er packte, er würde verreisen.

Es sah so aus, als hätten sie verdammt viel Glück gehabt. Noch immer waren sie in Gefahr. Das konnten sie erkennen, wenn sie unter sich schauten. Sie liefen eine sehr alte und verwitterte Gangway herunter. Die Metallroste fühlten sich nicht gut an. Wenn Francoise mit dem Fuß auf ein neues Gitter trat, dann gab es ein kratzendes Geräusch und rostige Metallbrösel rieselten in die dunkle Tiefe. Der Boden war nicht zu sehen, so dunkel war es hier unten. Und es war total still, sie hörte sich atmen und wie sie sagte:

„Vom Regen in die Traufe.“

Ihre Stimme klang nervös und sie versuchte sich zu beruhigen. Als Erstes durfte sie nicht mehr nach unten starren. Wie Säulen bahnten sich trübe, schwache Lichtstrahlen ihren Weg auf den Boden. Das war eine richtige Halle unter der Erde. Die Größe konnte sie nicht abschätzen. Es war ein riesiges Gewölbe und es sah so aus, als wäre es natürlich.

Das Licht durfte man eigentlich gar nicht als solches bezeichnen, doch es reichte aus, um alles schemenhaft wahrnehmen zu können. Der Fußboden war betonierte und feucht. Es sah aus wie Tau und es sah so aus, als wäre es für den modrigen Geruch verantwortlich. Moder und Schwefel. Der Schwefel stach immer mehr durch, als sie tiefer kamen. Es war eine Kruste, die die Wände fleckig überzog. Das gewachsene Gestein war, als Francoise es anfasste, angenehm kühl und es war ebenso nass wie der Boden. Sie roch an ihrer Hand. Der Schwefel war hochkonzentriert. War das der Grund? Mochten diese Dinosaurier keinen Schwefel? Nichts war unmöglich. Vielleicht sollten sie sich damit einschmieren.

Die Luft stand hier seit Jahrzehnten, sie konnten sehen, hier gab es einstmals eine Frischluftversorgung mit großen Turbinen. An den Decken, so hoch über ihnen, waren Luftschächte verlegt. Das Metall war zerfressen, es sah aus, als fiel es jeden Moment herunter. Nichts fiel herunter.

„Das sieht so aus, als hätte man hier unten etwas gelagert.“, meinte Alec.

„Oder lagert es immer noch.“, ergänzte er sich. Da stand eine alte, alte Lore auf alten, rostigen Schienen. Sie war leer. Tom, er

trug Jim über der Schulter, suchte nach etwas. Er hatte es gefunden und ging darauf zu. Ein Stapel von flachen, morschen Holztransportkisten. Er legte Jim darauf ab.

„Was für eine Sprache ist das?“, fragte Françoise. Sie konnte es lesen. Sie hatte diese Sprache gelernt, vor langer Zeit. Deutsch. Das war ein alter Stollen des deutschen Bergwerks. Das erklärte die Lore.

„Das ist Deutsch. Vorsicht, nicht betreten.“

„Wir sollten darauf hören.“ In der Mitte der Halle stand ein weiterer Betonbunker. Er ging in den betonierten Boden über, wie aus einem Guss. In drei weiteren Sprachen hing über dem alten, rostigen Schild eine Tafel, die etwas Ähnliches besagte.

„Das Betreten dieser Räume ist untersagt.“, las Alec Kraft vor. Françoise las die französische Interpretation und die besagte dasselbe.

„Shit, wo sind wir hier gelandet? Das hat bestimmt nichts mit den Deutschen zu tun.“

„Ja, das Schild ist nicht alt, es ist aus irgendeinem Kunststoff.“

Langsam wurde die Angelegenheit richtig unheimlich.

„Lasst uns nur von hier verschwinden.“, riet Tom. Françoise nickte. Im Dämmerlicht konnten sie nicht erkennen wie tief der Raum war. Aber ein Ende musste er haben.

„Wir folgen einfach den Schienen.“, meinte Tom und sie gingen los.

„Ich hätte schon gerne gesehen was da drin ist.“, sagte er. Françoise zog die Augenbrauen hoch und sagte: „Wahrscheinlich gar nichts.“

„Wir sollten uns darum keine Gedanken machen. Wir können sowieso nicht herausfinden was da drin ist.“, Alec trug nun Jim auf den Schultern. „Aber vielleicht sollten wir versuchen Barracus zu wecken. Er wird langsam schwer.“ Er legte ihn auf dem bemoosten Boden ab.

„Was sollen wir denn machen?“, fragte er leise und beiläufig. Er wusste nicht, wie er ihn aufwecken sollte. Er zog die Augenlider sachte hoch, die Augen waren verdreht und die Pupillen geweitet. Logisch, hier war es dunkel. Und sie hatten jetzt auch kein Licht um seine Reflexen zu kontrollieren. Oh doch, hatten sie.

„Françoise, gib mir die Kamera.“

Er streckte die Hand aus und sie schien sofort zu verstehen. Die Kamera war leicht in seiner Hand und er schaltete sie an, schoss zuerst ein paar Aufnahmen von dem Höhlengewölbe und dem Eingang zu dem unterirdischen Bunker. Er zoomte auf das Schild und lichtete es ebenfalls ab.

„Mach die Batterien nicht leer, der Blitz frisst zuviel Strom.“, meckerte Tom.

Alec kannte das zu genüge, schließlich waren sie Brüder: „Bleib cool.“

Er blitzte und machte ein Foto von Barracus, mit offenem Mund und den weggetretenen Augen. Die Pupillen verengten sich. Eine Reaktion, mit der Alec dennoch nichts anzufangen wusste: „Was heißt das jetzt?“ Tom antwortete ihm darauf und verdrehte den Kopf in eine Richtung, als hätte er etwas gehört: „Wahrscheinlich, das er nicht tot ist.“

„Was man doch nicht alles im Fernsehen lernen kann.“, hetzte Francoise. Sie war Tierärztin und wusste es natürlich, sagte aber nichts. Sie schlug James wieder mit der flachen Hand ins Gesicht. Als Jim aufwachte, schrie er schrill auf, setzte sich auf.

„Wo sind wir hier?“

„Näher an der Hölle.“

„Jetzt steh auf, wir haben dich lange genug getragen.“

Noch etwas verwirrt stellte er sich schließlich auf wackeligen Beinen hin. Er schwankte. Francoise hielt seinen Arm fest.

„Da vorne ist eine weitere Gangway.“

Im Düstern konnte Francoise anscheinend besser sehen als sie. Es waren bestimmt noch über zweihundert Meter bis zu dieser Gangway, die mit einer leichten Steigung geradeaus nach oben führte. Sie kamen vorbei an achtlos herumliegenden Werkzeugen. Gerade liefen sie durch einen hellen Lichtstrahl, eine Säule aus Licht und hell und warm. Sie mussten die Augen abschirmen. An dieser Stelle war der Boden nasser und grüner, große Glassplitter lagen verstreut. Das Oberlicht war vor einiger Zeit eingebrochen. So hoch über ihnen. Sie konnten nur weit, weit entfernte Geräusche hören, wie ein Säuseln des Windes. Ein kleines bisschen frische Luft bereitete sie auf die Welt vor, die sie gleich darauf wieder betraten. Unter dem verstreuten Steinbruchwerkzeugen war nichts Brauchbares gewesen, also hatten sie nichts um sich zu verteidigen. Langsam öffneten sie die schwere Stahltür. Aus der Dunkelheit der Unterwelt traten sie in den Schatten einer zweistöckigen Lagerhalle. Das Wellblech der Wand vor ihnen war rostig.

„Unglaublich.“, sagte Alec.

„Was denn?“, wurde er von seinem Bruder gefragt.

„Na, das alles. Dieses unterirdische Gewölbe, dieser Bunker, dann diese Lagerhalle.“

Pflanzen rankten sich die Wände hinauf.

„Wir brauchen etwas um uns zu verteidigen.“, sprach Francoise. „Waffen.“

Jim nickte eifrig: „Genau.“

„So etwas muss es doch hier geben.“, Alec drehte seinen Kopf, als würden irgendwelche Waffen verstreut auf dem Boden liegen. „Muss nicht, aber es ist wahrscheinlich.“

Der Boden bebte und ein Trompeten erschreckte sie, ein Trompeten wie das eines Elefanten. Es kam von irgendwo über ihnen. Jim, der mit dem Rücken zur Wand stand, machte den Mund auf und war sprachlos. Ein weiterer Schritt und die Erde bebte erneut.

Der Brachiosaurus bemerkte sie nicht.

Er war so groß!

Francoise war begeistert.

Alec wusste nicht was er tun sollte, schreiend wegrennen oder ein Photo schießen. Er machte eine Fotografie.

Tom musste heftig schlucken.

„Das ist so wunderschön.“, murmelte Francoise, sie war hin und weg. Der Brachiosaurus trompetete und Mestrés Unterkiefer zitterte, als ihr Tränen in die Augen stiegen. Ihr Mund war trocken. Der Brachiosaurus, so majestätisch und elegant, so gigantisch. Sie konnte das Tier nicht beschreiben. Das war das Schönste, das sie je gesehen hatte. Alles was geschehen war, war vergessen. Sie konnte die Größe nicht einschätzen. Der Hals, der unendlich lange aufrechte Hals.

Der Saurier fraß.

Der riesige Baum, er erzitterte und wackelte, als seine Krone abgefressen wurde.

Francoise lief aus dem Schatten der Lagerhalle.

Sie sah sich inmitten eines riesigen Areals, das Gras war saftig grün und die Sonne war heiß und hell. Von der Pforte der Hölle in den Himmel. Welch ein Abenteuer. Francoise Mestré ließ sich auf die Knie fallen. Sie setzte sich in das Gras und sie weinte, als sie das Tal am Fluss sah. Dieser Anblick raubte ihre Beherrschung. Sie lachte. Ein wunderschönes, klares Lachen. Wieder bebte die Erde unter ihr. Das Tier war so nah. Es ließ sich nicht stören. Francoise wollte den Brachiosaurier anfassen. Ihn anfassen um zu sehen ob er echt war. Tom stellte sich hinter Francoise. Er fühlte ähnlich. Er wusste nichts anzufangen mit dem, was er sah. Es brachte ihn aus der Fassung. Tom schaute sich die Szenerie an und er glaubte nicht, nein, das konnte doch nicht wahr sein. So weich schmiegte sich der Fluss in die Landschaft und die wundervollen Tiere sofften aus ihm. Ein Platzen zog Tom an. Ein Parasaurolophus war in das Wasser gesprungen und Kraft glaubte das das Geräusch, dieses Quieken und Röhren des Dinosauriers, glücklich klang. Vielleicht projizierte er auch nur seine Empfindungen in den Kleinen. Die Tiere interessierten sich nicht für ihn. Sie kamen ihm nicht gefährlich vor. Sie waren im Paradies gelandet. Er zog seine Schuhe aus und ließ seine Füße im Wasser baumeln. Francoise schaute Jim an. Sie war neugierig wie er sich verhielt. Er war noch immer nicht bei sich. Er blieb nah bei Alec. Schaute sich dieses wunderschöne Fleckchen nicht an und behielt den Kopf gesenkt. Sie machte sich keine Gedanken dabei. Mestré

nahm ein kleines faltbares Fernglas hervor und folgte dem Flusslauf. So viele unterschiedliche Arten hatten sich hier zum Saufen getroffen. Es war heiß und feucht. Es waren durchweg nur Pflanzenfresser. Zumindest nahm Françoise es an, es gab keine Auseinandersetzungen. Die Dinosaurier interagierten miteinander. Sie standen nicht gruppenweise geordnet. Wieso sollten sie auch, das hier war kein Schulbuch? Unter den gigantischen Leibern der riesigen Sauropoden tummelten sich kleine, flinke Saurier die wie Hühner oder Tauben mit dem Kopf wild zuckten, wenn sie liefen. Die Vergrößerung des Fernglases war nicht atemberaubend. Sie schaute hindurch, doch was sie hörte war allein schon so wundervoll. Trompetende Laute, Röhren. Und diese Farbenpracht. Die Tiere waren so farbenfroh. Man musste es gesehen haben, um es zu glauben. Riechen tat es nicht so gut. Hier roch es sehr nach Dung. Am Waldrand war ein Haufen Scheiße, größer als sie.

Sie freute sich so übermäßig hier zu sein. Das alles sehen zu dürfen, doch nun wollte sie näher heran.

Ein Parasaurolophusjunges, zwei Meter hoch und von einem intensiven Orangebraun, schnupperte an Tom, der am Flussrand lag. Die Schnauze war nass und warm. Tom streichelte das Tier. Wohlig stieß es ein nasales Geräusch aus und ließ sich streicheln. Die Farbe des Knochenkamms wurde dunkler. Tom war fasziniert von diesen Augen. So liebe, treue Hundeaugen. Groß wie seine geballte Faust. Der Schnabel war nach oben gebogen und es sah so aus als lächelte der Dinosaurier. Braune Augen, die dümmlich, wie die einer glücklichen Kuh, lächelten.

Françoise lief mit vorsichtigen, leisen Schritten den Hang zum Fluss hinab. Der Dschungelfluss war von klarem Süßwasser, aus dem Innern der Insel gespeist, von einem unterirdischen, vulkanischen See. Sie wusste nicht, wie diese Dinosaurier hießen. Aber sie waren wunderschön und nur das zählte. Geschmeidig bewegten sie sich und ihre Schuppen glänzten in der Sonne. Sie zeigten keine Argwohn, als sie sich zwischen die kleine Herde aus grünlichbraunen Tieren mischte. Ihr Halsansatz war in verschiedenen Farbtönen gesprenkelt und bunte Ringel um ihre Schwanzspitzen ließen sie gut auseinanderhalten. Ein kleines Tier war besonders neugierig. Es waren kluge Tiere und sie waren sehr nervöse und flinke Wesen. Der kleine Dryosaurier schaute sie an, fragend. Was Françoise erst erschreckte. Der Kleine schaut wirklich fragend. Sie konnte fast die piepsige Stimme in ihrem Kopf hören, die fragte was sie war und was sie wollte. Françoise ging behutsam vor. Sie ließ das kleine Wesen, das bis zu ihren Knien reichte an ihren Händen schnuppern. Ein älteres Tier zwitscherte und schaute dann auch hochinteressiert. Sie

ging auf die Knie und war plötzlich von ihnen umringt. Sie schnuperten an ihr und ihre Schnauzen waren angenehm auf der Haut. Die Tiere rochen nach einem ätherischen Öl, produzierten sie es etwa selbst? Phantastisch. Das war phantastisch. Sie rochen angenehm, ein wenig nach Minze. Nur etwas schwächer an der Schärfe. Es roch gut, betörend gut. Vielleicht war es ja sogar ein Aphrodisiakum oder ein Lockmittel. Vielleicht war es auch nur ein Abfallprodukt ihrer Lieblingsfutterpflanze. Das würde ihr nie jemand glauben. Atemberaubend.

Fünffingrige Hände, krallenbesetzt, die zur Selbstverteidigung und zum Ausgraben leckerer Wurzeln dienten, griffen nach ihr. Sie untersuchten ihren Körper. Aufdringlich strichen sie über ihre Haut, den Stoff ihrer Kleider und rieben ihre Wangen an der Jeans. Es schien ihnen zu gefallen. Es kam Francoise so unwirklich vor, erst diese Jagd mit ihrer Flucht in die alten Bergwerksstollen und jetzt diese Saurier die Jeans mochten. Francoise streichelte einem Dinosaurier über den Kopf und Hals. Das Tier reagierte erst abweisend und zischte, aber sofort hatte es sich beruhigt und genoss die Berührung. Immer höher wanderten sie bei ihrer Untersuchung.

Alec stieß Jim in die Rippen: „Wärst du nicht auch gern einer dieser kleinen Biester?“

Und er kicherte dreckig. Jim schaute ihn nur ausdruckslos an und Kraft winkte ab.

„Du hast soviel Phantasie wie ein Sack Kartoffeln.“

Sein Blick ruhte immer noch auf Francoise. Sie sah so glücklich aus bei den Dinosauriern, die sie befummelten und sich an ihr rieben. Alec fand das lustig. Jim anscheinend nicht.

Eine andere feingliedrige Hand fasste nach ihrem glänzenden schwarzen Haar. Francoise war noch immer sprachlos. Der größere, den sie gestreichelt hatte, fuhr ihr durch die Haare und die Neugier wurde immer größer. Er packte zu.

Und zog.

Ihr Aufschrei war schrill gewesen, sie war erschrocken. Alec reckte hoch und rannte los. Jim, entsetzt, rannte hinterher.

Erst hatte sie geschrien und als sie anfangen zu lachen, da wichen sie zurück. Sie quiekten, sprangen umher. Hüpfen wie Kängurus herum. Sie ließen ihre Haare los. Sie lachte immer weiter. Zwei Tiere stießen zusammen und fielen um. Sie rannten umher und waren verwirrt. Ein Jungtier machte einen Salto rückwärts. Sie waren einfach zu komisch. Die Dinosaurier waren aufgebracht, es war ihr Lachen. Ihre Stimme versetzte sie in Aufruhr, sie hatten sich mit ihrem

Aussehen und ihrem Geruch vertraut gemacht und abgefunden. Es war das Lachen!

Sie hatte sich gerade eben Feinde gemacht.

Die Köpfe zuckten umher und sie piepsten und zwitscherten, schnatterten, ganz so wie es Vögel tun. Der große Dryosaurus, der noch vor einem Moment so zutraulich war, sprang sie von der Seite an, sie stürzte zur Seite. Jetzt lachte Francoise nicht mehr. Erschrocken sah sie aus. Sie schrie, als die Tiere einen Kreis um sie bildeten und näherrückten. Sie kratzten und bissen. Es war schmerzhaft. Mestré konnte nicht aufstehen. Sie wand sich und es schien nicht enden zu wollen. Ihre schmutzigen Krallen rissen ihr Fleisch auf. Sie blutete sofort. Francoise wehrte sie ab. Es waren so viele.

„Hilfe!“, schrie sie.

Sie schützte mit den Armen ihr Gesicht und drehte sich. Sie rollte umher und die Dinosaurier folgten ihr. Noch immer schrie sie um Hilfe, als Alec schon einen der Dryosaurier von ihr wegzog und der sich beschwerte. Das Tier war leicht. Alec hob den Dinosaurier hoch über seinen Kopf und warf ihn weg. Tom trat einen anderen weg. Sie ließen sich nicht beirren. Tom nahm Francoise. Sie schrie und schlug um sich. Alec brüllte wie ein Löwe und trat die kleinen Dinosaurier um, die gegen ihn prallten und ihn zu Fall bringen wollten. Die Saurier machten ein kicherndes, lachendes Geräusch, standen auf und holten erneut Anlauf. Alec fiel nicht um. Er packte einen am Hals und schüttelte ihn. Schrie dem rasenden Herbivoren ins Gesicht. Das Tier schnaubte. Ein anderer kleiner Dinosaurier biss ihm ins Bein. Das waren keine Fleischfresser, musste er sich erinnern. Er ließ den Dino fallen und setzte einen Fuß auf den Kopf. Das Tier lachte. Es lachte ihn aus. Er verstand, das Lachen war eine Drohgebärde. Er lachte künstlich und die Tiere schauten zu ihm hoch, nur um verstärkt gegen ihn zu stoßen und ihn zu beißen. Alec schüttelte die Beißenden ab und rannte. Da war sein Bruder, von seiner Schulter hing Francoise.

Sie wehrte sich und er hörte sie schreien.

Tom konnte nicht gerade laufen mit dem zusätzlichen Gewicht, das sich immer wieder anders verlagerte. Er lief im Zickzack und langsam, sodass Alec ihn bald aufgeholt hatte. Er konnte nur auf Francoise sehen. Ihr schwarzes Top war zerfetzt und sie war über und über mit ihrem Blut beschmiert. Sie schrie und zappelte. Die Dinosaurier folgten ihnen nicht. Sie hatten die Angelegenheit schon wieder vergessen und sofften und spielten weiter im Wasser.

Thompson hatte. Was ihm leicht fiel, er brauchte nicht viel. Er konnte auf so vieles verzichten, wenn es sein musste. Ein Koffer, ein alter Lederkoffer, speckigbraun und abgewetzt, musste ihm genügen.

Er wusste, was nun zu tun war.

Jeremy verschloss den Reißverschluss und sicherte ihn mit einem kleinen Schloss. Sein Maschinengewehr lag auf dem Bett. Er ging hinüber und lud es. Mit eingeübten, mechanischen Handgriffen. Er hoffte die Waffe nicht zu brauchen.

Thompson versuchte ruhig zu bleiben. Er würde sie retten, er durfte sie nicht verlieren.

Er hatte Françoise nicht verdient, was die Sache noch schlimmer machte. Sie war zu gut für ihn. Er liebte sie doch so sehr. Seine Augenlider zuckten unkontrolliert. Begannen die Depressionen wieder, würde er sich umbringen.

Das einzige was ihm half war Françoise. War Françoise bei ihm, war alles anders. Welch Glück hatte er doch, sie lieben zu dürfen. Niemand durfte sie ihm nehmen! Niemand!

Er schulterte eine kleine Tasche mit Munition und verließ den Raum.

Territorialverhalten

14:07 Uhr / Freitag / Isla Nublar

Kein Marty.

„Wo ist Marty?“, fragte sie und ihre Augen weiteten sich langsam. Sie drehte ihren Oberkörper, schaute hinter sich, zum Schiff und schrie: „Marty!“

Barbara fluchte. Sie stampfte wütend auf. „Versucht das Schiff zum Laufen zu bringen.“, befahl sie und fügte im gleichen Ton zu: „Wenn es sein muss, fahrt ohne uns los. OK?“

José winkte ab. Das war doch fast selbstverständlich, auch wenn es nicht so gut klang. Und es schmeckte ihm überhaupt nicht.

Er drehte sich von ihr weg. Er konnte dieses Schiff steuern, es auf den richtigen Kurs bringen. Nach Hause. Es wäre kein großes Problem, er kannte die Gewässer gut.

Das Wasser sah jetzt so anders aus.

Das Schiff wogte stark und sie mussten sich festhalten. Dieses Monster wurde unruhig. So schnell er konnte, erkletterte er die Leiter, zum Führerhaus.

Barbara Finnigan hörte wie Marty ächzte und aufschrie. Dann, als sie die Treppe vorsichtig hinabschlich, hörte sie einen klopfenden

Ton. Es klang wie ein Elektrotacker. Marty stürzte ihr entgegen. Er sah schrecklich aus. Er brachte keinen Ton heraus, wollte etwas sagen, musste aber tief Luft holen. Er zeigte nur nach oben. So leise wie möglich liefen sie die Treppe hoch.

Einen Druck auf den grünen Schalter an den wasserdichten Armaturen und ein Zischen zeigte, dass das Beiboot ausgeklinkt war. Die stählernen Finger des Mutterschiffs entließen das Tochterschiff pneumatisch. Es sackte ruckartig tiefer ins Wasser und unter ihnen rumorte etwas. Sie hatten das Monster unter ihrem Schiff gegen den Grund gedrückt. Das hatte es bestimmt mitbekommen. Es schien nicht sehr erfreut zu sein. Eine Wasserfontäne spritzte von irgendwo vor dem Schiff hoch. Als das Wasser Israel traf, zuckte und zitterte er. Er schüttelte sich. Es war saukalt.

Marty schaute um die Ecke. Die Raptoren waren nicht hier unten im Schiff. Dann hörten sie einen über sich. Das Oberlicht gab es nicht mehr. Böse knurrte der Raptor sie an. Er fletschte die Zähne. Marty packte Barbara, verbarg sie hinter sich und trat die letzte Stufe herauf, rückwärts.

„Lauf, los!“

Barbara zögerte. Dann lief sie los. Der Raptor sprang, er interessierte sich nicht für Barbara.

Barbara wedelte mit den Armen. Die Motoren waren gestartet. Was sollte es heißen, wenn sie mit den Armen wedelte? Er konnte ihr Gesicht nicht erkennen.

„Was ist los?“, schrie er fragend. Das Schiff hatte abgelegt und trieb nun vier Meter an der Seite des Mutterschiffs, prallte immer wieder gegen die Puffer und ließ alles erbeben. Der Abstand wurde immer größer. Barbara sprang. Sie prallte mit der Brust auf den Kunststoff, der den Boden bildete, der sich an dieser Stelle erhob und übergangslos in eine Sitzbank überging. Sie hielt sich an einem Haltebügel fest und rutschte ein Stück hinab. Ein Meter bis zum Wasser. Grobe Schuppenhaut tauchte auf und versank. Barbara schaute nach unten. Alles war nass und sie konnte sich kaum halten. Pedro und Israel packten sie an den Armen und zogen sie an Deck.

„Marty, ...“, sie war sprachlos. Doch alle wussten was los war. Sie konnten es ja auch sehen.

„Fahrt los!“, brüllte Marty. Er hielt eine Hand um den Nacken des Raptors. Er ging über Bord, mit dem Raptor.

Der Raptor sprang. Gleichzeitig wich Marty zur Seite und er trat dem Dinosaurier in die Flanke, als er landete. Das Tier schnappte

nach ihm. Barbara wurde an Bord gezogen. Marty drehte ihnen den Rücken zu. Sah es nicht, hörte sie nur.

„Fahrt los!“, brüllte Guitierrez und er warf sich gegen den Raptor, der auf ihn zusprang. Die Reling war nicht hoch. Zusammen gingen sie über Bord. Der Velociraptor schrie. Marty tauchte sofort. Er hatte nicht viel Luft in den Lungen, lange konnte er nicht tauchen. Das Wasser war so verdammt kalt. Seine Wunden, seine frischen Wunden brannten, er hoffte, dass das Salzwasser das schmutzige Reptilienblut fortwusch. Es war nicht so tief wie er gedacht hatte, als er die Augen auftat. Seine Augen brannten. Er sah den Raptor über sich, direkt über sich strampeln. Dann überraschte das Tier ihn. Es tauchte den Kopf unter Wasser. Marty wollte schreien. Wasser schoss ihm in den Mund, den Rachen. Verdammtes Salzwasser. Der Raptor, nur wenige Meter über ihm, schaute ihn an. Er schien erfreut, es schien ihm Spaß zu machen. Das Tier war ausgewachsen. Ein älteres Weibchen. Das Wasser war kalt und ziemlich klar. Auf dem Grund war es verhältnismäßig hell. Marty kam sich hilflos und dumm vor. Der Dinosaurier tauchte ihm nach. Er dachte nur: „Der macht das ziemlich gut. Das macht der nicht zum ersten Mal.“ Es waren keine unbeholfenen Schwimzüge. Der Raptor riss das Maul unter Wasser auf! Er spie Luftblasen. Plötzlich stiegen von überall um ihn herum Luftblasen auf und das Wasser wurde trüb. Seine Lungen brannten, er wollte nur noch auftauchen. Er hörte, wie das Schiff lauter wurde, die Motoren liefen schon. Entweder kam es näher, oder die Motoren gaben gerade Vollgas. Der Raptor schwamm so perfekt. Marty grauste es. Die Zeit verging auf dem Meeresgrund langsam. Der Raptor war so nah. Er bewegte sich schwerfällig in den Schatten des Schiffs. Der Dinosaurier kam ihm nach. Marty musste sich umschauen, kein Versteck. Nichts. Keine Rettung. Er lief, schwamm gegen etwas Festes. Es war etwas wärmer als das Wasser und lebte. Das Ding, das das Schiff so schaukeln ließ, lag direkt vor ihm. Alles bewegte sich. Der Velociraptor sank sehr langsam auf den Grund. Da stand er nun, mit langsamen Schritten, wie in Zeitlupe kam der Dinosaurier näher. Unter Wasser konnte er nichts riechen. Er witterte Marty nicht mehr, aber er konnte den erbärmlichen kleinen Mensch sehen. Gleich. Wie einfach!

Der Mensch blieb stehen. Ihm ging die Luft aus, gut so.

Dann geschah etwas Unerwartetes. Der Raptor war plötzlich verunsichert. Er blieb auf dem Grund stehen. Marty glaubte, dass er gleich ohnmächtig wurde. Er wurde nicht ohnmächtig, aber er brauchte dringend Luft. Es war nur noch ein Gedanke da, Luft!

Ihm wurde schwummrig, er brauchte Sauerstoff.

Noch ein paar Schritte und der Raptor hätte seine Beute.

Marty wäre bis dahin tot.

Das große Tier bewegte sich. Marty fiel zu Boden. Ganz langsam. Er schrie. Verlor viel Luft, verbrauchte Luft, die ihn nur noch vergiftete. Das Ding schob sich über ihn. Er wurde in den grünen Steinboden gedrückt. Er sah noch ein riesiges Auge. So groß wie eine Pizza. Er dachte an eine Pizza, war es der Sauerstoffmangel?

Er sah noch, wie der Velociraptor in einem riesigen Maul verschwand. Die Größe war unermesslich. So gigantisch. Aus einer anderen Welt. Marty fühlte die spitzen, scharfen Steine in seinem Gesicht, an seinem ganzen Körper. Ein unglaublicher Druck lastete auf ihm, er glaubte zu zerbersten. Er wurde zerquetscht. Aber dann, dann war das Tier plötzlich weg. Mit leblosem, schreiendem Verstand paddelte er an die Oberfläche und die kalte Luft, die in seine Lungen schoss, tat weh. Er glaubte ohnmächtig zu werden, tatsächlich war er kurz weg. Es wurde schwarz vor seinen Augen. Als er wieder zu sich kam, war der Auslöser eine Hand die seinen Arm packte.

José steuerte das Beiboot. Er fuhr um das Schiff herum, zu der Stelle, wo Marty ins Wasser gefallen war. Er war irgendwo da unten. Barbara hing über Bord, tauchte ihren Kopf unter Wasser. Sie konnte nichts sehen. Dann schwankte alles und Luftblasen stiegen auf. Sehr viele. Entsetzt atmete sie pfeifend ein.

Pedro legte einen Arm um sie. Ein fester Griff. Er wollte sie nicht ins Wasser lassen, falls sie dort hinwollte.

Sie zog sich an der Leiter tiefer. Ihr Pferdeschwanz tauchte ins Meer. Sie sah einen Schatten unter sich.

Marty trieb unter ihr, mit ausgebreiteten Armen.

Sie konnte sein Gesicht nicht sehen, nur seinen Hinterkopf. Er rührte sich nicht, doch alles um ihn herum rührte sich. Luftblasen umsprudelten ihn. Das Meer schien zu kochen. Um das ganze Schiff herum brodelte es.

„Da ist er.“, rief sie und strampelte sich von Pedro los.

Sie zog sich tiefer, sie packte ins Wasser.

Daneben, dann hatte sie ihn. Sie hatte seine Schulter, sie krallte sich fest und zog ihn hoch. Sie riss ihn aus dem Wasser. Israel half ihr. Pedro stöhnte. José sagte etwas in das Bordfunkgerät. Ein Charterschiff antwortete ihm. Sie warf sich um seinen Hals. Er hustete und erwiderte die Umarmung.

„Schnell, weg von hier.“, seine Stimme war rau und er spuckte aus. Ein wenig Blut. Er drückte seinen Eckzahn fest in den Kiefer und brach dann in Tränen aus.

„Das war die Hölle. Oh, Gott!“

„Oh, Gott!“, er wiederholte es und rieb sich die Augen.

„José!“, Marty stand schwankend auf und rief, als er die passenden Worte in seinem aufgeregten Hirn fand:

„Dieses Ding ist größer als das Schiff.“

„Was jetzt?“

„Wir können nicht aufs Meer raus. Im Augenblick ist es zu flach für dieses Riesenmonster, deswegen greift er uns nicht an. Doch wenn wir in tieferes Gewässer kommen ... ich hab keine Ahnung. Vielleicht würde es gar nichts machen.“

Barbara stützte Marty vorsichtshalber, bis er genug Halt gefunden hatte. Seine Beine waren kraftlos und gaben immer wieder nach. Er stützte sich auf Barbara und die Reling. Ihm war schlecht und er wollte kotzen.

Barbara dachte nach. Wenn sie nicht aufs Meer fahren konnten, dann mussten sie nah an der Küste bleiben und dort einen sicheren Ort finden. Das war ihnen klar. Es war keine Zeit mehr zu warten.

Das große Tier unter ihrem Schiff wurde unruhig. Es hätte keine Probleme das Tochterschiff der Barbara II zu zerstören. Marty war übel, er riss sich zusammen und versuchte darüber nachzudenken, was das für ein Wesen war. So gigantisch. Er hatte nicht viel von dem Tier gesehen. Das riesige Maul würde ihn aber noch einige Zeit verfolgen. So riesig. Wie konnte Hammond nur so ein Monster produzieren. Er war so wütend. Auf alle, die ihn je betrogen hatten. Er biss die Zähne zusammen. Unter ihnen grollte es. So grauenhaft.

„Worauf warten wir noch?“, brachte Marty hervor und musste sich ein Würgen verkneifen. Das Schiff schaukelte.

„Darauf, dass du etwas sagst.“, entgegnete José und drehte sich um, gab Gas. Die Motoren heulten auf, die Turbinen beschwerten sich und dann schoss das Gefährt vor. So schnell. Marty musste aufstoßen. Jetzt konnte er sich nur noch über die Reling legen. Er wollte gerne erbrechen, aber es ging nicht. Da konnte nicht viel kommen. Unter Wasser hatte er zum ersten Mal wieder Hunger verspürt. Jetzt kam es auf einen Schlag zurück, das war die Übelkeit, die ihn überfiel. Er brauchte etwas zu essen.

Barbara hielt Pedro fest. Sie saßen auf der Sitzbank. Israel war bei Marty. José stand vor der Steuerung und er war bemüht mehr aus der Maschine herauszuholen. Aber das hier war kein Schnellboot. Es sollte als Shuttle dienen und nur transportieren und keine Rennen gewinnen. Die warme Luft schnitt kalt durch ihre Gesichter. Es kam ihnen so vor, als wären sie schon seit drei Tagen am Stück wach. Die Sonne hatte ihren Zenith überschritten und in einigen Stunden würde es wieder dunkel werden. Dann würde der Regen kommen und sie hätten noch immer genug Probleme, wenn nicht gar noch mehr auf sie einbrach. Sie konnten nicht ewig auf dem Wasser bleiben. Hier konnte es sehr gefährlich werden. Doch an Land warteten noch entsetzlichere Gefahren auf sie. Sie waren gerade vierzig Meter weit gekommen, als das Monster hinter ihnen an die Wasseroberfläche kam. Sie schossen über die Gischt, das Wasser war unruhig. Kein Ort für schwache Mägen. Ihre Mägen waren alle

leer. So etwas abartig Hässliches hatte Marty noch nie gesehen. Es hob seinen Kopf in einem gigantischen Kraftakt aus dem Wasser. Es war so schnell. So unglaublich groß, es riss sein Maul auf. So nah.

„Schneller!“, brüllte Marty. Das Ding kam immer näher. So etwas hatte er noch nie gesehen. Es machte ihm Angst. Wurde es immer schneller? Oder sie langsamer?

Es brüllte. Pedro zitterte und musste in den Rachen schauen. Er konnte nicht sagen, wie groß es war. Er machte sich auch keine Gedanken über die Ausmaße. Obwohl der Wind ihnen entgegenblies konnten sie das riesige Tier riechen. Ein Fischgestank, unbeschreiblich. Noch ein paar Meter. Sie sahen die Zähne. Zähne so groß wie ein Mensch. Unmöglich. Der Kopf des Meermonsters war gigantisch. So groß wie das Schiff. José hörte die „Schneller“-Rufe. Doch was sollte er machen. Es ging nicht. Da sah er ihre Rettung.

„Der Dschungelfluss.“, brüllte er voller Zuversicht.

Sie verstanden ihn nicht. Sein Gesicht verriet nur Anspannung. Das Maul schloss sich. Pedro war gebannt. Tauchte das Tier ab? Kam es nie wieder? Sprudelndes Wasser. Eine Welle entstand und trieb sie weiter vor. Das Biest tauchte ab und die Rückenschuppen verschwanden von der Wasseroberfläche. Er atmete auf. Pedro lachte. Barbara traute dem Ganzen nicht. José jubelte. Sie hatten es abgehängt.

Eine Welle ließ sie fliegen.

Einige Meter. Doch sie berührten das Wasser gar nicht mehr!

Sie saßen auf.

„Es ist unter uns.“

Was sollten sie nur tun? Das Tier trug sie.

Israel war aufgeregt. Sein Herz pochte und er genoss das Adrenalin fast.

Es konnte ja nicht ewig ein ganzes Schiff auf seinem Rücken tragen. Es war so gefährlich nah. Es war nicht der Rücken. Es war die Schnauze. Sie konnten das Ende des Tiers am Heck nicht sehen. Sie wussten nicht, dass das nur die Schnauze war, auf der sie saßen. Ein Brüllen. So ein tiefes Geräusch, ein kleines bisschen mehr und es wäre fast unhörbar gewesen. Sie waren schneller, als wären sie die Strecke selbst gefahren. So ein unglaubliches Wesen. Warum reagierte es überhaupt so aggressiv? Marty wusste es, Territorialverhalten.

Sie mussten nur aus dem Territorium verschwinden.

Er hatte keine Ahnung wie weit das reichte.

José schrie erneut etwas.

Diesmal verstanden sie es.

Der Dschungelfluss.

Sie mussten schnell etwas unternehmen. Sonst würde das Monster sie zu weit tragen. Sie würden ihre Ausfahrt verpassen. Barbara hasste die Vorstellung. Jetzt hieß es handeln.

Marty sollte sich jetzt erst mal ausruhen.

Sie sagte zu ihm.

„Wünsch mir Glück.“

Er fragte sich, was sie mit dem Tau um ihrer Schulter wollte und mit dem Koffer in der rechten Hand. Sie winkte Pedro und Israel, ihr zu folgen. Das Schiff schaukelte bedenklich.

Was dachte das Tier jetzt wohl gerade? Es war auf jeden Fall ziemlich dumm. Warum trug es das schwere Schiff noch immer mit sich? Es konnte das Schiff doch einfach umwerfen, es zum Kentern bringen oder einfach abtauchen.

Der Instinkt des Tieres, trieb es dazu, sich nicht selbst an den scharfen Klippen aufzuschlitzen. Es konnte nicht tiefer. Und wenn es das Schiff abschütteln wollte, musste es langsamer werden und das schien nicht so recht zu funktionieren.

Barbara schlug das Tau um die Halterung der Reling. Es würde sie aushalten. Mit einem perfekten Seemannsknoten befestigte sie das gelbweißgestreifte Seil erst dort und dann band sie es um ihren Bauch.

„Pedro, du hältst mich fest.“

Sie führte seine Hände an das Tau.

„Gut festhalten.“

Pedro hielt es gut fest. Er sah die weißen Knöchel unter seiner Haut hervortreten. Er würde nicht loslassen.

„Israel, du musst mir dann den Koffer geben.“

„Was ist da drin?“, fragte er und schielte auf den Koffer in ihrem Arm. Sie gab ihm den Koffer, er war ziemlich leicht. „Mach ihn auf.“ Er brach das Siegel aus Klebefolie und zog eine Signalpistole hervor. Er wog sie in seiner Hand. Das Material war leicht und kühl, vielleicht Aluminium. Barbara atmete tief ein und sie ließ sich über die Reling fallen. Sie fiel nicht tief. Pedro, auf den Ruck nicht vorbereitet, flog gegen die Reling und schrie auf, beinahe hätte es ihm das Schlüsselbein gebrochen. Er ließ nicht los. Das grobe Seil riss seine Hand auf. Er fühlte, wie seine Haut sich abschälte, das warme Blut seine Finger glitschig werden ließ. Er durfte doch nicht loslassen!

„Israel! Jetzt!“, schrie sie und streckte ihren freien Arm aus, federte sich mit den Beinen von der Bordwand ab. Sie versuchte nicht nach unten zu sehen. Noch nicht. Israel hatte nur diesen einen Versuch. Er ließ die Pistole fallen. Barbara pendelte hin und her. Es war reine Glückssache, doch sie fing die Pistole. Entsicherte sie und schrie zu Pedro:

„Lass mich runter!“

Er ließ sie langsam herab. Sie schossen über das Wasser. Ihre Füße setzten auf den Kopf des Monstrums auf und sie wurde durch einen Welle fast umgeworfen. Alles schwankte. Das Seil war straff. Konnte das wahr sein? Es war zu kurz. Noch ein oder zwei Schritte bis zu den Augen des Tiers. Sie band sich ab. Israel schrie, sie solle es sein lassen. Aber sie ließ das Seil schon fallen und sprang. Eine Woge Meerwasser umspülte sie. Sie prallte mit dem ganzen Körper auf die harte und schuppige Haut der Meerechse. Sie konnte sich nirgends festhalten, der Untergrund war glitschig. Das Tier brüllte. Über den Augenhöhlen war eine knöcherne Erhebung. Sie klammerte sich an den gezähnten Knochenkamm und rang nach Luft. Hoffentlich funktionierte die Signalpistole noch. Das Auge war so riesig. Es war kalt und stumpf. Es registrierte sie anscheinend nicht. Mit der freien Hand zog sie am Augenlid und schlug die Mündung der Pistole ins Auge. Das Gewebe war weich und gallertartig. Das Tier brüllte und alles, die ganze Welt schien zu beben. Sie kniff ihre Augen zusammen, drehte den Kopf weg und schoss. Sie hörte den Knall und dann nur noch Rauschen. Etwas Schleimiges flog ihr ins Gesicht. Klebte in ihren Haaren und ihrer Nase. Sie bekam keine Luft mehr. Das Tier bäumte sich auf, riss sein Maul auf und grölte. Barbara hielt sich so gut fest, wie sie konnte. Israel ließ sich an einem anderen Seil herab. Das Tau war Pedro weggerutscht und hing im Wasser. Es peitschte über die Schuppenhaut und das Wasser. Barbara hatte keinen Halt mehr. Israel ließ sich auf das Tier fallen. Er rollte sich ab und zog das Tau aus dem Wasser, er behielt sein Tau fest in der Hand, hatte es sich um den Arm gewunden. Mit großen Schritten kam er Barbara näher. Verkrampft hielt sie sich fest. Alles um sie herum war in Bewegung.

„Barbara, steh auf.“, brüllte er und er sah das fremde Blut und dieses schleimige Zeug auf ihrem Gesicht. Das Wasser vermochte es nicht abzuwaschen. Er ließ sich auf die Knie nieder, umschlang ihre Hüfte mit einem Arm. Er zog sie an sich. In diesem Moment tauchte der Kopf ab. Alles geschah so rasend schnell. Sie schossen noch immer über das Wasser. Die Flussmündung war ihre Rettung und die lag jetzt schon hinter ihnen. Israel klammerte sich an das Seil und hielt Barbara fest. Sie hatte die Augen noch immer geschlossen und klammerte sich nun an Israel fest. Sie wurden kielgeholt. Ihre Lungen waren leergepumpt und alles um sie herum war ein Chaos aus Hell und Dunkel. Sie drehten sich und konnten nichts tun, außer sich festhalten.

José schüttelte nur den Kopf, als Barbara sich über die Reling fallen ließ. Sie hatte wirklich Schneid. Sie waren an der Flussmündung vorbeigeschossen und jetzt ging es raus, aufs offene Meer. Überhaupt nicht gut. Er schlug das Steuerrad ein, so dass er sofort

umdrehen konnte. Da sah er auch schon, wie Israel sich ebenfalls über die Reling hinabließ. Pedro gestikulierte wild. Er schien nicht einverstanden.

Marty zitterte, er saß da und wusste nicht, was er tun sollte. Dann bewegte sich auf einmal alles stärker. Schlimmer als zuvor. Der Bug senkte sich und Marty hielt sich erschrocken an der Reling fest. Der Bug tauchte unter Wasser und sofort wieder auf. Dann war alles für eine Sekunde ruhig und sie fielen auf die Wasseroberfläche zurück. Das Meer hatte sie wieder. Das verdrängte Wasser spritzte meterweit in den Himmel. Der Motor tat einen Aussetzer ob des auftreffenden Drucks und dann legte sich das gesamte Schiff auf die Seite. Wäre der Rumpf nicht so schwer, hätte es sie jetzt umgehauen. José drehte schnell am Rad. Er brachte die Maschine wieder unter Kontrolle und so rasten sie auf die Flussmündung zu. Marty richtete sich auf. So krank hatte er sich noch nie gefühlt. Alles drehte sich. Schwindelgefühle. Er stolperte die Reling entlang. Pedro schrie etwas. Marty verstand es nicht. Er konnte nicht zuhören.

„Barbara und Israel sind über Bord.“

Als es zu ihm durchdrang, mobilisierten sich Kraftreserven, die es gar nicht mehr geben durfte. Auf einen Schlag war alles wieder klar. Das Tau war nicht sehr lang. Sie waren also jetzt gerade unter dem Schiff und bekamen keine Luft mehr. Direkt unter ihnen.

„Haben wir noch ein Seil?“, fragte er.

„Sicher.“, bekam er als Antwort.

Er hatte keine Ahnung wo Pedro es herhatte, aber er hielt das Seil schon in der Hand.

„Gehst du ins Wasser oder soll ich?“, fragte Marty den Jungen. Er sah nicht glücklich aus, aber er war sich sicher, er wollte es tun.

„Okay.“, er band sich das eine Ende um und Marty nahm das andere Ende auf.

„Ich muss sie nur an die Oberfläche holen.“, bestärkte Pedro sich. Das war schon hart an der Grenze der Machbarkeit. Auch er ging nun über Bord. Er war ein guter Schwimmer. Das Boot war extrem schnell. Darauf war er nicht gefasst gewesen. Doch sofort konnte er sie sehen. Er musste nur die Arme ausstrecken.

Er schaffte es nicht.

Er würde es nicht schaffen.

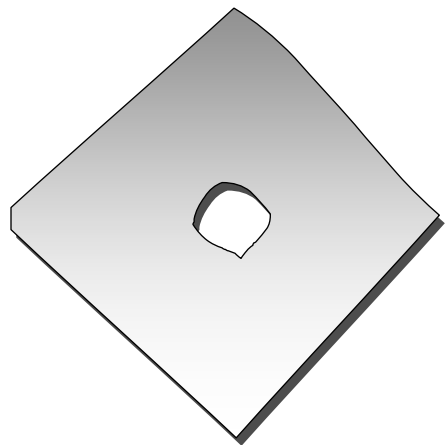
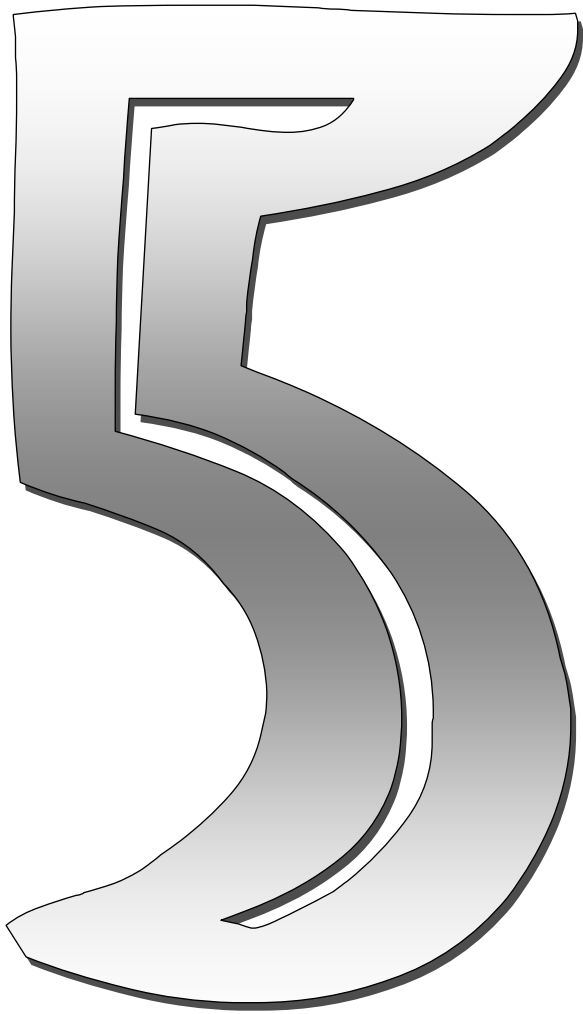
Israel machte die Augen auf. Er hatte etwas gespürt. Er konnte den Arm von Barbara nehmen, sie hielt sich selbst fest. So fest, dass er fast ohnmächtig wurde. Er erwischte Pedros Hand und zog sich zu ihm. Er ließ das andere Tau los und die Gewalt der Geschwindigkeit riss ihm fast die Hand ab. Pedro hielt ihn. Er hielt Barbara.

Marty ächzte vor Anstrengung. Er konnte schon jemanden sehen. Das spornte ihn weiter an. Seine Muskeln wollten reißen und er schrie, knurrte wie ein wildes Tier.

José fühlte das Steuerrad nicht. Seine Sinne waren wie taub. Er hoffte, dass Marty es schaffte. Er schrie vor Schmerz. Er wollte ihm so gerne helfen. Marty wünschte sich bestimmt gerade, tote Sinne zu haben. Oh, das wollte er sicher nicht.

Marty zog Pedro an dessen Schulter aus dem Wasser. Sofort musste er nachgreifen und auch noch Israel mit Barbara an Deck ziehen. Die Vier fielen auf das Deck und dort blieben sie liegen. Völlig ausgelaugt.

José atmete erleichtert auf. Da war auch schon die Flussmündung. Er steuerte direkt darauf zu. Der Dschungelfluss mündete hier in das Meer. Jetzt konnten sie es eigentlich nur noch schaffen. Er wagte es noch einmal über die Schulter zu schauen. Sie schienen in Ordnung zu sein.



Aufbruch

Samstag / 5:32 Uhr / Cape Town

Ein Ei von der Größe eines Fußballs, beige mit gelben und rosa Sprenkeln, bewegte sich. Es war nicht das einzige Ei in diesem Nest. Das Muttertier hatte einen guten Nistplatz gewählt. Kein Räuber kam an dieses Nest heran, solange er keine Flügel trug. Ein Kranz aus trockenen Gräsern, Ästen und Knochen umgab die Eier schützend. Das Ei brach auf. Erst war es nur ein kleines Loch gewesen. Es hatte geblubbert und etwas Schleimiges war herausgelaufen. Ein kleiner Schnabel pickte das Loch immer größer und bald darauf streckte das kleine runzlige Tier seinen Kopf aus dem schützenden Kalkgefängnis. Der kleine Dinosaurier riss den zahnlosen Schnabel auf und krächzte hysterisch. Unter der dünnen Haut sah man das Herz wild pochen. Die Schale ging entzwei, als der Pterosaurier sich durch das Ei brach und wild mit den Flügelchen zappelte.

Es war so hell. Die Sonne schien ihn direkt an.

Im Ei hatte die Sonne ihn gewärmt und ausgebrütet. Doch jetzt, ohne den Schutz, wurde dem Frischgeborenen sofort heiß. Es war ja nichts dran an dem kleinen Wesen. Die heißen Sonnenstrahlen ließen die helle Haut auf den zappelnden Flügelchen schnell rot werden. Das Kleine hatte erstaunliche, große und braune Hundeaugen. Sie passten nicht zu dem schmalen Kopf mit dem winzigen Körper. Er fiel auf ein anderes Ei, es schwankte und beruhigte sich dann. Zappelnd und fiepend hüpfte das Kleine zwischen ihren Geschwistern, die noch in ihren Eiern steckten, umher. Es gab noch drei andere Eier, gestern waren es noch fünf gewesen. Jetzt lagen da nur noch Eierschalenreste. Plattgetreten festigten sie den Grund des Nests.

Das kleine Tier musste jetzt dringend in den Schatten. Doch schon am nächsten Morgen, im ersten Licht des neuen Tages, würde es lernen zu fliegen. Pterodactylen waren Nestflüchter. Nun begann für die Eltern die wohl aufregendste Zeit. Das war nun schon der dritte Wurf der Flugsaurier. Und der Zweite der in der freien Wildbahn aufwuchs. Die letzten Nachzügler würden Morgen Mittag schlüpfen. Der männliche Dactyl flog das Nest an. Er landete geschickt am äußeren Rand und schlug seine Flügel ein. Hauchdünne Haut, die Sonne schien hindurch. Die fünf Meter Spannweite behinderten das Tier nicht. Er wog nicht mehr als ein ausgewachsener Mensch. Die Mutter drehte noch ihre Kreise, in den nächsten 12 Stunden würde sie Nahrung suchen. Fische, Kleintiere und Kadaverfetzen würde sie ergattern. Das Männchen beäugte seinen Nach-

wuchs. Es quiekte aufgeregt. Das gute Männchen hob seinen rechten Arm und hielt ihn wie ein Sonnensegel über das Nest.

Die Flügel der Mutter blähten sich im warmen Wind, die Thermik an den steilen Hängen ausnutzend, stieg sie hoch und überblickte die Küste ihres Eilands. Es war ihre Heimat.

Sie beherrschte die Lüfte.

Eduardo stieg aus seinem Wagen. Er blinzelte in die Sonne, verschloss die Tür und ließ den prallen Schlüsselbund in seiner Hosentasche verschwinden. Die bequeme Stoffhose, die ein wenig locker war, bekam eine ziemliche Einbeulung und rutschte tiefer. Er korrigierte den Sitz der Hose. Er trug zu der sandfarbenen Hose ein passendes Hemd mit einem All-Over-Druck, Palmen. Das Baumwollhemd war nur dreimal in der Mitte zugeknöpft und klebte an seinem Rücken fest. Als ein Windstoß kam, wurde ihm eisig kalt. Er schüttelte sich und nahm im gleichen Moment den Geruch des Cafés wahr. Es roch nach gutem Kaffee, richtig gutem Kaffee, das vermiss-te er schon den ganzen Morgen. Er ging auf die Leute zu, die ihn schon interessiert anschauten. Er kannte sie, es waren der Bürger-meister und seine Frau. Sie wollten, dass er sich zu ihnen setzte. Das hatte er nicht vor. Er entschuldigte sich und winkte eine Bedie-nung zu sich. Sie kam sofort. Sehr guter Service. Die Frau war Ame-rikanerin, sie studierte Botanik. Das wusste Eduardo natürlich nicht. „Entschuldigen sie, ist Jessica Guitierrez da?“, fragte er sie. Sie schaute ihn erwartungsvoll an und als sie die Frage dann beantwor-tete schaute sie etwas seltsam: „Ja.“

„Ist sie zu sprechen?“, setzte er nach.

„Ja.“, sie steckte sich den Kugelschreiber hinters Ohr und deutete durch das Glas der Glasfront des neuen Cafés. Der Bürgermeister bestellte ein Stück Kirschtorte bei der jungen Frau und sie wünschte ihm einen schönen Tag. Er lächelte und wünschte ihr einen schönen Abend. Der Bürgermeister sprach einfach drauflos. Caucho schüttelte den Kopf und trat in das kühle Gebäude. An der Decke wirbelten Ventilatoren. Sie verbreiteten den köstlichen Geruch im ganzen Raum. Er ging an die Theke, ja, da war sie. Sie hatte ihm den Rücken zugewandt. Er trommelte mit den Fingern auf dem Marmor. Er war sauber, es hätte ja sein können, dass er klebte, aber dem war nicht so. Eduardo ließ aus reiner Gewohnheit seinen Blick über ihren Körper wandern. Als ihm auffiel, was er tat, kam er sich dumm vor. Er war doch ein alter, verheirateter Mann.

„Schäm dich, Eduardo.“, flüsterte er sich selbst zu und musste lächeln. Sein Blick haftete noch immer auf ihr. Er konnte nicht anders. Es war immer wieder faszinierend. Das war die Schwester sei-nes Freundes Marty. Sie sah so anders aus als er und doch waren sie

verwandt, hatten dieselben Eltern. Zumindest beschwor das seine Mutter.

Sie hatte langes blondes Haar und helle Haut. Sie war auch Studentin und wirkte eher ihrer Kollegin ähnlich. Sie drehte sich um. Ein hässlicher Glimmstengel hing zwischen ihren verkniffenen Lippen. Nun ja, nicht jeder war perfekt. Er wusste nur, dass Marty ihr das Rauchen schon so lange austreiben wollte. Ohne Erfolg wie es jetzt schien.

Er dachte: „Wenn ich ihr das alles erzähle, brauche ich auch eine Zigarette.“

„Hallo, Jessica.“, er tat gut gelaunt und gelöst.

„Hallo, Senōr Caucho.“, sie nickte und legte das Backblech ab. „Na, was gibt's?“, sie klang freundlich und es klang ehrlich. Sie mochten einander, waren immer gut miteinander ausgekommen. Eduardo senkte die Stimme: „Wollen wir das hier besprechen?“

„Worum geht es denn? Etwas Schlimmes?“, ein wenig erschrocken schaute sie hoch. Eduardos traurige Augen waren kein gutes Zeichen. Sie bekam kurz Angst. Dann drückte sie ihre Zigarette aus und legte ihre Schürze und die Handschuhe ab.

Eduardo schaute an die Decke. Wie sollte er ihr das beichten?

Du, ich habe deinen Bruder zum Teufel geschickt und heute will ich dir Bescheid sagen? Das ging doch nicht.

„Was ist denn Senōr Caucho?“

„Kannst du mir einen Kaffee machen, der duftet herrlich?“, fragte er zuerst um seine Spannungen zu lösen. Dann atmete er durch.

„Okay, also, lass uns hintergehen.“, sagte sie. Er kam zu ihr, hinter die Theke und hielt die Küchentür für sie auf. Sie ging hindurch und schaute ihn unsicher an.

Sie setzte sich auf die Küchenanrichte. Eduardo lehnte sich gegen die Wand, an der das Foto des „Mitarbeiters des Monats“ hing.

„So, halt dich fest. Ich leg gleich los und lass mich aussprechen, sonst wird es noch schwerer für mich. Dein Bruder ist auf der Isla Nublar verschollen, das ist der alte Park. So weit so gut, er hat ein brauchbares Team und konnte mit mir in Kontakt treten. Er hat mir über das Satellitentelefon mitgeteilt, dass sie nicht alleine auf der Insel sind. Sie stecken in Schwierigkeiten. Wir haben schon eine Rettungsmission gestartet. Das Militär wird uns unterstützen. Für diesen Fall wurde eine kleine Station errichtet. Die Männer sind gut und ich kenne sie alle persönlich.“ Das war ziemlich viel auf einmal gewesen.

Sie saß da und ließ alles über sich ergehen. Nur ihre Augen weiteten sich und dann biss sich sie auf die Unterlippe.

„Und jetzt?“, fragte sie.

„Jetzt darfst du mir eine Zigarette geben.“

Sie machte ihre Schachtel auf, schaute hinein und gab dann ihre ganzen Zigaretten Eduardo. Der sich eine mit den Lippen herausnahm und mit seinem Feuer entzündete. Sie wollte das Päckchen nicht wiederhaben und widerwillig steckte er es ein.

„Ich höre jetzt auf.“

„Womit? Mit dem Rauchen?!“

„Ja.“

Rauche lieber noch eine, dachte er bei sich und ließ es aber sein. Wenn sie nicht mehr wollte, wollte sie nicht mehr. Er konnte sich gut vorstellen, dass sie nicht von dieser plötzlichen Umbesinnung abkam und nie mehr rauchte.

Jessica war nicht besonders überrascht, er hatte ihr doch gesagt, was er vorhatte. Sie brauchte sich keine Sorgen zu machen? Natürlich machte sie sich Sorgen. Sie wusste, Marty konnte sehr starrköpfig sein und wusste, wie man überlebt. Er wusste über die Dinosaurier Bescheid und irgendwo in seinem Kopf musste sich eine Vorahnung versteckt haben, die ihn insgeheim auf alles vorbereitete. Sie brauchte sich keine Sorgen zu machen, sie ermahnte sich. Guiterrez wollte sich zusammenreißen, doch Tränen stiegen ihr in die Augen. Sie wollte ihn nicht verlieren. Eduardo nahm sie in den Arm.

Unter Tränen fasste sie einen Beschluss.

„Ich komme mit.“

„Wie bitte?“, Caucho glaubte, sich verhöhnt zu haben.

Sie wischte sich mit dem Handrücken die Tränen weg und schniefte.

„Ich sagte, ich werde mitkommen.“

Es klang so, als hätte sie das gerade vor einer Sekunde entschieden und als würde sie nie davon abkommen. So endgültig. Eduardo versuchte nicht darüber nachzudenken, Marty, auf dieser Insel. Er fühlte sich schuldig.

„Bitte, ich kann sofort los. Ich muss nur ein paar Sachen einpacken. Wie viel Zeit ist noch?“

Eduardo schaute in ihre Augen. Wie sollte er ihr das nur ausschlagen?

Es war noch viel Zeit.

Ihr Chef kam durch die Tür und er schaute gelangweilt und doch ein wenig überrascht.

„Was ist hier los?“, fragte er und zeigte mit dem Finger fuchtelnd im Raum herum. Er war ein korpulenter Mann mit Schnauzbart und Halbglatze.

„Felipe, ich brauche Urlaub.“, sagte sie geradeaus. „Sofort.“

„Warum das denn?“, er war doch ein wenig erstaunter, als er aussah.

„Ich kann es dir nicht erklären.“

„Was ist hier los?“, er erhob seine tiefe Stimme ein wenig.

„Ich brauch nur ein paar Tage. Wenn ich zurück bin, kann ich es dir erklären.“

Sein Blick wanderte zu dem älteren Mann, der sie im Arm hielt. Er zog die Augenbraue hoch.

Da sagte Eduardo auch etwas: „Es ist wichtig. Es geht um Marty, ihren Bruder.“

„Und wer sind sie?“, wieder zeigte der dicke Felipe auf die beiden, mit seinen fleischigen Fingern.

„Ich bin Eduardo Caucho.“, er streckte seine Hand aus und gab sie Felipe. Der schüttelte sie etwas schwach und ließ dann sofort wieder los. Sie ließen ihren Chef stehen, Eduardo sagte noch, er würde sich erkenntlich zeigen und gab dann Felipe Jessicas Zigarettenspäckchen.

„Sie hat gesagt, sie wolle aufhören.“

Die Gäste schauten sie an, desinteressiert und sie schauten weg. Jessicas Kollegin, die hübsche Bedienung balancierte ihnen ein Tablett entgegen und schlüpfte an ihnen vorbei. Sie flüsterte Guitierrez etwas ins Ohr und zwinkerte ihr zu, huschte weiter, unermüdlich. Felipe stand am Tresen, als die Bedienung ihm das Tablett in die Hand drückte und er sich sofort daran machte, das Geschirr in die Spülmaschine einzuräumen, dachte er an Jessica. Es ging ihn nichts an, welche Probleme sie auch immer hatte. Wenn er ihr helfen wollte, musste er ihr einfach freigegeben. Er könnte es verkraften ein paar Stunden mehr zu arbeiten. Eigentlich war er sogar ein wenig froh darüber, noch nicht nach Hause zu müssen. Da warteten ein kühles Bier und ein langweiliges Fernsehprogramm auf ihn. Das konnte er hier auch haben, doch hier war er nicht alleine. Er winkte ihr zu und lächelte. Sie winkte zurück und Caucho hob seine Hand zum Gruß. Da gingen sie und er sah, wie sie in Eduardo Cauchos Auto fortfuhren.

Sie hatte also ihr Fahrrad nicht mitgenommen. Felipe würde es in den Keller stellen, damit es nicht geklaut wurde. Er war sehr zufrieden mit sich. Er war einfach ein guter Chef.

„Anschnallen.“, sagte Eduardo aus reiner Angewohnheit und schnallte sich dann selbst an. Aus irgendeinem unerfindlichen Grund waren die Costaricaner grauenhafte Autofahrer. Man musste auf der Hut sein, als Tourist und als Einheimischer. Sie fuhren wie Henker und scheuten auch keine noch so enge Gasse. Eduardo fuhr langsam, er war zwar auch Costaricaner, aber dieses Auto war ihm zu viel Wert, als dass er es einfach verschrammen und verbeulen wollte. Er schaute sie nicht an, er schaute auf die Straße: „Ich sag es gleich, es ist mir nicht Recht, dass du mitkommen willst, Jessica.“

„Ich weiß.“, ihr Kopf lehnte an der Scheibe und die Vibration des Autos ging auf sie über. „Ich weiß.“

„Aber, es ist ja nicht meine Entscheidung. Die Entscheidung liegt beim Militär. Und am Besten sagst du ihnen gleich Bescheid.“

Er deutete auf sein Autotelefon und sagte ihr gleich die Nummer.

„Aber zuerst“, er hielt die Hand an den Hörer. „Wo wohnst du?“

Hunger

Freitag / 14:34 Uhr / Isla Nublar

Er hängte auf. Seine Mutter hatte ihn wieder ziemlich verärgert. Das machte sie immer. Es war nicht ihre Absicht, hoffte er. Sie hatte ihn gefragt, wann er und Tom mal wieder zuhause sein würden. Er hatte nicht darauf geantwortet, er hatte nur gefragt, wie es Rocky und Bullwinkle ging, seinen beiden Hunden, die bei seinen Eltern waren, während Tom und er auf Reise waren. Er sehnte sich ein wenig nach der Heimat. Tom ging es bestimmt nicht anders. Fernweh und Heimweh! Wenn er in Washington war, wollte er weg und wenn er weg war, wollte er wieder nach Hause. Ihm fehlten die Spaziergänge mit seinen beiden jungen, wilden Golden-Retrievern, sie hielten ihn fit. Seitdem er wieder auf Studienreise war, hatte er ein wenig zugenommen. Das Essen, das ihr Koch zauberte, war auch nicht nur einfach gut.

Er fühlte immer mehr, wie schlaff er wurde. Ganztägiger Jetlag. Alec hob die Schultern, ließ sie kreisen. Das Leben einer Wasserratte war nichts für ihn. Er drückte seinen Rücken durch und die Wirbel knackten unangenehm, wie sie es sonst nur bei ausgedehntem Strecken taten. Er war alleine auf dem Gang zur Brücke, wo die Telefone an der Wand hingen. Als er sich eine Tasse Kaffee einschüttete, der Kaffee war von tiefem schwarz und entsprechend kräftig, bemerkte er, dass seine Schnürsenkel nicht gebunden waren. Er stellte die Kunststofftasse auf der schmalen Anrichte ab und bückte sich, um die Schuhe zuzubinden. Er hatte sich gerade vornüber gebeugt, als ein Schatten über ihn fiel. Das blendende Sonnenlicht war plötzlich weg und er blinzelte. Als er dann aufschaute, sah er noch immer die Schuhe zuband, fiel ihm der Unterkiefer herunter und er begann erschrocken zu husten. Alec sprang auf und ihm wurde für einen Augenblick schwindlig, da hörte er die ersten Schreie und der Dinosaurier vor ihm, brüllte ihn an und kam näher.

Ein Mensch huschte an der Tür, hinter dem Velociraptor, vorbei. Der Dinosaurier kam näher und Alec fiel nicht ein, was er jetzt tun sollte. Er sollte die Beine in die Hand nehmen, kam die Entscheidung, doch die Beine schienen erst viel später zu reagieren. Als hätten sie ein Eigenleben und wären noch unentschieden. Er griff nach der Tasse, schleuderte sie dem Dinosaurier entgegen, der wich einfach aus. Der heiße Kaffee klatschte wie ein Klumpen Dreck auf den Holzfußboden, es sah so aus, als würde er erst dort flüssig werden. Das Tier trillerte und schaute der Tasse nach, die wegrollte. Alec griff nach dem großen Pott, in dem der Kaffee gekocht wurde. Das Gefäß war aus dickwandigem Glas und fasste fünf Liter. Es war ziemlich groß und voll mit brühend heißem Kaffee. Dem konnte das Biest nicht einfach ausweichen. Die Stimmen, die er hörte waren schrill und er konnte sie nicht verstehen. Jetzt realisierte er erst, sie wurden angegriffen. Alec leckte sich über die Lippen. Ganz schnell musste er alles durchgehen, er würde den Kaffee verschütten und dann in die andere Richtung rennen. Es gab wahrscheinlich keine andere Möglichkeit als Flucht. Also, über die Reling und ab ins Wasser. Der Raptor schaute gierig und hasserfüllt. Alec nahm den heißen Pott hoch und verbrannte sich die Finger. Alec warf das Glas, es zerschellte vor dem Raptor, die heiße Brühe machte ihm nicht viel aus. Angewidert stieg der Raptor aus der Kaffeepfütze und klapperte mit den Krallen auf dem Boden. Kraft hatte sich schon umgedreht und sprang mit einigen großen Schritten auf die Tür am anderen Ende des Gangs zu. Er schwang sie auf und sprang ins Freie. Da knallte es, ganz nah, die Tür flog ihm entgegen. Die Tür stieß ihn fast um, er bekam sie gegen den Kopf und fiel gegen den Türrahmen. Er konnte nicht erkennen, kein Wunder bei dem Knall, wer da gegen die Tür gerannt war. Auf jeden Fall war das ein Mann. Und es war ein unglücklicher Mann, denn ein anderer Dinosaurier hing auf seinem Rücken und die Schreie waren so schrill. Der Mann schaute ihn an. Die weitaufgerissenen Augen. Alec rieb sich die Schläfen, schaute in die Augen des Mannes. Jetzt erst erkannte er ihn. Es war der Bordkoch Antoine. Er trug sogar noch seine weiße Schürze, in der Hand hielt er ein Schälmesser. Nur eine Sekunde war vergangen, seitdem der Dinosaurier sich auf den Koch gestürzt hatte, im selben Moment, als Alec durch die Tür getreten war. Der Dinosaurier hinter ihm, holte gerade Anlauf. Er tat zwei Schritte zurück und dann lief er los. Der Velociraptor auf dem Rücken des Kochs, vergrub seine Raubkrallen in der Höhe der Nieren. Der Koch stöhnte auf und dann biss der Dinosaurier ihm in den Nacken. Alec stand nur da, er war vor Angst erstarrt. Der Raptor schaute ihn an. Seine Augen waren starr und unbewegt, er zuckte mit keinem Augenlid. Ganz kalt. Der Koch verdrehte die Augen in den Höhlen und schaute nach oben. Da knackte es, der Kopf des Dinosauriers ruckte pfeilschnell, er schaute

Alec noch immer in die Augen. Antoinnes Genick brach. Ein widerliches Geräusch. Der Körper bewegte sich noch immer. Dann riss der Velociraptor den Kopf einfach ab. Das Blut spritzte und der Blick war immer noch auf Alec gerichtet. Der Raptor hinter ihm, stieß gegen die halboffene Tür und rammte Alec, Alec prallte gegen die Reling. Er beschloss, dass er sich einfach vornüber fallen lassen wollte, nahm noch ein wenig Schwung und dann fiel er. Er fiel und dann war das Wasser um ihn herum. Es war saukalt. Er tauchte auf. Der Raptor schaute ihm nach. Er wollte anscheinend nicht ins Wasser. Alec hörte seinen Bruder rufen. Er sah ihn nicht, er wischte sich das Wasser aus den Augen und versuchte an der Oberfläche zu paddeln. Das Meerwasser war so kalt. Da war er, er stand an der Reling. Alec schwamm, so schnell er konnte, ans Festland. Er fiel auf den Sand und atmete schwer. Da packte etwas seinen Arm, seine Schulter. Er schrie und kam auf die Knie. Francoise half ihm auf. Er hörte nicht, was sie sagte. Er drehte sich schnell im Kreis und suchte nach dem Schiff. Da lag es, direkt vor ihm. Er sah, wie ein Mann ans Ufer wartete, sie nicht beachtete. Da kam von irgendwo hinter ihm ein Dinosaurier aus dem Wasser. Der Velociraptor sprang und warf den Mann nieder. Er konnte sich nicht wehren, es half nichts. Der Dinosaurier schlitzte seinen Bauch auf und bleiche Gedärme quollen hervor. Francoise schrie etwas. Alec hörte es nicht. Der Mann schrie auch. Er schaute sie nun an und schrie um Hilfe. Doch was konnten sie tun? Nichts.

Alec wollte das alles ausblenden. Aber es ging nicht. Irgendwo da vorne war sein Bruder. Er sah ihn nicht. Francoise weinte. Sie wollte sich von Alec losreißen und dem Mann irgendwie helfen. Sie könnte nicht helfen. Es war gleich zu Ende. Als der Mann immer wilder um sich schlug und trat, da brach der Dinosaurier ihm das Genick mit einem geübten Griff. Es sah fast elegant aus. Eine geschmeidige Bewegung, wie die einer Katze.

Tom rannte über die untere Ebene. Der Weg schien frei zu sein. Er war sehr schnell und mit einem großen Sprung flog er ins Wasser. Er wedelte mit Armen und Beinen. Mit den Beinen voran tauchte er ins Wasser, wie ein Pfeil. An dieser Stelle war das Wasser so flach, dass er beim Eintauchen auf den Boden prallte. Seine Knie schrammten über die scharfen Steine, als er noch am Grund die ersten Schwimmzüge machte.

Er konnte Francoise und Alec sehen. Er lief mit großen, plan-schenden Schritten an den Strand. Er rannte auf sie zu. Sie sahen ihn nicht kommen, sie sahen hinunter zum Strand, wo ein Raptor einen Mann ausweidete.

Tom erinnerte sich an den Geruch des Raptors. So süßlich und ekelhaft. So in etwa roch Francoises Jeans jetzt. Sie war besudelt mit Exkrementen und anderen Körperausscheidungen. Das Blut würde er nicht so einfach auswaschen können. Er wollte ihre Kleidung nur soweit sauber machen, dass sie die Fetzen, denn mehr war es nicht mehr, wieder anziehen konnte. Der Dschungel Fluss floss an dieser Stelle rasch. Das Wasser war ziemlich sauber und klar. Weiter unten würde ein Teil sich abzweigen und zu einem Sumpf werden. Françoise war bei Alec, er hatte sein Unterhemd, das er erst kurz vor ihrer Flucht angezogen hatte, in Streifen gerissen und ihre Wunden verbunden. Er hatte keine spezielle medizinische Ausbildung.

Françoise war wunderschön, sie war so verletzlich und er wollte sie beschützen. Sie weckte seinen Beschützerinstinkt, so wie sie da lag, nur mit etwas dürrtiger, schwarzer Unterwäsche bekleidet. Er hatte sein Hemd ausgezogen und sie ein wenig zugedeckt.

Sie schien nun aufzuwachen. Ihre Lider flatterten und ihre rechte Hand ging auf und wieder zu.

Da hörte Alec seinen Bruder Tom. Der wusch gerade Mestrés Kleider im Fluss: „Ich habe Hunger.“

Er hatte auch Hunger. Er wollte etwas essen.

Er würde jetzt so einiges essen, dachte er.

Um sich abzulenken schaute er Francoises Beine an. Sie wachte auf, bemerkte, dass sie spärlich bekleidet war und zischte leise: „Perversling!“

Tom lächelte sie ein wenig dumm an, bevor er zu ihrem Kopf krabbelte und sie ihm eine Ohrfeige gab.

Nicht fest, aber überraschend.

„Wo sind meine Klamotten?“, fauchte sie.

Tom lächelte noch immer, er war einfach zu froh, dass es ihr so gut ging. Er rieb sich seine Wange und sagte: „Die hat Alec, er wäscht sie gerade.“

„Wer hat sie mir ausgezogen?“, sie wurde ruhiger und ein Lächeln umspielte ihre Lippen. Françoise bemerkte, dass Alec ein wenig rot wurde. Sie setzte sich vorsichtig auf, lehnte sich an einen warmen Felsen.

„Ich hab dir die Fetzen ausgezogen und dich zugedeckt.“ Er zupfte an seinem Hemd, das von ihrer Brust in ihren Schoß gerutscht war.

„In das Hemd hier, passe ich doppelt.“, stellte sie fest.

Alec hörte seinen Magen rumoren.

„Da hat wohl jemand Hunger, was?“

„Du etwa nicht?“

„Hunger?“, Barracus hatte nur etwas von Hunger gehört und schon war er zur Stelle. Er kam hinter einem Strauch hervor. Das

Plätschern seines Urins hatte schon vor einiger Zeit aufgehört und jetzt kam er hervor und sagte:

„Verdammt, ich hab Hunger!“

Marty hielt sich die Augen zu. Ihm war schwummerig. Das war alles zu viel für ihn. Er konnte nicht mehr und er dachte, zum Glück werden wir bald von hier wegkommen.

Er war zuversichtlich.

Der Rettungstrupp würde sich nicht so leicht aufhalten lassen. Hier ging es um mehr als nur ein paar Menschen, die im Sperrgebiet einer verseuchten Insel verschollen waren. Sein Magen rumorte. Jetzt war er wirklich restlos leer und begann zu krampfen.

Es war sehr unangenehm, so einen Hunger hatte Marty schon seit Ewigkeiten nicht mehr gehabt. Er war schon viele Tage ohne richtiges Essen ausgekommen, aber jetzt war es besonders schlimm. Er hatte gar nichts zu essen und die Sonne brannte in seinem Nacken. Sie konnten sich ein wenig von den Strapazen ausruhen, als sie mit dem Schiff den Fluss hinauf fuhren. Die Strömung wurde langsamer und dann wieder rasend schnell und das Fortkommen war schwer. Aber sie kamen voran. Im Innern der Insel würden sie genauso gefährdet sein, wie am äußeren Rand. Hier machte jeder Jagd auf sie und langsam dämmerte das ihnen. Sie waren in Schwierigkeiten. Im Laufe des Tages würde der Rettungstrupp des Militärs ankommen. Es war nur ein Flug von wenigen Stunden. Es kam ganz darauf an, womit sie flogen. Mit einem Tag musste man rechnen. Marty rechnete damit und er kalkulierte einen weiteren Tag ein. Sie hatten keinem sagen können, wo sie sich jetzt befanden. Man würde sie auf dem Schiff suchen und dann feststellen, dass das Beiboot fehlte. Barbara hielt das Telefon in der Hand. Sie schaute immer wieder auf die Anzeige des Geräts. Wieso?

Barbara war nervös. Die Batteriestandsanzeige war auf dem letzten der fünf Teilstriche und zudem hatten sie keinen Empfang mehr. Der Fluss war an der Stelle, die sie jetzt gerade durchfuhren breit und von geraden Steinwänden umrahmt. Wenn sie nach vorne schaute, sah sie, dass die Wände auch nicht so schnell verschwanden und sie mussten doch dringend telefonieren. Das war ein unglaublich wichtiges Telefonat.

Sie sagte niemandem etwas von dem leeren Akku. José fühlte sich gut am Steuer dieses Schiffs. So entspannt war er schon seit langem nicht mehr gewesen. Seine Muskeln waren locker und er fühlte sich lebendig wie seit Monaten nicht mehr. Er glaubte sogar, ein wenig Wind auf seinem Gesicht zu fühlen.

Marty sah ziemlich fertig aus. Zum ersten Mal glaubte José, dass Marty vielleicht nicht überleben würde. Er war ein einziges Wrack.

Marty trank einen Schluck des Isotonicgetränks, das Pedro unter Deck gefunden hatte. Er stand noch immer in dem kleinen Raum und durchwühlte mit Barbara die Pakete. Da war ein weiteres Sechserpack der Iso-Drinks, er legte es auf eine Stufe der steilen Treppe. Barbara suchte nach Ersatzakkus für ihr Telefon. Pedro hingegen, suchte nichts Bestimmtes. Aber er hatte schon einen Schokoriegel gefunden, den er jetzt gerade mampfte. Seine Hände glitten über Papierstapel irgendwelcher Dokumente, Handbücher. Das Papier der Schokolade ließ er auf den Boden fallen. Es fiel in eine Pfütze aus Wasser. Die Pfütze war eben noch nicht gewesen. Barbara bückte sich und roch daran. Meerwasser.

Sie wusste, was das hieß.

Ein Leck.

Soweit war das nicht schlimm. Man musste es nur finden und abdichten. Doch das würde sich als schwierig erweisen.

„Was ist?“, fragte Pedro, ein wenig erschrocken.

„Ein Leck.“

„Oh, verdammt.“

Sie schnappte sich einen Iso-Drink, die waren gut gegen Flüssigkeitsverlust.

„José, wir haben ein Leck. Wir müssen vom Schiff. Kannst du noch schneller fahren? Wir brauchen jetzt eine Sandbank oder so was und die Felsen müssen schleunigst verschwinden, ich habe keinen Empfang.“

José schaute grimmig und nickte ihr zu.

Er tat sein Bestes.

Das wusste sie, aber vielleicht war das nicht gut genug.

„Wie kann so ein Leck entstehen?“, fragte Marty sie und blinzelte im Gegenlicht der Sonne.

Das Wort LECK hatte seinen Körper fast noch mehr wiederbelebt, als das isotonische Limonengetränk.

„Vielleicht haben wir ein Leck gerissen, als wir auf der Flucht vor diesem Monster waren. Oder wir sind an einem Felsen hängen geblieben.“

„Können wir das Loch irgendwie stopfen? Wir müssen es abdichten.“, er sprang auf.

„Wenn wir es finden, ja.“

„Wie viel Zeit ist noch, bis wir absaufen?“, fragte Israel und setzte sich auf.

„Keine Ahnung.“, ihr Puls beschleunigte sich wieder und kurz spürte sie einen Stich im Bauch.

Das änderte ihre Situation auch nicht mehr schwerwiegend. Sie mussten nur so schnell wie möglich an Festland kommen. Das

schien kein großes Problem zu sein, irgendwann musste diese öde Felsschlucht ein Ende haben und dann würden sie auf dem Dschungel Fluss ins Innere der Insel fahren. Vielleicht wären sie in der Mitte des Sees sicher. Marty meinte, man müsste es versuchen. Dort würde man zwar auf dem Präsentierteller sitzen, aber der Rettungstrupp würde sie sofort sehen und erkennen. Marty hoffte nur, dass sie nicht mit Schiffen kamen. Sie mussten natürlich aus der Luft kommen.

Zuerst musste das Leck aber abgedichtet werden. Sonst würden sie nicht mal bis zum See kommen. Marty sah es schon kommen, sie würden gleich wieder Stress haben. Das hing ihm bald zum Hals raus. Keine Stunde hatte man hier seine Ruhe. Andauernd wollte irgendetwas sie töten und fressen und wenn das nicht geschah, stolperten sie in das nächste Fettnäpfchen.

Es schepperte, Marty ging auf das Metall zu, das Pedro hochgeworfen hatte. Es war eine Harpune. Da unten waren sie geschäftig am Räumen. Guitierrez bückte sich und verzog das Gesicht. Die Schmerzen wurden auch fast alltäglich. Da unten war es ziemlich dunkel und doch konnte er sie schnell sehen. Sie standen knietief in Wasser und es schien immer mehr zu werden.

„Nein, Marty, du bleibst oben.“, befahl Barbara. Widerwillig hörte er auf sie und schaute sich die Harpune an. Er nahm sie hoch, setzte sich und legte sie sich auf den Schoß. Eine Waffe, mit nur einem Schuss, aber immerhin. Das Rohr war gut einen Meter lang und die spitze, eigentliche Harpune ragte noch gute zwanzig Zentimeter heraus. Die Harpune hatte einen geschwungenen Widerhaken.

José hatte versucht schneller zu fahren. Erfolglos. Barbara, Pedro und Israel, waren jetzt unten und versuchten das Loch zu finden, sie hatten etwas zu tun.

Israel schaute sich um. Er versuchte den Ursprung des Wassers zu finden. Er hoffte ein Sprudeln zu hören. Er hörte aber nur raschelndes Papier, Transportkisten, die Barbara umwuchtete. „Wenn ein Leck in einem Fahrradschlauch ist, dann hält man ihn ins Wasser und sieht, wo Luftbläschen aufsteigen.“, meinte Israel. Pedro schaute ihn aus dem Augenwinkel an, während er sich zur Schiffswand vorarbeitete.

„Was willst du jetzt machen? Willst du, draußen, am Rumpf entlang tauchen und nach dem Leck suchen?“, fragte Barbara. Er verwarf seinen Gedanken, als Barbara das gesagt hatte und ging, wachte, die Schritte zur anderen Seite des Schiffs, durch das trübe, kühle Wasser. Er hatte keine Angst. Er war nur aufgeregt. Mit den Händen fuhr er die Wände ab. Das Metall war kalt und feucht.

„Womit wollen wir das Loch dicht machen?“, fragte er und ging auf die Knie um den Boden zu untersuchen. Er fand nichts.

„Wir haben Polyurethanschaum zum Abdichten und das Wasser können wir wieder abpumpen.“, sagte Barbara und ächzte, sie stemmte eine Kiste hoch und setzte sie gleich darauf wieder ab.

„Kannst du mir gleich so ne, wie ist das Zeug verpackt, in Dosen? Kannst du mir so ne Dose geben?“

„Wieso?“, sie schreckte hoch. Hatte eine Dose in der Hand und reichte sie ihm. „Hast du es gefunden?“

„Nein, noch nicht.“

Sie nickte und gab ihm die Dose.

Pedro schaute an sich herunter. Es war ihm gar nicht aufgefallen, wie schnell das Wasser gestiegen war. Jetzt reichte es ihm gerade bis zur Mitte der Oberschenkel. Barbara warf ihm einen vielsagenden Blick zu. Sie setzte sich in die Brühe und legte sich auf den Rücken, holte Luft und tauchte auf den Grund.

Pedro fühlte sich irgendwie gezwungen nach oben zu gehen und zu sagen, wie hoch das Wasser schon war.

Doch da blubberte Israel und er sprang wie vom Affen gebissen auf. Er schrie und klang fröhlich. Er hatte das Leck. Dann fiel ihm der Schaumstoff ein und so schnell, wie er aufgetaucht war, war er wieder unter Wasser und dichtete das Loch ab.

„Spar nur nicht mit dem Zeug.“, sagte Barbara ziemlich erleichtert. Israel konnte es natürlich nicht hören. Das Wasser schoss ihm entgegen, die Kraft hatte ihn erst überrascht. Jetzt fragte er sich, wie er da Schaumstoff einspritzen sollte. Das war doch unmöglich. Sehen konnte er nichts. Er tastete sich mit seinen Händen vor und dann sprühte er einfach und tatsächlich. Der Schwall des einströmenden Wassers wurde schwächer. Er jubelte innerlich. Die Freude ließ ihn zittern und es kribbelte in seinen Fingern. Immer schwächer. Schließlich verebbte es ganz und aus der Dose kam nichts mehr heraus, erst da fiel ihm auf, wie lange er unter Wasser war. Bestimmt über eine Minuten. Er ging hoch, erst auf die Knie und schüttelte seinen Kopf und die Schultern. Es war dicht.

„Es ist dicht.“, jauchzte er um Luft ringend. Er wischte sich übers Gesicht und ließ die Dose fallen. Gratulierend packte Pedro seine Schulter und Barbara umfasste, klopfte ihm bekräftigend auf die andere.

„Gut. Ich hol jetzt die Pumpen.“, sagte sie.

„Es ist dicht.“, sagte Israel und er grinste über beide Ohren. Diese Nachricht gefiel Marty, ihm ging es wieder besser. Er verstand es selbst nicht. noch besser war, in wenigen Metern kamen sie aus der grauen und grünen Schlucht heraus und fuhren direkt auf den Dschungelsee in der Mitte der Insel zu. Nicht mehr lange und sie konnten die Maschine ausstellen und sich einfach ausruhen. Marty schraubte den Deckel der Flasche penibel zu, steckte sie zurück in

die Folienverpackung. Er war noch immer wie zerschlagen und hungrig aber irgendwie konnte er das ausblenden und war wieder hellwach und bereit, dem Tod ins Auge zu sehen. Jetzt war es allerdings nur noch eine Frage von Stunden, bis die Rettung kam.

Marty Guitierrez hielt die Harpune im Arm und streichelte den Griff.

Sollte dieses Schätzchen ihnen nicht helfen können, hier musste sich doch noch ein Feuerlöscher finden lassen, oder? Er lächelte und ein Ruck durchfuhr ihn, er sah auf, Pedro hielt ihm einen Schokoriegel hin.

„Danke.“, er nahm ihn und versuchte, ihn langsam zu essen. Er faltete die Folie, immer noch lächelnd, und steckte sie ein. Wenn seine Wunden verheilten, würde er übersät von Narben sein, aber er würde es überleben, das konnte er sagen, als Opfer und Mediziner. Er würde es überleben. Die Wunden waren noch offen und brannten, doch so, als wären sie weit weg.

Tom rieb an dem Stoff herum und er schaute nicht auf. Seine Gedanken kreisten. Er bemerkte wirklich nichts. Auch der Schatten, und das laute Geräusch, er bemerkte nichts.

José sah ihn zuerst. Seine Augen ließen nicht zu, dass er erkannte, was da vorne am Wasser saß. Er war sich auch nicht sicher, dass es ein Mensch war. Nahm es aber stark an.

„Hey, Tom.“, rief Barbara. Tom schaute verwirrt auf. Er ließ das Hemd fallen und in seinem Gesicht spiegelte sich Ungläubigkeit und Überraschung wider. Er stotterte etwas und dann machte er ein quietschendes Geräusch, als er einatmete. Er war total baff und wusste nicht, was er jetzt tun sollte. Er breitete seine Arme aus und wedelte wild schreiend mit ihnen in der Luft herum.

Jim Barracus sprang auf, erschrocken schaute er Francoise und Alec an. Alec sagte, Francoise sollte da bleiben, wo sie war. Sie nickte schnell und die Männer liefen vorsichtig und schnell um den Felsen herum. Das Schiff verschlug ihnen den Atem.

Sie legten an und kamen an Land. Die Begrüßung war so herzlich, fast schon unangenehm für Jim.

Marty ließ sich aufs Gras fallen. Er konnte seine Schmerzen nicht wirklich verdrängen. Die offenen Wunden bluteten noch ein wenig. Es hätte eigentlich schon gerinnen müssen, vielleicht lag es an der hohen Luftfeuchtigkeit und an der Tatsache, dass er schwitzte und ausgiebig gebadet hatte. Barbara hatte Empfang auf dem Satellitentelefon und sie telefonierten gerade. Die Sonne tat gut, er versuchte, sich zu entspannen. Nach dem Anruf wollten sie wieder an Bord des Schiffes gehen und in die Mitte des Sees fahren. Israel saß

an seiner Seite, sie sprachen nicht. Eine stille Übereinkunft zu Schweigen. Pedro beobachtete die Pumpen, die den Rumpf des Schiffs sehr schnell wieder leer saugten.

Alec stützte Francoise, es war ihr überhaupt nicht recht.

Thompson war am Apparat, er wusste noch nicht, dass Francoise am Leben war. Er hatte noch nicht nach ihr gefragt. Barbara sprach ruhig mit ihm. Sie schien ihn zu kennen. Gut zu kennen. „Hey, Jeremy.“

Dann hörte sie nur zu und nickte bekräftigend und dann lächelte sie und sagte, glücklich darüber, es sagen zu können: „Ja, Francoise ist jetzt bei uns. Sie ist zwar verletzt, aber sie ist OK.“

Jeremy war noch nicht ganz beruhigend, für ihn klang Barbaras Stimme nicht so, wie sie klingen sollte. Er traute ihr nicht so recht, warum auch.

„Gib sie mir, Bitte.“, es klang eher wie eine Aufforderung, ein Befehl. Das tat sie, Mestré war auf sie zugekommen, gestützt von Alec, der sie fast trug. Mit zittrigen Händen und Tränen in den Augen nahm sie das Telefon entgegen und brach dann in Tränen aus. Sie hörte nur zu, Jeremy, sie liebte ihn sehr und seine Sorge tat so gut.

„Ich hatte solch eine Angst um dich.“, seine Stimme war brüchig und das hieß, dass er jetzt gerade allein war und sein konnte, wie er war. So verletzlich.

„Es geht mir gut. Ich bin nur ein wenig schwach.“, versicherte Francoise ihm. Er war nicht überzeugt.

„Am liebsten wäre ich jetzt bei dir.“, er weinte fast.

„Oh Jeremy, ich liebe dich.“, sie weinte und schluchzte. Barbara sah mitfühlend drein und Alec bemerkte, wie ihre Beine einsackten und er setzte sie vorsichtig ab, auf das Gras der Lichtung.

„Ich bin ja nicht alleine hier, wir passen aufeinander auf. Du kommst doch bald. Wo bist du jetzt?“

„Ich bin jetzt über dem Meer, wir sind gerade gestartet. Morgen früh müsste ich bei euch sein, spätestens.“

„Morgen früh?“, der Gedanke, eine weitere Nacht auf dieser Insel zu verbringen, gefiel ihr nicht.

„Ja, es tut mir leid.“, er machte sich unnötig Schuldgefühle, das merkte sie. „Es ist nur wegen den Militärs, ich muss mit ihnen kooperieren.“

„Es ist schon in Ordn...“

Da brach die Verbindung ab.

Jeremy war so von innerlichem Schmerz erfüllt, dass er das Telefon gegen seinen Kopf schlug und wimmerte. Sein Beschluss stand jetzt fest.

Sie hatten etwas Unglaubliches vor. Marty war aufgeregt. Einerseits würde er etwas zu essen bekommen, andererseits würde ihn die Anatomie des Dinosauriers interessieren.

Sie wollten einen der Hypsilophodontosaurier töten, ihn grillen und essen. Nachdem sie Guitierrez gefragt hatten, ob das Fleisch wohl giftig sei, oder vielleicht nicht gut schmeckte, hatten sie sich Messer zur Hand genommen und Speere geschnitzt. Jim war nicht sonderlich erpicht darauf, eines dieser Dinger zu töten. Er wolle auch nichts davon abhaben, sagte er.

Marty sagte: „Wahrscheinlich schmeckt es wie Hühnchen. Oder aber ganz anders. Wir können es nur wissen, wenn wir es probiert haben.“

Wie er das sagte! Barbara bekam richtig Appetit. Vielleicht schmeckte es auch so exotisch lecker, wie nichts anderes auf der Welt! Das hier waren Dinosaurier! Die mussten einfach anders schmecken als Hühnchen!

Er hatte die Harpune in der Hand, als er das sprach. Er sah so animalisch aus, ein Funkeln in den Augen. Barbara war überwältigt. So gut hatte er noch nie ausgesehen. Sein Oberkörper, der Bauch war übersät von Schlitzern und Schnittwunden. Es blutete nicht mehr. Finnigan konnte nicht wegschauen, sie musste immer wieder auf die Wunden starren. Der Bart in seinem Gesicht, war rosenholzbraun gewesen, sein Kinn war aufgeplatzt, dort war der Bart blutrot und verklebt. Er sah eigentlich schlimm aus. Sein Gesicht war noch etwas bleich und eingefallen.

Marty kniete jetzt im Sand, er hatte einen Stock und zeichnete die Windung des Flusses auf. Er kratzte die Formen in die feuchte Erde, sie saßen am Fluss und kühlten sich am Wasser ab. Marty und Tom waren eifrig dabei, eine Taktik zu entwickeln. Barracus schaute nur mit einem Auge zu. Er war abgelenkt, seine Aufmerksamkeit galt den spielenden und saufenden, äsenden Dinosauriern, die sie zu Schlachten gedachten.

„Oh Mann, ich will hier weg!“, grunzte er.

Francoise schaute zu ihm hoch, sie runzelte die Stirn. Sie wollte auch von hier weg, aber ihr Verlobter war schon auf dem Weg, um sie zu Retten. Deswegen war es wohl nicht mehr ganz so schlimm für sie. Die Schmerzen vergingen wieder und sie fühlte, wie ihre Kraft zurückkam. Sie glaubte, wieder stark genug zu sein, sich bei diesen Biestern zu rächen. Ein kleinwenig Rache wollte sie sich auch gönnen. Sie wollte so ein Mistvieh töten. Es zu essen würde sie ein wenig Überwindung kosten, aber sie würde es dann doch tun. Sie war neugierig. Fast so wie Marty, interessierte es sie, wie solch ein Wesen von Innen aussah. Wie es funktionierte. Das letzte Tier, dass sie seziert hatte, war eine Galapagosschildkröte gewesen. Die

Schildkröte war an einer Überdosis Schlaftabletten gestorben, die jemand in ihr Futter gemischt hatte. Die arme Echse war 112 Jahre alt geworden, sie war im Zoo geboren und gestorben. Ein langweiliges Bilderbuchleben. Niemals hat es an etwas gemangelt, sie hatte keine Gefahren kennen gelernt und war schließlich durch die Hand eines depressiven Zoowärters gestorben, der ihr übel nahm, dass sie so alt werden konnte.

„Unsere Taktik ist es, ein Tier auszusuchen, es hervorzulocken und es dann mit der Harpune ...“, sagte Marty und klopfte auf die Harpune, die er schon liebgewonnen hatte. „... aufzuspießen. Dann kommen Tom und Alec dran. Sie müssen ...“

Mit dem Stock malte er zwei Kreuze.

„... verhindern, dass der Dino uns abhaut und um sein Leben rennt. Die Harpune würde er mir glatt aus der Hand reißen.“ An die Krafts gerichtet sagte er: „Versucht entweder die Beine oder den Kopf zu treffen.“

Dann fuhr er fort: „Dann heißt es rennen. Ist das Tier tot, oder verletzt und wir können es wegtragen ist das gut. Aber sollte es sich wehren und seine Kameraden greifen uns an, dann ziehen wir uns zurück.“

Alec und Tom nickten. Sie hatten Stöcke in den Händen, die so lang waren, wie sie hoch.

Man sah ihnen ihre Kampfeslust an. Die Tiere in ihnen waren geweckt und würden erst wieder verstummen, wenn ihr Blutdurst gestillt war.

Hoffnung

Freitag / 16:01 Uhr / Isla Nublar

Tom kam die Situation absurd vor. Er hatte einen Speer aus einer flexiblen, grünen Rute in der rechten Hand und lief langsam und mit vorsichtigen, kurzen Schritten auf die Gruppe Hypsilophodontosaurier zu. Sie schauten zu ihm herüber, doch sie hatten keine Angst. Zudem, sie kannten ihn. Die Saurier hatten ihn gewittert und er schien nicht gefährlich zu sein. Da sollte sie ihr Instinkt aber täuschen. Tom war aufgeregt und er musste einfach anders riechen als sonst. Aber das war es ja, die Hyspis kannten ihn nur aufgeregt. Er

war zwar größer, aber sie waren in der Überzahl. Die Tiere ließen sich nicht stören. Sie machten ihm auch nicht Platz, als er in ihren Kreis trat. Im Gegenteil, sie stießen ihn an und er war zweimal versucht, mit dem Speer den erstbesten Dinosaurier niederzustechen. Aber er ließ es. Er drängelte sich in die Mitte der Tiere. Sie beachteten ihn kaum. Das sollte er jetzt ändern, er sollte sie aufschrecken. Unvermittelt fing er an zu schreien und trat die kleinen Dinosaurier. Er wedelte wild mit den Armen.

Die Hysisis begannen nervös zu werden. Es war gar nicht so einfach, wie es aussah. Sie ließen sich nicht so schnell aus der Ruhe bringen. Einer wollte nach ihm beißen, ihm stieß er den Stumpf des Speeres spüren. Die Biester wurden aggressiv, langsam aber sicher. Sie zischten. Sie begannen zu lachen. Sie waren aufgebracht. Ihr wütendes Kichern, schreckte Tom ein wenig. Aber er musste Ruhe bewahren. Sein Bruder rannte auf ihn zu. Gerade sprang ein Hysiphodon auf Toms Rücken.

Der Pflanzenfresser krallte sich fest und Tom knurrte. Ein Grunzen später hatte Tom das Tier zu Boden geworfen und langsam wurden die Kleinen hektisch. Ihre Köpfe zuckten und sie waren laut. Alec kam brüllend an, er sprang zwischen die Tiere, mit einem großen Satz. Sie stoben auseinander. Alec verjagte sie und im selben Moment kam Barbara vom Fluss heran. An ihrer Seite Marty, er hielt die Harpune. Tom trat einen flüchtenden Dinosaurier um, sie hatten ein Tier von der Herde abgesondert. Es war umzingelt. Tom trat dem Hysi in die Seite. Barbara holte mit dem Speer aus. Es bekam den Speer in den Bauch. Voller Entsetzen schaute der Dinosaurier sie an. Erst jetzt wurde ihr bewusst, was sie getan hatte und ihr wurde schlecht. Sie widerte sich selbst an. Barbara ließ das Holz fallen. Marty wurde es auch bewusst. Doch Tom nahm den Speer vom Boden und rammte ihn durch den Bauch. Für Marty verlief alles so langsam, wie in Zeitlupe fiel der Saurier um und die Augen weiteten sich noch mehr. Es hatte Angst. Tom sah, wie das Blut nur tröpfelte. Das Quieken war erbärmlich. Marty sah, wie er die Harpune an den Kopf des schreienden Dinos hielt. Er war weit weg, als er abdrückte und die Metallspitze sich in den Schädel bohrte, ihn knackte und das kleine Hirn durchbohrte. Noch immer lief nur wenig Blut. Barbara fiel auf die Knie und rutschte ein Stück weg, sie musste kotzen. Sie übergab sich über ihre Hände, auf die sie sich stützte.

Jessica mochte ihre Wohngemeinschaft. Es war eine gesellige Gruppe aus unterschiedlichsten, guten Menschen. Das wohnen in einer WG hatte viele Vor- und Nachteile. Einen Nachteil bekam sie gerade eben wieder zu spüren.

Jessica hatte schon zwei Koffer gepackt, mit allem, was sie brauchen könnte. Sie war ein Organisationstalent, das wusste sie, doch oft konnte sie ihr Talent nicht nutzen.

„Beeil dich!“, rief sie und klopfte an die Badezimmertür. Es kam keine Antwort.

„Es ist schon nach drei! Ich muss ...“, hatte sie da eben etwas gehört, hatte sie ihr geantwortet? „... bald los.“

Ihre Mitbewohnerin Louise hatte die Angewohnheit, sich immer einzuschließen. Ob das jetzt im Bad war, in der Küche, in ihrem Zimmer. Sie schloss immer ab, sobald sie alleine war. Der Tick war jetzt wieder ausgebrochen und sie stand unter der Dusche, während Jessica Guitierrez ein paar Handtücher brauchte.

„Louise, mach auf! Ich brauch ein paar meiner Handtücher.“, sie pochte gegen die Tür und fast brach sie aus den Angeln. Da ging sie auf und ein wenig Dunst quoll ihr entgegen.

„Bleib locker.“, Louise stand splitterfasernackt und vor warmer Nässe tropfend in der Tür und hielt ihr einen Stapel Tücher entgegen. Jessica war ein wenig entgeistert, soviel unerwartete Nacktheit erschreckte sogar sie, als Medizinstudentin. Sie fing sich gleich wieder.

„Nun nimm schon.“, Louise war ungeduldig, sie schüttelte ihren Kopf und ihre langen schwarzen Haare verspritzten lauwarme Wassertropfen. Die typische südländische Schönheit stand ungeniert vor der größeren Blondin, die dankend die Tücher annahm und in den etwas überfüllten Koffer stopfte.

Jessica hatte ein weites, weißes T-Shirt an und trug ihre Haare im Pferdeschwanz. Im Hemdausschnitt hing eine elegante Sonnenbrille. Sie hatte ihre fransigen, ausgewaschenen Jeanspants an.

„Danke. Ich hab alles auf einen Zettel geschrieben.“

„Tschüss!“

„Ja. Tschüss!“

Louise nickte und zog mit dem Fuß die Tür zu. Kurz darauf zog auch Jessica eine Tür zu, die Wohnungstür. Im selben Moment hörte sie, wie Louise sich wieder einschloss und die Dusche wieder zu plätschern anfang.

Eduardo parkte in der Verbotzone und unterhielt sich gerade angeregt mit der Polizistin. Er sah sie, wie sie die Treppe heruntersank und entschuldigte sich bei der Polizistin, er joggte lässig auf sie zu und nahm ihr lächelnd die Koffer ab. Erst jetzt wurde ihr wieder bewusst, wie kühl es in dem Haus war, als sie die Tür aufgezogen hatte, hätte sie der Schwall heißer, feuchter Luft wie zu Boden geworfen. Caucho warf die Koffer in den Kofferraum seiner Limousine und dann sprang er um das Auto herum und zog ganz gentlemanlike die Beifahrertür auf. Jessica stieg ein und nickte lächelnd vor sich hin.

Marty brannte vor Neugier. Er zog das Messer aus der Leder-scheide und zog die Klinge durch einen Palmwedel. Verdammt scharf. Sie drang ohne Widerstand durch die Fasern. Nur José hatte schon mal ein Tier geschlachtet. Unberührt vom Anblick des toten Dinosauriers nahm er Martys Messer und setzte es oberhalb der Hüfte an. Er stach in das Fleisch. Die Haut war hart und die Schuppen platzten nur widerwillig. Es floss nicht viel Blut. Diese Tiere waren unglaublich, es sah so aus, als würde kein Blut ihre Venen durchfließen. Aber es roch widerwärtig süßlich, der Geruch des wenigen Blutes war sehr stark. José griff in das offene Bein. Das Muskelfleisch der Oberschenkel war saftig und zart, das sah Pescador sofort. Er rieb es zwischen seinen Fingern. Der Geruch war wirklich sehr stark. Er roch nichts, Marty schaute ihn wissend an. Er leckte sich mit der Zungenspitze über die blutverschmierten Finger. Kein Geschmack. Wie es wohl schmeckte? Wie schmeckte wohl das Fleisch? Er würde es niemals herausfinden. Sogar Barbara fragte sich das, sie war allerdings bei der Sezierung oder Schlachtung, ganz wie man es sehen wollte, nicht anwesend, sie saß bei Francoise und Barracus. Sie hatten Brennholz aufgeschichtet und ein kleines Feuer gemacht.

„Wenn ich mir das so recht überlege, will ich das gar nicht essen.“, meinte Barracus und ließ sich auf die Erde plumpsen. Francoise nickte und Barbara fragte Barracus: „Wieso? Hast du Angst, dass das Fleisch giftig sein könnte?“

Er zuckte unbestimmt mit der Schulter.

Aber das war es nicht. Zumindest nicht alleine, er hatte Angst, das stimmte. Aber nicht, dass es ihm schlecht bekam. Er hatte Angst, dass es ihm schmeckte. Als ihm dieser Gedanke kam, war ihm schon fast klar, dass er es probieren würde und es ihm schmecken würde. Er hatte einfach zu viel Hunger, er war die ganze Nacht hindurchgerannt und hatte um sein Leben gebangt. So kurz vor der Rettung, dem einzigen und wichtigsten Ziel, wollte er nicht verhungern. Er sagte nichts über seine Ängste und begann auf einem Grashalm zu kauen, den er ausgerissen hatte.

Francoise rückte aus der Qualmfahne, die zu ihr hinüberwehte und musste mit den Augen blinzeln um den brennenden Rauch zu vertreiben. Der Wind drehte und sie musste weiter wegrücken, um nicht im Qualm zu sitzen. Sie hörte die faszinierten Stimmen von Marty und José. Sie war Tierärztin, verdammt, sie musste sich das auch anschauen, sonst würde sie sich ihr Leben lang Vorwürfe machen. Langsam stand sie auf. Barbara stocherte in der Glut und legte etwas trockenes Gras auf. Sie hatten keine Angst, angegriffen zu werden. Natürlich war der Gedanke da und er war schrecklich. Aber sie glaubten nicht daran, dass sie angegriffen wurden, die Velociraptoren konnten doch nicht nur die ganze Zeit Menschen umherhetzen.

Sie mussten doch irgendwann mal etwas anderes machen. Die Bies-ter mussten sich doch ständig fortpflanzen, wenn sie so zahlreich waren, und doch einander töteten und ihren Kannibalismus regelrecht pflegten. Die Raptoren schienen ziemlich selbst zerstörerisch zu sein. Sie waren den Menschen sehr ähnlich, in diesem Punkt. Der Mensch legte sich selbst gerne Steine in den Weg und die meiste Zeit war er damit beschäftigt, neue Probleme zu schaffen.

Marty musste die Augen zukneifen und den Kopf einfach mal schütteln. Das ganze war sehr intensiv. Er musste den Kopf klarkriegen und stand kurz auf. Er hatte das gehäutete Bein des Dinosauriers in der Hand. Es wog schwerer, als man gedacht hätte. José hatte es mit wenigen, geschickten Handgriffen abgetrennt und jetzt konnte es gegrillt werden. Am besten schnitt man es noch klein, sonst würde es Stunden dauern, bis es gar war. Er wollte es auf jeden Fall nicht roh essen. Francoise lief langsam und vorsichtig auf ihn zu. Sie schaute das Bein an und ihre Augen weiteten sich. Ihr Schreck verflog schnell und sie war begeistert, hochinteressiert und neugierig. José nahm gerade den anderen Hinterlauf ab. Er gab ihn Tom, der die Haut abzog und dabei trocken schlucken musste. Die grüne, feste Haut löste sich leicht vom Fleisch, als wäre es nicht damit verwachsen. Francoise kniete sich an seine Seite und fasziniert lächelte sie, als sie die Schuppenhaut zwischen ihren Fingern rieb. Sie wusste, warum das so war.

„Die Dinosaurier häuten sich.“

Sie war entzückt. Das konnte man sich ja nicht vorstellen. Die Haut war alt und wäre sowieso bald abgestoßen worden.

„Was soll das heißen, sie häuten sich?“, fragte Tom und wischte sich mit einer blutigfeuchten Hand über den Mund. Er merkte das Blut in seinem Gesicht und wischte erneut darüber, was nichts brachte, er schaute kurz angewidert.

„Ganz einfach, sie werfen ihre Haut ab und ersetzen sie durch neue. Das ist unglaublich, das hätte niemand geglaubt.“

„Wie eine Schlange?“, das Blut schmeckte sehr salzig und bitter. Ob dieses Ding sich häutete oder nicht, es war einfach abstoßend. Er hoffte nur, das Fleisch würde besser schmecken.

„Ja, oder wenigstens so ähnlich.“, sie beugte sich vor und griff auch das Fleisch an, so, als könnte sie es nicht glauben und müsste sichergehen, dass es dort lag. Es war sehr weich und als sie mit der Fingerspitze daran rubbelte, lösten sich Fasern aus dem Muskelgewebe. Die Tiere verwesten sicher sehr schnell, fielen sie nicht vorher Aasfressern in die klauenbewehrte Hände. Das Blut roch jetzt sehr metallisch, als sie daran schnupperte. Marty kniete sich auf das andere Bein, für ihn war es eine unangenehme und unbequeme Haltung, kniend und vornüber gebeugt. Mit der scharfen Klinge setzte

er einen Bauchschnitt, genau in der Mitte des beinlosen Torsos. Er war aufgeregt. Womöglich sah er als erster die inneren Organe eines Hysilophodons. Das tote Tier hielt er mit seinen Knien fest, damit es nicht auf die Seite fiel. Francoise krabbelte zu ihm hinüber, über das schmutzige, saftiggrüne Gras.

Jetzt floss viel Blut, es spritzte ihm entgegen, als würde es unter großem Druck stehen.

Da war auch schon das Herz, sie hatten es mit dem Speer durchbohrt. Francoise griff ohne Bedenken in die Bauchhöhle und Marty hielt die Schnittwunde auf. Das Herz hatte eine seltsame Position. Es lag unter der kleinen, weil eingefallenen, bläulichen Lunge. Das hervorquellende Gedärm war lang, dabei nur einen Finger dick und von dunkler, roter bis schwarzer Farbe. Mit der freien Hand, die sie eben noch gestützt hatte, griff Mestré in die Eingeweide und zog die glitschigen Gedärme hervor. Sie platschten auf das Gras und rochen zum Kotzen und das Blut lief jetzt, im Vergleich zu vorher, in Strömen. Francoise ächzte nur. Sie ekelte sich nicht, genauso wenig wie Marty. Sie waren nur gebannt, von der Möglichkeit etwas vollkommen Neues zu lernen.

Tom hatte die Haut abgepellt und achtlos weggeworfen. Jetzt schaute er ihnen angewidert zu, hielt dabei das Bein in der Hand und dachte sich, dass die beiden gut zusammenpassten. Sie griffen ohne Abscheu in den toten Körper und erforschten alles mit ihren Händen. Sie waren wie geschaffen für diese wilde Welt, in der man sich wie eines der Tiere verhalten musste, um zu überleben. Er glaubte jetzt, Marty und Francoise wären die Einzigen, die hier noch längere Zeit überleben könnten. Vielleicht hatte er damit sogar Recht. Sie beachtetten einander nicht und schauten nicht auf, bis sie jedes Organ in der Hand gehabt hatten, es untersucht und, wie ein Präparat in der Universität, beiseite gelegt hatten. Jetzt schnitten sie ein Organ heraus, das sie sich nicht erklären konnten. Eigentlich hatten sie keine Probleme die Organe zu identifizieren, bei jedem Treffer beglückwünschten sie sich und es schien wie ein harmloses Puzzlespiel zu sein, mit dem Unterschied, dass sie die Teile aufessen wollten.

Sie waren mehr als überrascht. Die Niere, wenn es denn eine war, hatte nicht so recht gemundet, besonders, weil sie ohne Beilage serviert wurde. Sie hatten sie aus reiner Neugier über dem Lagerfeuer gegrillt. Aber das Fleisch der Beine war so unvorstellbar lecker, dass sie alles bis auf die Knochen abkratzten. Dann aßen sie auch die Vorderbeine, wie Hähnchenflügel, nur etwas größer.

Der Geschmack! Sie konnten ihn nicht beschreiben. Marty hatte einen Bissen genommen und seine Augen waren weit aufgegangen, die anderen waren erschrocken. Er hatte sich die Hand vor den Mund gehalten und langsam gekaut. Francoise saß mit blutigen

Händen links von ihm und sie sah, wie seine Nackenhaare sich aufstellten. Er bekam Gänsehaut. Marty schaute auf den Boden und dann schluckte er. Er zitterte ein wenig und sagte dann nichts mehr. Es schmeckte absolut göttlich. Es gab nichts auf dieser Welt, dass jemals besser geschmeckt hatte. Das Fleisch war einfach nur über offener Flamme gebraten worden, es gab keine Beilage, nur Kartoffelchips und Mineralwasser in Plastikflaschen.

Inzwischen war es schon Abend und die Sonne versank hinter dem Horizont, sie hatten den Kadaver fotografiert, mit der Digitalkamera und hatten ihn ins Gebüsch gezerrt.

Sie hatten das Feuer gelöscht und mit dem Boot in die Mitte des Sees gesetzt. Dort waren sie jetzt und machten es sich für die Nacht bequem, die so nah war. Die Sterne kamen schon durch. Es war schon nach acht Uhr und bald würde es anfangen zu regnen, die Wolken zogen schnell auf, dann würden sie auch nichts mehr von dem wunderschönen Sternenhimmel haben.

Marty legte sein rechtes Bein hoch, in der linken Hand hatte er eine Flasche Wasser, sie war halb leer, oder wie er jetzt gesagt hätte, halb voll. Es ging ihm gut. Das musste er sich eingestehen. Er streckte sich auf dem Deck aus, er lag auf einer Luftpolsterfolie. So gut hatte er sich schon ewig nicht mehr gefühlt, glaubte er. Was konnte ihn jetzt noch runterziehen? Nichts. Er war satt und hatte noch immer den unvorstellbar guten Geschmack des eigentlich faden, ungesalzenen Fleisches im Mund. Welch Gourmetspeise! Inzwischen hatte er es akzeptiert, dass etwas besser schmecken konnte, als seine Leibspeise. Er liebte mildes Chili mit Ziegenkäse. Eine ausgefallene Kost, die nur eine Person zaubern konnte. Eduardo Cauchos Frau.

Er erschauerte, ein frischer Wind kam auf.

Barbara zog die Weste, die sie trug, fester um sich. Sie zitterte und sah mit einem verständnislosen Lächeln auf Marty herab. Er lag halbnackt auf dem Boden.

„Ist dir nicht kalt?“, fragte sie und blieb dort stehen, über ihm.

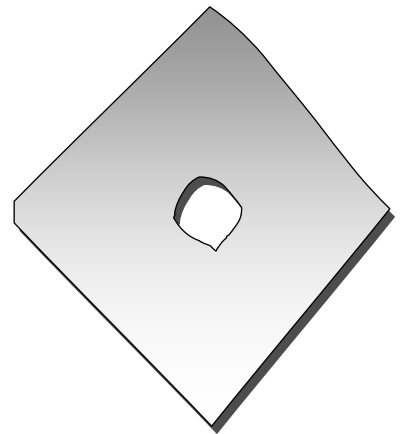
„Du willst doch damit sagen, dass dir kalt ist, oder?“, fragte er zurück. Sie antwortete mit einem knappen, von einem süßen Lächeln untermalten: „Ja.“

Dann setzte sie sich zu ihm auf den Boden, ganz nah. Und tatsächlich. Er war ziemlich warm. Vielleicht bekam er Fieber. „Besser deckst du dich zu.“, meinte sie, doch er hörte nicht richtig zu. Die Sonne verschwand gerade. Sie sank, immer schneller. Sie wollte es nicht wiederholen, sie war sich aber nicht sicher, ob er es verstanden hatte. Sie zog einfach einen Zipfel der Folie über ihn, so dass er seinen nackten Oberkörper verdeckte. Er sagte nichts, schaute sie

nur an. Sie wusste nicht, was sie tun sollte. Verdammt, dachte sie, er reagiert ja überhaupt nicht.

Er sah müde aus und auch sie wollte schlafen. Am besten hier und jetzt.

„Wir müssen gleich unter Deck, das Gewitter ...“, sagte er und dann war er auch schon lächelnd eingeschlafen. Barbara küsste ihn auf den Mundwinkel, seine Lippe zuckte und er hatte den Kuss noch registriert, bevor er ganz in der Traumwelt abgedriftet war. Auch Finnigan schlief ein. Ihr Kopf lehnte an seiner Schulter und er hatte einen Arm um sie gelegt, als José bei Beginn des Regens unter Deck ging. Er spannte eine weitere Folie über sie und ging mit einem zufriedenen Lächeln zu den anderen im Rumpf des Schiffs. Sie hatten ihre Hoffnung wiedergefunden. Das Leben ging weiter und sie waren noch immer dabei. In der Nacht, spätestens am nächsten Morgen würde man sie hier finden und sie wären gerettet. Der Regen in dieser Nacht war seicht und nicht so kühl wie sonst. Das warme nieselnde Wasser tropfte auf die Folie, die über Guitierrez und Finnigan gespannt war. Sie wachten nicht auf und die ersten Stunden dieser Nacht waren sehr ruhig.



Headshot

Freitag / 20:12 Uhr / San José

Die Landung war sanft gewesen. Die Maschine war aufgesetzt und langsam ausgerollt. Eine perfekte Landung. Der Pilot war 52 Jahre alt, sah erholt und munter aus und lächelte seinen Chef an, als er aus dem Cockpit trat. Er trug seine Uniform, wie ein sehr stolzer Mann, er wusste, Thompson würde ihm zu dieser Landung nie gratulieren. Es war ihm auch egal. Jeremy nickte nur. Er war müde, er rieb sich die Augen. Er trug ein schwarzes T-Shirt mit V-Ausschnitt und Stoffhosen aus demselben, eleganten Material. Die Sitze waren ziemlich bequem und im Augenblick störte ihn nur eines, er konnte nicht schlafen. Und genaugenommen wollte er das auch gar nicht. Als die Stewardess, dem Kapitän folgend, durch das Flugzeug lief, rief er ihr nach, sie solle ihm einen starken Kaffee machen. Sie kannte ihn schon, besser sie brachte ihm schnell den Kaffee. Sie brühte den Kaffee auf und lehnte sich in den Türrahmen.

„Wie immer?“, fragte sie, so freundlich sie konnte. Thompson konnte ein Arschloch sein, man musste auf der Hut sein. Jede noch so kleine Bemerkung, ob sie ihn nun betraf oder nicht, konnte ihn arg verstimmen. Thompson schaute sie unberührt an. Als schliefe er mit offenen Augen, sicher, er hatte sie gehört, aber das hieß noch lange nicht, dass er antwortete oder reagierte. Keine Regung in seinem Gesicht. Er bewegte sich nicht. Dann nickte er langsam. Einmal hoch, einmal runter mit dem Kopf. Sie musste sich fragen, was er wohl gerade dachte. Er war einfach unergründlich. Sie wusste von seiner schlimmen Vergangenheit. Er war total kaputt, der Mann war seit seiner Kindheit einfach ein Wrack, total im Eimer, und ganz plötzlich hatte sie wieder Mitleid mit ihm.

Eduardo Caucho warf eine Münze in einen Getränkeautomaten. Jessica trank aus ihrer Mineralwasserflasche und schaute ihm zu. Sie saß vornüber gebeugt. Auf ihrem Schoß hatte sie die Arme verschränkt. Ungelenk schraubte sie die Flasche zu. Sie wippte auf den Fußballen und ein kühler Windstoß ließ sie frösteln. Es war jetzt viertel nach Acht und sie konnte sich nicht erinnern, was sie heute Abend eigentlich tun wollte.

Eduardo konnte sich nicht entscheiden. Sollte er eine Cola trinken? Oder doch lieber eine Orangenlimonade? Es war ihm ziemlich egal, was er zu trinken bekam. Hauptsache er konnte seinen trockenen Hals anfeuchten. Unentschlossen drückte er einfach die dritte Taste. Eine Fruchtsaftschorle. Auf dem trüben Bildschirm stand seine

Wahl und er musste bestätigen. Etwas entschlossener drückte er JA. Aber nichts geschah. Der Automat tat nichts, außer weiterzubrummen. Die Leuchtstoffröhre flackerte kurz aber sonst geschah nichts. Jessica stand auf. Sie schaute unbeeindruckt, das kannte sie schon. Sie trat einfach gezielt gegen den Automaten.

Sie wusste, wo die Münze steckengeblieben war und trat sie los. Es war immer dasselbe. Sie setzte sich einfach wieder hin und im selben Moment, als sie die Beine ausstreckte, fiel die Plastikflasche herunter und Eduardo nahm sie aus dem Auswurf. Die Flasche war beschlagen und seine Haut klebte ein wenig an dem kalten Plastik fest.

„Wann werden wir endlich aufgerufen?“, fragte Jessica und Eduardo zuckte nur mit den Schultern.

„Keine Ahnung, aber die Maschine ist schon gelandet.“

Sie waren allein in dem Raum. Der Flughafen stand wie immer unter regem Betrieb. Nur der kleine Warteraum, war bis auf sie beide leer. Mitten im Raum stand eine Palme auf einer Insel aus Sand. Der Boden war weiß gefliest und alles war wie geleckert. Dieser VIP-Raum wurde nicht oft benutzt, er war der kleinere und mit seiner lockeren Ausstattung nicht für Staatsbesuche geeignet.

Sie hörten eine Maschine starten und da kam auch gleich ihr Aufruf. Noch bevor die beiden aufgestanden waren, fuhr ein elektrischer Gepäckwagen in den VIP-Raum. Ein schlaksig wirkender Junge von 17 oder 18 Jahren lud ihre Koffer wortlos auf den Anhänger und schwang sich wieder hinters Steuer. Der Gepäckwagen fuhr trotz des Gewichts der drei Menschen und der Koffer recht zügig.

Jeremy setzte den Kaffee gerade an seine Lippen, wollte einen Schluck trinken, als er die Stimmen zweier Leute hörte, die auf ihn zukamen. Er hörte, wie ihre Stimmen klangen. Eine Frau und ein Mann. Sie klangen nett. Das hörte er und konnte er bewerten. Ihr Tonfall war ruhig und sogar ein klein wenig fröhlich. Er nahm einen kleinen Schluck und verbrannte sich die Lippen, die Zunge an der heißen Brühe. Der Kaffee war wirklich so wie immer. So wie er ihn wollte. Stark und schmerzvoll heiß. Er genoss es, wie der heiße Kaffee seinen Hals hinunterbrannte und ihn wärmte. Jetzt war die Zunge ein wenig taub und es tat nicht mehr so weh, wenn er weitertrank. Er nahm aber nur noch einen kleinen Schluck und setzte die Tasse gerade ab, als Jessica Guitierrez durch die Tür trat. Sie sah ihn an.

Ihr Blick war aufgeschlossen und freundlich. Ihr schöner Mund war ziemlich ausdruckslos, gerade atmete sie ein. Ihre Lippen leicht geöffnet. Sie sprach bestimmt sehr viel, meinte er. Eine Plaudertasche.

Jeremy sah gefährlich aus. Seine Augen waren dunkel, weit geöffnet, was bedrohlich wirkte, und sein Teint war von hellem Ocker. Er sah wie ein Raubtier aus. Seine Stimme war überraschend sanft und sein Gesicht entspannte sich, als er sprach: „Guten Abend. Ich bin Jeremy Thompson.“

Jetzt war es an Jessica sich vorzustellen. Sie zog den Rucksack von ihrer Schulter und setzte sich ihm gegenüber. Sie streckte ihm die Hand entgegen und auch Eduardo trat nun ein. „Ich bin Jessica Guitierrez.“

Er nickte und sein Blick wurde wieder stechend und hart. Sie erkannte, Thompson war nicht umgänglich. Sie würde Stress mit ihm bekommen, ganz sicher.

Guitierrez rückte ans Fenster und machte Eduardo Platz. Er setzte sich und stellte sich ebenfalls vor.

„So, das wäre jetzt geklärt. Wir starten gleich. Sie sind bereit, oder?“, fragte Jeremy und es hätte höflich klingen können. Aber aus einem unerfindlichen Grund hörte Jessica nur Abneigung und Ignoranz. Eines wollte sie gleich sicherstellen, bevor er sie verließ. Er hatte schon aufstehen wollen.

„Sie wollen uns nicht dabeihaben, oder? Auf ihrem Flug.“, sie verschränkte die Arme vor der Brust und versuchte ebenfalls so zu kucken wie er. Es gelang ihr ganz gut. Was er jetzt dachte, war unmöglich zu erfahren. Er überlegte nicht lange und kam nah an ihr Gesicht und zischte:

„Ich will überhaupt nicht fliegen. Ich muss. Mit oder ohne sie beide ist dieser Flug die Hölle für mich. Meine Verlobte ist dort.“

Er zitterte, erbebte. Das sah Jessica. Sie schluckte.

„Es tut mir leid. Aber wir sitzen in einem Boot. Wir drei.“

Es war sehr kalt und dort wo er kniete, war es so dunkel, dass man nur seine Augen sehen konnte. Sie waren düster. Hatten einen starren, stechenden Blick und waren ziemlich stumpf. Sie waren schwarz wie die Nacht. Eine schwarze Maske verdeckte sein Gesicht und fast den ganzen Rest des Kopfes.

Nur ein Büschel matter, schwarzer, kurzer Haare lugte aus dem Ausschnitt der Kapuzenmaske hervor. Er trug die Maske gegen die Kälte und um nicht erkannt zu werden. Sein Mund war geschlossen, er atmete durch die Nase. Denn es war verdammt kalt. Die Kälte machte ihm nichts aus. Er hatte es zwar lieber etwas wärmer, aber das ließ sich jetzt nicht einrichten. Wenigstens war es dunkel genug und er musste sich keine Sorgen machen, entdeckt zu werden. Der Mann war groß, athletisch und komplett in schwarz gewandet.

Er tat hier seinen Job und der musste gut gemacht werden. Er war in seinen Auftrag vertieft. Nichts anderes durfte ihn jetzt interessieren, nichts durfte ihn jetzt ablenken.

Es war wie in jedem anderen Job. Er hatte noch nie etwas anderes getan. Er hatte noch nie etwas anderes arbeiten müssen. Er konnte nichts anderes. Aber er musste sich keine Sorgen machen. Seiner Hilfe würde es immer bedürfen. Menschen mussten immer sterben, es gab immer welche, auf die man getrost verzichten konnte. Natürlich war das keine gesunde Einstellung, das wusste er auch, aber so verdiente er sich nun mal seinen Lebensunterhalt.

Es machte ihm keinen Spaß zu töten, doch meist brachte es ihm eine tiefe Befriedigung. Er säuberte die Welt von korrupten Politikern, Richtern, Mafiosi und andere Menschen, die schlechter waren als er. Es war verdammt kalt. Doch er kannte die Kälte gut. Er war selbst kalt. Das musste er jetzt wieder beweisen. Sich selbst und seinem Auftraggeber. Der so gut bezahlte, dass Aidan keine Fragen stellte.

Sein Atem war ein verschwindender Schwall Dunst. Das Fernrohr vor seinem rechten Auge beschlug bei jedem Atemzug leicht. Diese Gleichmäßigkeit beruhigte ungemein. Ohne hinzuschauen, blind, überprüfte er seine Waffe. Er war ein Perfektionist und durfte sich keine Fehler leisten. Einmal mit der rechten Hand, dann mit der linken. Es war alles in Ordnung. Immer noch. Aidan war ein ausgebildeter Mörder, ein Söldner der alten Schule.

Das Gewehr lag leicht im Arm. Sein Schulterhalfter drückte, er ignorierte ihn. Er spürte seine Füße kaum mehr, er ignorierte sie.

Seine Hände schmerzten. Der Finger am Abzug fühlte sich steif an, vom inzwischen halbstündigen Verharren. Aber Aidan zweifelte nicht daran, dass er, Aidan, noch mit tödlicher Präzision funktionierte und reagierte. Irgendwann würde das Ziel ja auftauchen müssen. Es war alles perfekt geplant und nichts würde schief gehen.

Er erledigte seine Aufträge stets souverän und galt als sehr umsichtig. Er hatte sich selbst strenge Prinzipien gesteckt, er tötete keine Frauen und Kinder oder brachte sie in Gefahr. Es ging ja nicht darum die Angehörigen eines Kriminellen oder Redundanten auszulöschen. Wenn er die Dringlichkeit eines Auftrages, den womöglich „guten Zweck“ erkannte und zudem die Bezahlung stimmte, wäre er bereit seine Vorsätze außer Kraft zu setzen.

Schließlich war doch alles käuflich, sobald der Preis stimmte. Seine Seele hatte er schon vor langer Zeit verkauft. Er war 40 Jahre alt und...

Da kam eine schwarze Limousine. Sie fuhr vor dem Nobelhotel vor. Jetzt atmete er einmal tief ein und aus. Keine Gedanken mehr.

Es begann.

Und gleich würde es wieder vorbei sein.

Ein Chauffeur stieg aus dem Auto, lief um das Auto herum und öffnete die Tür zur hinteren Reihe. Aidan war bereit, so bereit wie immer. Er würde nur einen Schuss brauchen.

Mehr durfte er nicht brauchen.

Das Ziel stieg aus. Er war schwerfällig, sehr beleibt. Wie man es erwartete. Dieser Mann war 57 Jahre alt und unter seinem breitkrepmpigen Hut steckte ein krankes Gehirn. Der Mann schaute zum schwarzen Himmel. Dieses Gesicht ... Ja, er war es. Er erkannte die Augen. Er hatte sie stundenlang angeschaut. Auf seinem Flug hierher. Er wusste alles über diesen Mann. Absolut alles, außer, was er gerade dachte. Das würde für immer ein Geheimnis bleiben.

Reflexartig zoomte er mit dem Fernrohr heran, entsicherte, zielte instinktiv und ließ mit einem gezielten Schuss zwischen die Augen des Mannes einen Bandenkrieg enden.

In Moskaus Slums konnte ein solcher Krieg übel enden, viele Unschuldige starben, Frauen und Kinder. Da tat es keinem weh, wenn man einen Paten der Russenmafia ausknipste, wie eine alte Glühbirne, die schon zu flackern begann. Der Mann hatte nichts gespürt, der Schuss hatte seine Nase zerfetzt und sofort das verlängerte Rückenmark zerstört. Noch immer war alles wie in Zeitlupe, alles geschah so langsam. Aidan hörte ein Frau schreien. Er ließ die Waffe sinken. Aus dem dunklen Fenster auf der anderen Straßenseite sah er, wie der Mann mit dem Rücken, schon hirntot und gefühllos, gegen seine Limousine stieß.

Der Chauffeur hatte sich zu Boden geworfen, schon vor dem Schuss. Vielleicht war er eingeweiht gewesen, wahrscheinlich sogar. Jetzt rutschte der Tote langsam, verheerend langsam, seitlich nach unten und sein blutiges, zerfetztes Gesicht bettete sich auf den kalten Asphalt. Noch immer wie in Trance, kam ihm, er musste jetzt so schnell wie möglich verschwinden.

Es war kein gutes Gefühl. Die normale Zeit holte ihn wieder ein. Alle Empfindungen kamen zurück. Seine Knie schmerzten und Kieselsteine drückten nun seit einer halben Ewigkeit auf sein linkes Bein. Verrückt in seiner gebückten, unangenehmen Haltung verharrte er weiter. Da hörte er ein Knirschen. Jemand war mit ihm im Raum gewesen, die ganze Zeit. Er hörte kein Atemgeräusch. Die Schritte kamen näher, aber er sah nichts. Totale Finsternis. Aidan hatte eine Lampe an seinem Gewehr. Er drehte sich leicht und legte das Gewehr an. Der Strahler war blendend hell.

Regen

Freitag / 22:21 Uhr / Costa Rica

Jessica konnte nicht glauben, was hier geschah. Sie standen inmitten eines Naturschutzparks. Und hier war eine breite, lange Schneise geschlagen. Die Landebahn war frisch geteert und so sauber, als wäre noch nie ein Flugzeug hier gelandet. Aber gerade vor etwas mehr als einer Stunde waren sie hier gelandet. Sie stand am Fenster des Raums und dicke Regentropfen schlugen gegen das Glas, als wollten sie es zum Bersten bringen. Es war inzwischen still und absolut finster auf der Lichtung des Waldes. Das Gelände war umzäunt, kein größeres Tier konnte den Zaun überwinden.

Kreischende Brüllaffen hatten sie empfangen.

Der Wald beugte sich über die Zäune, als wollten die Bäume ihn niederdrücken und zermalmen. Die geschlagene Schneise im Wald war so angelegt, dass man sie nur sah, wenn man sie direkt und aus geringer Höhe überflog.

Sie wollte gerade nach ihrem Koffer greifen, als ein junger Amerikaner ihn an sich riss und ein wenig verlegen lächelte.

„Ist das alles an Gepäck?“, fragte er und sie nickte, zeigte allerdings auf ihren Rucksack. Er ging mit seinen Kameraden voran. Sie waren zu dritt und jeder trug einen ihrer Koffer. Das Wasser wurde auf sie herunter geschleudert. Der Tropenregen war eisig und tat weh, wenn er über die Haut troff. Sie liefen schnell und doch nicht schnell genug. Jessica war sich sicher, sie hatte zu wenig eingepackt. Sie musste sich sofort umziehen, wenn sie im Trockenen war. Das weiße Hemd klebte an ihr wie eine zweite Haut. Sie schüttelte ihr Hemd auf, doch es klebte sofort wieder an ihr.

„Männerverein!“, flüsterte sie und der Regen ließ sie blind werden. Sie konnte nichts sehen und auch ihre Ohren hörten nichts mehr, außer dem herabstürzenden Wasser.

Durch den Regen schrie sie: „Ich hoffe, ihr habt hier einen Wäschetrockner und guten Kaffee.“

Der junge Soldat, der vergeblich versuchte ihren Koffer trocken zu halten, lächelte. Er brüllte ein herzliches: „Ja!“

Eduardo hielt sich eine Aktentasche schützend über den Kopf. Als kleiner Junge hatte er immer viel Spaß im Regen gehabt. Doch jetzt, jetzt wäre er gerne woanders. In seinem trockenen, bequemen Büro oder auf der Couch zuhause, wenn seine Frau nicht gerade mitten im Wahlkampf war und krampfhaft versuchte, Bürgermeisterin zu werden. Jetzt blendete er den Regen aus und versuchte sich vor-

zustellen, wie die nächsten Tage wohl verlaufen würden. Er hatte zwei verschiedene Versionen.

Erstens, sie fanden Marty und die anderen auf Antrieb und konnten wieder starten. Das wäre perfekt und vielleicht sogar machbar. Aber soviel Faktoren kamen da zusammen und alles hing von einander ab.

Sie kamen in das militärische Gebäude, dessen Zweck noch nicht erkennbar war. Sie sahen nur einen dunklen Korridor mit Türen zu jeder Seite. Vielleicht war das die Kaserne und jede Tür führte zu einem Schlafräum. Vielleicht war es aber auch das Kommandozentrum des Flughafens. Die eine Flugbahn war bestimmt leicht zu koordinieren. Hier kamen bestimmt nicht viele Gäste zu Besuch.

Aber trotz allem wurden sie ziemlich nett empfangen.

Von niemandem. Das Licht war überall aus und niemand war da. Die drei Soldaten stellten die Koffer ab. Der junge Amerikaner hatte kurzgeschorene dunkle Haare und wache Augen in einem schmalen Gesicht. Er drehte sich zu Jessica und begann wieder verlegen zu lächeln und schaute ihr in die Augen. Was ihn anscheinend Anstrengung kostete.

„Das hier niemand ist und alles nur notbeleuchtet ist, ist eine Schutzeinrichtung. Diese Anlage ist nämlich nicht ...“, sagte er und ein Älterer unterbrach ihn. Der Mann hatte die Führung, das sah man ihm an. Er strahlte eine Autorität aus und sein Blick war ausdruckslos. Seine Körperhaltung war stramm und militärisch. Er gab seiner Stimme noch ein wenig Härte als er sprach: „Genug jetzt.“

Er nickte Jeremy zu. Das war alles. Ihre Verständigung war perfekt. Sie schienen die Gedanken des anderen lesen zu können. Alles war wie abgesprochen verlaufen und das erfreute Thompson. Dann trat der Pilot aus ihrer kleinen Gruppe und zog seine Regenkapuze vom Kopf. Er war jetzt nicht mehr von Nöten. Auch die Stewardess würde jetzt nicht mehr gebraucht. Auch sie wusste, was sie jetzt tun musste. Sie folgten einem der Soldaten.

Sie liefen den Korridor hinunter und traten durch die dritte Tür. Dann gingen die Lichter an. Flackernd wurde die Halle erleuchtet und nach und nach tauchten Flugzeuge und Fahrzeuge aus der Dunkelheit auf. Der Raum war überraschend groß. Sie standen nur im Flur, im Eingangsraum. Im Hangar standen mehrere Helikopter und den unbestrittenen Höhepunkt bildete ein gigantisches Flugzeug. Jessica musste es nur sehen und schon begann sie zu staunen. Mit den technischen Einzelheiten hätte sie ohnehin nichts anfangen können. Mit schwärmender Stimme begann der ältere Soldat zu erzählen. Eduardo hörte mit einem Ohr zu, doch die ganzen Daten konnte wohl nur Thompson verstehen und einordnen. Jessica lief voran, niemand hielt sie auf. Sie gingen auf das Flugzeug zu und es schien immer größer zu werden. Sicher war es nicht das größte Flugzeug,

das jemals gebaut wurde. Aber es war das größte, das Guitierrez jemals gesehen hatte.

Dann hieß es nur noch, sie könnten jetzt an Bord gehen und es wäre alles vorbereitet.

Jessica schaute sich in der kleinen Kajüte um. Sie fühlte sich unwohl. Auf jeden Fall war sie unterkühlt und musste niesen. Von irgendwo draußen hörte sie ein: „Gesundheit.“

Und sie bedankte sich laut. Sie zitterte kurz, als sie sich das nasse Hemd über den Kopf zog. Jessica Guitierrez musste ziemlich an ihrer Jeans rütteln, sie saß fast so, als wäre sie festgeklebt. Aber dann ging sie doch ab. Jessica war pitschnass, doch da lag auch schon ein großes Handtuch bereit und sie trocknete sich ab.

Die Kajüte ließ sich nicht verschließen, sie wollte nicht, dass einer der Männer sie überraschte, während sie sich umzog, also hatte sie die Tür geschlossen und dann ihren Koffer vor der Tür zwischen Bett und Wand verkeilt. Im Spiegel sah sie sich.

Die klatschnassen Kleider legte sie ins Waschbecken und zog sich so schnell sie konnte neue Sachen an. Es sah so aus, als hätte man ihr Gepäck durchsucht. Es war zwar nicht durchwühlt, aber eine Frau merkte so etwas. Durch einfaches Verrutschen im Koffer konnten Socken nicht den Ort wechseln. Außerdem waren sie nicht so umgestülpt, wie Jessica es immer machte. Sie hatten ihre Socken durchsucht!

Jetzt war es kurz vor elf und sie wurde langsam müde. Wahrscheinlich wurde sie auch heute Nacht beobachtet, falls sie überhaupt dazu kam, zu schlafen.

Sie hatte nur ein weiteres Paar Schuhe bei sich. Sie knöpfte das karierte Hemd zu und schlüpfte in trockene Tennissocken. Mit ihrer nassen Kleidung im Arm wollte sie einen Soldaten suchen, der ihr zeigen würde, wo der Wäschetrockner stand. Sie brauchte nicht lange, inzwischen glich der Hangar einem geschäftigen Ameisenstaat. Überall wuselten junge Soldaten herum. Sie trugen und schoben Kästen. Meist zu zweit.

Sie kümmerten sich nicht um Jessica und taten ihre Arbeit. Nur einer hörte ihr zu, ihr Freund, der junge Amerikaner mit den dunklen Haaren. Irgendwie schien er enttäuscht, dass sie trockene Sachen anhatte. Aber er nahm ihr die Wäsche ab und sagte, er würde sich darum kümmern.

Inzwischen wäre es ihr auch egal, wenn er ihre Unterwäsche an seine Kameraden verkaufte. Jessica traf auf Thompson, er blieb stehen, als wäre er unentschlossen, ob er etwas zu ihr sagen sollte.

„Ist alles in Ordnung bei ihnen?“, fragte er und es schien ihm Überwindung zu kosten.

Alles schien nach Plan zu laufen.

„Ja.“

Er wollte weiter, das merkte sie. Aber so leicht sollte er ihr nicht davon kommen. Sie wollte etwas erfahren und nicht einfach nur darauf warten, was jetzt als Nächstes geschah. „Das Flugzeug wird auf dem See landen, oder?“, fragte sie und verschränkte die Arme vor der Brust. Die Ärmel waren lang und hingen ihr über die Hände.

Er nickte langsam, presste seine Lippen zusammen und seine Augen verrieten seine Unruhe.

Sie nickte auch, sie wusste nichts zu sagen und dann ging er einfach an ihr vorbei. Etwas überrascht stand sie noch kurz still und ging dann kopfschüttelnd den Gang in der Maschine entlang. Das Flugzeug war bestimmt so gewaltig wie eine Boeing 747 und allein eine Tragfläche war 19 Meter lang und davon hatte das Flugzeug vier Stück. Zwei Tragflächen, parallel zu einander. Ein sehr seltsamer Anblick. Im Augenblick stand die Maschine auf bereiften Standfüßen, aber man sah die großen Schwimmer. Es war eindeutig ein Wasserflugzeug. Was Sinn ergab.

Costa Rica war ein kleines Land und im Westen und Osten von Meeren begrenzt. Diese Art von Flugzeug hat sich bei Buschbränden bewährt. Auch diese Maschine war zum Schutz der Bevölkerung angeschafft worden. Die Soldaten, die sie traf, auf ihrem Weg in das untere Deck, in den Laderaum, waren müde. Sie warteten auf den Zapfenstreich. Der junge Soldat, der ihre Wäsche in die Wäscherei gebracht hatte, kam auf sie zu.

Er trug einen schwarzen Waffenkoffer. Das Ding schien schwer zu sein. Er lächelte müde und ging weiter. Keiner sagte etwas. Sie unterhielten sich auch nicht untereinander.

Dafür war keine Zeit.

Der Regen klatschte und prasselte auf die Plane und Marty war nicht tief am Schlafen. Er hing fest in der Welt zwischen Traum und Wirklichkeit. Er träumte Barbara würde mit ihm sprechen. Er konnte nicht verstehen was sie sagte, aber das war auch egal, er hörte ihr zu. Sie sagte nichts, sie schlief. Auch sie träumte. Sie fühlte die Berührung Martys. Er drehte eine ihrer Haarsträhnen um seine Finger. Erst driftete er weiter ab und schlief für ein paar Augenblicke. Dann weckte ihn etwas, das in einer der beiden Welten näher kam. In der Traumwelt war es das Monster, es war wieder unter ihnen. Doch Barbara sprach weiterhin ruhig zu ihm und ihre Stimme zu hören war wundervoll. In der richtigen Welt war es die Plane, sie füllte sich mit Wasser und beugte sich weiter durch. Es gab gluckernde Töne, Wasser tropfte in sein Gesicht. Barbara war schlagartig still. Sie schloss ihren Mund, das konnte er sehen. Dann tat er die Augen auf und Barbaras stiller Mund war direkt vor seinem. Er hauchte einen Kuss auf ihre Lippen. Sehr sacht, er wollte sie nicht wecken. Er

konnte nicht aufstehen ohne sie zu wecken. Er gab ihr noch ein paar Minuten, dann würden sie unter Deck gehen. Marty war noch ziemlich trocken. Aber es wurde ihm kalt. Seine Beine waren taub. Sie schliefen noch und waren steif vor Kälte. Vielleicht würde er Barbara noch ein wenig länger schlafen lassen. Er versuchte seine Fußzehen zu bewegen, sie regten sich nur widerstrebend. Schienen nicht viel Lust zu haben. Er würde auch am liebsten für immer bei Barbara liegen bleiben. Aber die Folie beugte sich gefährlich durch. Sie war nur noch ein paar Zentimeter von ihren Gesichtern weg. Und irgendwann musste das Material ja reißen. Barbara war angenehm warm, sie lag auf Marty und dort wo sie lag war ihm warm.

Er fühlte die Schmerzen erwachen und wie sie ihn begrüßten. Marty Guitierrez musste aufstehen und sich strecken. Es war jetzt kurz vor Mitternacht. Ein neuer Tag würde beginnen und sie würden nach Hause kommen. Es würde Samstag werden und er freute sich auf das Krankenhaus, das er morgen besuchen dürfte. Er war sich sicher, morgen würde es vorbei sein. Jetzt waren alle Tiere irgendwo und suchten Unterschlupf vor dem Regen. Er hoffte, dass auch die Raptoren den Regen abwarteten. Aber man konnte es nicht wissen, vielleicht schwammen sie auf das Schiff zu und kamen jeden Moment an Bord. Aber Marty glaubte es nicht. Er konnte es sich nicht vorstellen. Er gähnte und die Luft, die in seine Lungen strömte, war kalt. Guitierrez schaute Barbara ins Gesicht. Sie war so wunderschön. Er strich ihr eine ihrer kurzen Haarsträhnen aus dem Gesicht. Ihr Haar war durcheinander und sie dachte nicht daran es zu ordnen. Es war ihr egal. Ihr Aussehen kümmerte sie nicht sehr. Es gab wichtigere Dinge. Und doch war sie auf ihre Weise atemberaubende.

Pedro schnarchte, genau wie die Kraft-Brüder. Francoise schlief nicht. Sie war, wie José, wach. Sie schauten in die Dunkelheit und hörten außer dem Schnarchen und dem Regen nur sich selbst.

Sie flogen. Nicht schnell, aber die Maschinen des Flugzeugs schienen schwer zu arbeiten. Eduardo Caucho lag in seinem Abteil. Er lag auf seinem Bett und wollte ein wenig ruhen. Eduardo zog sich die Strümpfe von den Füßen und begann sie zu massieren, was sehr gut tat. Das sollte er öfter mal machen. Zuhause und im Büro lief er gerne barfuss. Er hatte Plattfüße und sollte eigentlich Einlagen tragen. Da das so unbequem war, ließ er es und nahm den verspannten Nacken und schmerzende Füße in Kauf. Sein Wohlbefinden stand eigentlich immer im Hintergrund. Er musste sich um so viel kümmern, das dafür keine Zeit mehr war. Aber er liebte seinen Beruf, er füllte sein Leben aus. Stress machte ihm nichts aus und tatsächlich störte ihn an seinem Arbeitstag nur der schlechte Kaffee, den seine Sekretärin kochte. Jetzt könnte er auch eine Tasse Kaffee vertragen,

aber sie waren jetzt in der Luft und Thompson selbst hatte sich in sein Abteil zurückgezogen, um den Soldaten nicht im Weg zu sein. Er saß auf seinem Bett und meditierte, Eduardo lag in seinem Bett und machte das genaue Gegenteil, er machte sich Gedanken und kam nicht zur Ruhe. Seine Füße waren jetzt gut durchblutet und entspannt und ihr Besitzer war in Gedanken versunken und verspannt. Er wusste was jetzt geschehen würde.

Sie würden mit dem Flugzeug inmitten der Insel landen und die verschollenen Expeditionsmitglieder auflesen, dann alles töten was sich bewegte. Wahrscheinlich würden sie auf der Insel ausharren müssen, bis ihr Auftrag erfüllt war. Alle Dinosaurier würde man töten und das konnte einige Zeit dauern.

Marty würde verrückt werden, schließlich war er für die Sicherheit der Tiere verantwortlich. Zumindest gewesen. Aber er würde es verstehen müssen.

Hoffentlich ging es ihm gut. Eduardo könnte es sich niemals verzeihen, wenn ihm etwas zustieß. Er hatte vor Sorge um seinen Freund kaum geschlafen. Nur ganz kurz und weil er vor Übermüdung einfach eingeknickt war.

Jetzt schlug der Regen gegen das kleine Bullauge und ließ ihn aufhorchen. Er hatte ein Klopfen gehört. Es kam aus Richtung der Tür. Es war Thompson, Jeremy kam herein. Er kam keinen Schritt näher. Er trug seine Kampfuniform und hatte ein Maschinengewehr um seine Schulter hängen. Er nickte streng und schien ziemlich ausgeglichen zu sein: „Um nullhundertfünfzehn werden wir zur Landung ansetzen. Sofort darauf werden Männer losgeschickt um die Überlebenden der Expedition zu evakuieren. Punkt achthundert nächsten Morgen beginnt die geplante Terminierung der Ziele. Dafür ist ein voller Tag veranschlagt. Solange werden wir hier bleiben, sie und Jessica Guitierrez bleiben also knapp 30 Stunden an Bord dieser Maschine. Sie dürfen sie nicht verlassen. Ihr Einverständnis muss ich jetzt einfach voraussetzen.“

Eduardo nickte. Er biss sich auf die Unterlippe und fragte: „Ich werde jetzt einfach schweigen und warten?“

Er konnte sich doch nicht einfach so leicht geschlagen geben! Thompson war nicht zufrieden mit den Geschehnissen, aber er konnte Cauchos: „Also nochmals. Das sage ich auch gleich Jessica Guitierrez. Sie dürfen das Flugzeug nicht verlassen und haben jeden Befehl zu befolgen. Egal von wem er kommt. Jeder dieser Männer da draußen hat einen höheren Rang als sie und somit entscheidend mehr Befehlsgewalt. Im Notfall werden ihnen Waffen ausgehändigt. Doch dazu wird es nicht kommen.“

Jeremys Gesicht war hart und außer Strenge und Unwillen zeigte es nicht viel. Er drehte sich um und ging. Eduardo schloss die Tür langsam und realisierte es: Er war ihr Gefangener und durfte sich

nur kratzen, wenn sie es wollten. Ein kleiner Wutausbruch ließ ihn mit den unbedeckten Füßen gegen die Tür treten, was er gleich darauf bereute. Er fluchte und grummelte, er knirschte mit den Zähnen. So hatte er sich das nicht vorgestellt. Er wusste aber nicht so Recht, was er eigentlich erwartet hatte. Auf jeden Fall war er wütend und Jessica würde es auch sein. Er schlüpfte in seine Schuhe und entschied, es wäre besser bei ihr zu sein als sie mit dem Ärger allein zu lassen. Selbst wenn sich ihre Aufregung gegen ihn stellen würde. Er wollte lieber ihr Ziel sein, als selbst hilflos auf etwas einzutreten. Was ja nichts brachte, sein Fußzeh schmerzte noch immer.

Vorsichtig weckte er Barbara. Er streichelte ihre Wangen, die sich kalt anfühlten und gerötet waren. Gerade war der Regen kurz abgeklungen, doch es würde gleich wieder richtig losgehen. Jetzt oder nie, er setzte sich langsam auf. Das Wasser in der Folie ergoss sich auf das Plastik und spritzte ihnen entgegen. Sie beeilten sich unter Deck zu kommen. Sie sprachen nicht und versuchten leise zu sein. Auch wenn die anderen nicht schliefen.

Marty zog die Tür zu und da begann der tropische Gewitterbruch wieder zu stürmen. Welche Gewalt.

Es war jetzt kurz vor zwölf Uhr und sie kamen ihrer Rettung immer Näher. Barbara fand einen Platz, vor der Treppe legte sie sich hin und bettete ihren Kopf auf eine Schwimmweste. Ihr war kalt, aber die Luft im Schiff war warm und wärmte sie schnell auf. Die Luft war stickig und voller Kohlendioxid. Das Schaukeln des Schiffs im Wellengang war wie die Hand an der Wiege, rastlos und beruhigend. Marty rollte sich an ihrer Seite zusammen. Im Dunkeln war nichts zu sehen. Finsternis und Wärme. Die stetige Bewegung. Eine wohlige Atmosphäre. Aber sie schliefen nicht ein. Jeder wurde durch etwas anderes wachgehalten. Für José war es der laute, prasselnde Regen.

Der Pilot hatte rotblonde Haare und einen Schnauzer. Er lächelte seine Copiloten an. Der verzog stöhnend sein Gesicht und verdrehte die Augen. „Nein, oder?“

„Doch!“, sagte der Pilot und lachte. Es war das übliche Spiel, sie wechselten sich immer ab mit der Musik, die sie laufen ließen, während sie landeten oder starteten. Während dem Flug war der Verkehr zu wichtig, als das sie Musik hören konnten und so war das immer ein wichtiges Ritual. Heute war der Mann mit dem Schnauzer dran. Und er hatte den Walkürenritt, auf einer CD, die er hochhielt und dann in den Player gleiten ließ.

Die Maschine sank und die Piloten hatten sie unter Kontrolle, sie waren gute Piloten und erfahrene Soldaten. Alles lief gut, nein, per-

fekt. Auch wenn der Regen da unten schlimm war, sie flogen erst über den Wolken und sanken jetzt in die Gewitterzone.

Der Walkürenritt posaunte durch die Lautsprecher in der Maschine. In der Lagerebene lachten die Soldaten. Sie waren alle noch keine Dreißig und hatten in keinem der großen Kriege gedient, von denen man wusste. Aber tatsächlich war es doch so, die Öffentlichkeit interessierte sich nur für einen Krieg pro Jahrzehnt. Und jeden Tag starben Menschen in Kriegen und Krisengebieten, oft auch durch die Hand dieser Menschen, die jetzt lachten, weil sie die Abmachung ihrer Piloten kannten.

Es tobten jeden Tag mehr als 300 Kriege auf dieser Welt und es wurden nicht weniger. Manche zogen sich schon viele Jahre hin und waren kalte Kriege. Andere waren schnell vorbei und forderten viele hundert Opfer. In nur zwei Tagen hatte diese Truppe einen Aufstand in Französisch-Guayana niedergeschlagen und alle beteiligten Männer, 231 an der Zahl, exekutiert. Viele waren bei ihren Familien gewesen und hatten mit ihnen gerade zu Abend gegessen, als sie aus dem Leben gerissen wurden.

Jetzt tauchte die Maschine in die Wolken. Noch immer regnete es nicht auf sie hinab. Aber sie sanken schnell. Der Pilot hatte die Steuerkonsole locker in der Hand. Es war keine alte Maschine, bei der die Gewalt, die Kraft, mit der man die Steuerung festhielt, etwas am Flug änderte. Hier war alles volldigital und eigentlich konnte er ab der berechneten Flughöhe die Hände zurücknehmen und sich zurücklehnen. Sein Job wäre erledigt. Jetzt würde der Autopilot fliegen und landen. Er verschränkte kurz die Arme hinter seinem Kopf, nur einen Augenblick lang, sein Copilot hielt die Kontrollen noch, und genoss die G-Kräfte und den Walkürenritt, der gerade seinen Höhepunkt hatte und durch die Gänge in der Maschine gellte. In dem Moment, in dem die Maschine aufsetzte, würde das Lied enden und eine Fanfare würde die geglückte Landung perfekt machen. Oh, er liebte dieses Baby.

Der Copilot lächelte wissend und tätschelte ihr Baby liebevoll an den Konsolen. Aber sie schalteten den Autopiloten nicht an und begannen den Landeanflug von Hand und jetzt prasselten die ersten Regentropfen auf die große Glasfront der Maschine und sie genossen das Schauspiel. Der Computer machte sich nichts aus dem Regen, es störte seine Sicht nicht und behinderte ihn auch nicht, den Menschen am Steuer wurde ein Sinn geraubt. Sie sahen nichts mehr und mussten nach den Instrumenten fliegen, was absolut kein Problem war. Das Lächeln verschwand nicht aus seinem Gesicht. Da war die Insel. Sie tauchte auf, erst waren es nur Schemen. Sie schossen auf sie zu und sie wurde rasch so groß, dass sie nur noch sie sahen und sie sahen den See, auf dem sie landen würden. Dem Computer würde später keiner applaudieren. Eigentlich schade, dachte der Mann

mit dem Schnauzer. Er genehmigte sich ein Mentholkaugummi und begann schmatzend zu kauen und auf den Monitoren stand: „Landeanflug“

Und tatsächlich, sie landeten. Es war nichts für ihn zu sehen, er vertraute der Technik aber zu recht. Überall war die Wasserwand und der dichte Nebel. Er spürte nur das Aufsetzen auf dem Wasser und hörte es dumpf. Da wurde die Musik leiser und gleich würde sie verstummen und die Fanfare das Signal geben, auf das jetzt alle warteten.

Doch es kam anders.

Der Mann mit dem Schnauzer, schrie erschrocken auf und auch sein Kollege schrie.

Da war ein Schiff auf dem See.

Es kam entsetzlich schnell auf sie zu.

Eigentlich war es genau anders rum.

Sie konnten nichts tun. Es dauerte nur zwei Augenblicke. Zweimal blinzeln und dann erwischten sie das Schiff.

Der Mann mit dem Schnauzer sah die Welt vorbeirasen. Er schaute aus dem Seitenfenster. Da wurde die erste Tragfläche abgerissen, wie ein Blatt Papier und der Aufbau des Schiffs wurde abgetrennt, durchschnitten wie ein reifer Käse.

Die Turbine explodierte und der Pilot konnte es nicht fassen, es konnte nicht wahr sein. Niemals. Dann, er klammerte sich in seinen Sitz, erklang die Fanfare. Aber sie standen nicht still. Purer Hohn des Computers. Die Fanfare ertönte und sie hoben ab. Wie ein Windrad überschlug sich das Flugzeug auf dem Wasser. Sie würden in einem Feuerball enden und sie konnten nichts tun.

Im Lagerraum flog die Besatzung umher. Sie wurden gegen die Wände geschleudert. Knochen brachen wie Zahnstocher. Gepäckstücke wurden schwerelos und brachen im nächsten Moment ein Rückgrat eines Soldaten, der sich an einer Leiter festgeklammert hatte.

Jeremy war im Gang zu den Lagerräumen, er hörte die Schreie und sah einen Mann vorbeifliegen. Thompson hielt sich an einer Deckenlampe fest und stemmte sich gegen die Wände. Oben war unten und gleich darauf wieder oben. Sie wurden alle durchgerüttelt und nur Jessica nicht. Aus irgendeinem Grund hatte sie sich zwischen den Betten verkeilt und schaffte es, sich mit einem Haltegurt an der Wand zu halten. Sie war entsetzt und ihr Gesicht war vom Schreien verzerrt. Eduardo hörte ihren Schrei, er hing an der Tür, die er kurz vorher noch getreten hatte und dann prallte er von dort gegen die Decke. Mit dem Kopf voran fiel er wieder zu Boden. Seine Nase brach und das Blut spritzte durch den Raum, als wüsste es auch nicht, wo oben und unten war. Zum Glück gab es keine scharfen Gegenstände, die ihn noch weiter verletzten.

Thompson hatte Glassplitter in Gesicht und Armen, die Deckenlampe war zum Glück nicht mehr unter Strom gewesen.

Die zweite Tragfläche flog davon und wirbelte durch die Luft, blieb in der Erde stecken, wie ein Messer hatte es einen Felsen geteilt und steckte nun zwischen den Hälften.

Die Piloten hingen in ihren Gurten. Der Kopf des Flugzeugs ging unter Wasser, auf den Grund. Die Schnauze schrammte über den Schlamm. Aber da drehte sich alles wieder. Erschrocken schaute der Copilot den Mann mit dem Schnauzer an. Sie krallten sich an die Sitze. Da barst die Front des Flugzeugs und das Glas zersplitterte. Es bohrte sich in die Piloten. Die Splitter waren Geschosse und durchlöchernten die Männer. Sie schrieten vor Schmerz. Tausende Nadelstiche. Der Copilot löste die Gurte, er wollte wegrennen. Da war der Mond. Sie überschlugen sich noch immer. Da war wieder Wasser, das ihnen entgegenschoss und das Cockpit flutete. Mit der nächsten Drehung flog es davon. Der Copilot war plötzlich weg. Wann würde die Welt wieder stillstehen? Der Pilot mit dem Schnauzer konnte und wollte nicht mehr. Glassplitter in seinen Augen ließen sie nicht mehr schließen. Da öffnete auch er die Gurte, die ihn im Sitz hielten. Er aber flog nicht hinaus. Die Spitze der Maschine bohrte sich in den Schlamm des Grunds. Das Wasser kam ihm entgegen und es würde bleiben. Der Aufprall, der Ruck, mit dem das Flugzeug sich schließlich in die Erde bohrte, brach ihm viele Knochen, auch sein Genick und er war endlich tot.

Die Soldaten im Lagerraum flogen noch durch den Raum. Als spielte ein perfider Gott mit ihnen Flipper. Sie klatschten gegen die Wände. Kein heiler Knochen, ihre Schädel waren zertrümmert und die Leichen lagen endlich still, als sie wie leblose Marionetten gegen die Wände klatschten und abrutschten. Da brachen auch schon die ersten Feuer aus.

Das Flugzeug lag auf dem Kopf. Thompson also auf dem Rücken, an der Decke auf der zerbrochenen Halogenröhre, die in Stücken in seinem Rücken steckte. Er atmete aus und Tränen stiegen ihm in die Augen. Das Flugzeug hatte Schlagseite und eine Leiche rutsche ihm entgegen. Er kannte den Mann. Er begann zu schreien und die Tränen waren heiß und brannten in seinen Platzwunden im Gesicht.

„Nein!“, schrie er und schlug mit der Faust auf die Brust des Toten. Angewidert schnellte seine Hand zurück. Da waren keine harten Knochen mehr. Zu allem Unglück kam noch der Rauch der Feuer. Er kroch an Thompson hoch und eine Explosion ließ die Maschine erzittern und absacken.

Marty warf sich über Barbara, ein unvorstellbarer Krach hatte ihn aufgeschreckt. Auf einen Schlag war Feuer und Wasser über sie

hereingebrochen. Israel schaute ungläubig dorthin, wo eben noch die Decke des Schiffs gewesen war. Er streckte den Arm ein wenig abwesend aus und wollte nach der Decke tasten. Es war so schnell gegangen. Irgendetwas hatte sie gerammt, vor keiner Sekunde. Er sah noch, wie das Dach wegflog, einfach abgerissen wurde. Pedro schrie etwas, er hatte sich schon aufgesetzt und lehnte sich noch schneller wieder zurück. Die zweite Tragfläche des Flugzeugs raste über ihn vorbei. Der Sog wollte ihn mitreißen. Nur ein paar Zentimeter und er wäre zerteilt worden. Die Tragfläche sprühte Funken, als sie über das geteilt Schiff schrammte und dann tat es einen Schlag. Das ganze Flugzeug überschlug sich. Sie sahen es, es war so nah. Dann war es vorbei gerast und sie hatten so viel Glück gehabt. Unverschämt viel Glück. Das stürzende Wasser, presste sie zu Boden. Das Schiff war nicht viel mehr als eine Nussschale, und die lief gerade voll mit Wasser. Von oben, unten, von allen Seiten drang Wasser in das Schiff. Marty sprang hoch, half Barbara hoch und sie sahen zu, wie das Flugzeug sich überschlug und auf das Festland zuraste. In einem Actionfilm wäre es schon längst zerfetzt und in einem riesigen Feuerball explodiert. In der Realität rollte es einfach unbeholfen über das Wasser. Die Spitze bohrte sich in die Erde. Der Lärm war unglaublich, so laut und dumpf. Der Regen hielt viel von ihnen ab. Sie mussten aus dem Schiff raus! Sie standen schon bis zu den Knien in Wasser und es wurde schnell mehr.

José schaute um sich, als suche er jemanden. Er zählte ab und sagte die Namen, so dass Marty sie hören konnte. Keine fünfzehn Sekunden seit dem Zusammenstoß waren vergangen.

„Da sind die Krafts.“ Sie hoben die Hände, im Regen sahen sie voneinander nur die Schemen. José nahm an, dass es sehr kalt war, er fühlte nichts.

„Bei ihnen ist Françoise. Marty, Pedro, Barbara, ich.“

„Wo ist Israel?“, fragte er hektisch

„Ich bin hier.“, rief White und torkelte benommen auf sie zu. Er war hinter einer Kiste in Deckung gegangen. Er hatte einen Packen bei sich, er legte ihn ab und zog an einer Schnur. Schnell entfaltete sich ein leuchtend oranges Boot.

Bevor José nach ihm fragen konnte, sah Marty Barracus.

Barbara zog an Jims Bein. Das Bein fühlte sich schwer an und sie zog mit ihm einen Teil von Barracus hervor. Er war in Brusthöhe halbiert. Das Flugzeug hatte ihn erwischt.

Barbara dachte nur: „Auf jeden Fall war er sofort tot.“

Im Gewitter konnte sie die Eingeweide nicht sehen und waren dankbar dafür. Sie waren gerade schon wieder dem Tod entgangen.

Marty fing Barbara auf, als ihr die Beine einsackten.

„Scheiße!“, fluchte José und tippte mit dem Fuß gegen die Leiche. „Was machen wir jetzt?“, fragte er.

Sie mussten von dem Schiff runter.

So schnell wie möglich. Sie konnten nicht warten, der Sog würde sie mit sich ziehen. Marty packte das Rettungsboot, es müsste sie wohl aushalten. Auch wenn es nicht für so viele Leute ausgelegt war.

„Wir gehen an Land und dann sehen wir weiter. Es ist jetzt vor eins. Der Regen wird bald aufhören. Jetzt schnell.“

Sie hatten alle Angst und die Schrecken standen in ihren Gesichtern, sie würden sich davon niemals erholen. Ein neuer Tag hatte begonnen und ihre Rettung war fehlgeschlagen, soviel konnte schon gesagt werden. Marty sagte nichts mehr, bis sie auf dem Land waren. Er dachte nach.

Schadensbegrenzung

Samstag / 0:37 Uhr / Isla Nublar

Sie mussten von dem Schiff runter. Das war klar. So schnell wie möglich. Sie konnten nicht warten, der Sog würde sie mit sich ziehen. Marty packte das Rettungsboot, es müsste sie wohl aushalten. Auch wenn es nicht für so viele Leute ausgelegt war. Er zog es zu sich und hob es hoch, es war unhandlich.

Marty Guitierrez schleuderte es über den scharfkantigen Rand des sinkenden Schiffs. Er ging die Treppe hoch und merkte, dass das Gelände keinen Halt mehr hatte. Die schweren Regentropfen waren schmerzhaft. Wie Hammerschläge fielen sie auf seinen Schädel herunter. Marty kniete sich auf den Fußboden und hielt das Schlauchboot fest. Er sagte nichts und Pedro setzte sich als erster hinein.

Die Krafts folgten ihm. Sie nahmen Françoise in ihre Mitte. Sie weinte leise, war aus ihrem Alptraum erwacht und in einem Neuen gelandet.

„Wir gehen an Land und dann sehen wir weiter. Der Regen wird bald aufhören, das sehe ich. Jetzt schnell.“, trieb José sie an und stieg in das gelbe Schlauchboot. Er zog Barbara an einer Hand zu sich und sie setzte sich dazu. Barbara biss sich auf die Unterlippe, Barracus wollte nicht aus ihrem Blickfeld verschwinden. Sie schaute weg. Die Leiche trieb durch die Dunkelheit. Es war nur noch ein Chaos.

Israel rutschte, machte Platz. Sie rückten näher zusammen und das Gummiboot dümpelte gefährlich. Pedro saß auf dem Rand. Es

war kein Platz mehr für Marty, also stieß er das Boot mit den Beinen ab und tauchte langsam in das kalte Wasser, er stöhnte. Es war eiskalt. José schüttelte den Kopf: „Lass mich ins Wasser, Marty. Ich spüre die Kälte nicht.“

Marty schüttelte den Kopf und ließ sich treiben.

Pedro, Barbara, Alec und Tom begannen zu Paddeln.

Marty würde niemand anderen ins Wasser lassen, sie waren zwar allesamt nass, aber nicht so ausgekühlt wie er, er war jetzt schon drin. Und José, Marty konnte das nicht verantworten, José würde keine Schmerzen spüren, wenn er Erfrierungen bekam, das wäre sein Ende.

Sie hatten alle Angst und die Schrecken standen in ihren Gesichtern, sie würden sich davon niemals erholen. Ein neuer Tag hatte begonnen und ihre Rettung war fehlgeschlagen, soviel konnte man schon sagen.

Marty sagte nichts mehr, bis sie auf dem Land waren. Er dachte nach, das eiskalte Wasser betäubte seine Schmerzen und er schloss die Augen, schwere Tropfen trafen seine geschlossenen Augenlider. Kein schönes Gefühl. Er hörte wie sie sich in dem Boot unterhielten.

Barbara konnte sich nicht entscheiden, ob sie paddeln oder das Wasser aus dem Boot schöpfen sollte. Das Boot wurde schwerer, es wurde mehr Wasser verdrängt und sie sanken.

Sie sanken!

Sie sanken, wenn sie nicht das Wasser schleunigst aus dem Boot herausbekamen. Es war sinnlos. In der Zeit in der sie eine Hand voll Wasser schöpfte und zurück ins Meer goss, regnete die mehr als das doppelte Menge wieder auf sie herab.

Es waren noch 60 oder 70 Meter bis zum Strand. Alec meckerte. Tom schiefte. José paddelte ohne Unterbrechung. Barbara ließ es sein, es brachte mehr, wenn sie schnell paddelte. Ihre Seite sank immer mehr ins Wasser, sie gesellte sich zu Marty ins Wasser. Das Boot bekam sehr plötzlich neuen Auftrieb.

„Hallo Marty.“, sagte sie und ihre Stimme zitterte. Er schaute ihr in die Augen und formte mit den Lippen, die kurz über die Wasseroberfläche kamen: „Ich liebe dich.“

Sie hielt sich an der schwarzen Kordel fest, genauso wie Marty. Etwas streifte ihr Bein. Sie zuckte.

Marty schaute sie noch immer an. Seine Augen hatten diesen Glanz.

Barbara paddelte mit den Beinen und sorgte so dafür, dass es schneller ging. Sie machte: „Brr!“

Das Wasser war kalt und die dicken Regentropfen waren noch kälter. Sie nieste. Von irgendwo im Boot hörte sie: „Gesundheit.“

„Danke.“, sagte sie leise und wusste jetzt, warum Marty nicht sprach. Ihr Hals tat weh, ihre Stimme war kratzig und leiser als sonst. Wieder streifte etwas ihr Bein. Fische.

Sie hoffte inständig das es nur Fische waren, einfache Fische. Keine urweltlichen Monsterviecher. Beim nächsten Mal blieb es am Bein hängen. Barbara blieb ruhig, es war zu kalt für Hektik und sie trat das Wasser fester von sich, bis ihre Oberschenkel zu reißen schienen. Sie hoffte, keinen Krampf zu bekommen.

„Marty, ich hab da was am Bein ...“, flüsterte sie. Er riss die Augen auf und tauchte wortlos hinab, sie spürte seine Hände an sich hinabgleiten. Seine Hände an ihrem Rücken, am Po, er packte fest zu. Am Oberschenkel, dann schien er es zu fühlen, sie merkte wie er unter Wasser herumwirbelte und musste schlucken.

Oh Gott, was war das nur wieder?

Er tauchte auf, ohne ein Wort zu sagen und hielt sich eine Hand ins Gesicht. Sie sah in der schemenhaften Dunkelheit nicht, wie das Blut aus seiner Wange strömte. Er war ganz still und schaute sie nur an, mit wachen Augen. Aber ausdruckslos. Er atmete geräuschvoll durch die Nase ein und tauchte wieder hinab.

Der Grund war jetzt in vier Metern Tiefe, nur noch sieben oder acht Meter bis zum Strand. Als er wieder auftauchte waren sie schon einen Meter weiter und er brauchte ein paar Schwimmzüge um wieder bei Barbara zu sein. Jetzt konnte er schon den Grund an seinen Füßen spüren. Gleich konnte er stehen und dann wurde das Wasser immer undurchdringbarer und schlammiger.

José Pescador sprang ohne Rücksicht auf sich selbst in den aufgewirbelten Matsch, der ihm an dem Punkt bis zur Schulter reichte. Kalt umschloss es seine Beine und seinen Körper, er hielt die Arme über seinen Kopf und er fühlte nichts. Alec warf sich ebenfalls hinein. Tom griff in seine Tasche und zog die Digitalkamera hervor. Sie sah noch ziemlich gesund aus, was ja wahrlich ein Wunder war. Er gab sie Françoise und stieg ebenfalls in den Matsch.

Pescador zog das Boot durch den Schlamm, auch Pedro und Israel stiegen aus und halfen ihm. Jetzt saßen nur Françoise und Barbara im Boot. Barbara war gerade eben wieder eingestiegen, Marty folgte ihr. Finnigan half ihm in das Boot zu kommen. Er war nicht lange in Matsch gehüllt. Der schmetternde Regen wusch den Schmutz von seinem Körper. Eine eiskalte Dusche.

Alec und Tom Kraft kamen an Land.

Gemeinsam zogen sie das Boot.

Die Frauen sprangen hinaus.

In der Dunkelheit tappten sie durch den Boden der sich in Schlamm verwandelt hatte. Nirgends ein Unterschlupf, kein Unterstand. Israel warf das Boot um und zog Françoise und Pedro zu sich. Sie krochen unter das Gummiboot.

Marty war entgeistert, er musste an das Ding denken, dass er da unten gespürt hatte. Die Kiefer hatten sich um sein Gesicht geschlossen.

„Wir gehen zum Flugzeug.“, riefen sie ihm zu.

Er nickte.

Das Flugzeug sah nicht nach einem Flugzeug aus, wie es da im Boden steckte. Vor vielleicht fünf Minuten war es gelandet, abgestürzt und hatte das Schiff, in dem sie sich befunden hatten, der Länge nach halbiert und den Aufbau mitgerissen. Es hatte Barracus getötet. Es war unwahrscheinlich, dass überhaupt irgendjemand in dem Flugzeug überlebt hatte. Dennoch: Sie hofften, noch jemanden lebend bergen zu können.

„Wir müssen uns beeilen, auch wenn der Schlamm am Strand nicht tief ist, das Flugzeug wird sich setzen und wir kommen nicht mehr rein.“, schrie José in dem Chaos, den Krafts hinterher.

Er war schon einmal vorgetaucht. Er hatte in das Cockpit hereinkommen können, über die Frontscheiben.

Sie sahen, wie Luftblasen aufstiegen. Er hatte Recht. Die Schnauze sackte ab und das Frontfenster versank im Schlamm. Sie mussten sich sputen. Alec tauchte in das kalte, trübe Wasser. Er konnte nichts sehen. Es war zu dunkel, es hatte noch nicht aufgehört zu regnen und das Wasser war undurchdringlich. Ein paar Züge und er schnitt sich die Arme und Beine an den Glassplittern, die noch im Fensterrahmen steckten. Er tastete sich blind vor, er wusste, er war auf dem richtigen Weg. Da war etwas Weiches.

Er fasste weiter nach.

Eine Hand, er bekam sie gut zu greifen. Er schauderte, sie gehörte dem Piloten mit dem Schnauzer, und sie trieb schlaff und tot, als er sie losließ, zu Boden. Da das Flugzeug auf dem Kopf lag, in Richtung der Decke. Der Pilot war Zweifelsohne tot. Alec konnte den Kopf ertasten. Die Leiche versperrte ihm den Weg in die Maschine. Mit einem kräftigen Ruck in seine Richtung zog er den Toten nach vorne, durch das Fenster. Die Gurte waren gelöst.

Der tote Pilot, angetrieben durch einen Tritt, kam an die Oberfläche. Marty stampfte auf ihn zu, durch das Wasser. Es war sehr dunkel, aber als er den Mann an den Schultern griff und ihn an Land zog, merkte er, der Tote war regelrecht zerschmettert und übersät von Wunden.

Alecs Lungen brannten schon, er wollte nicht auftauchen um Luft zu holen, das würde zuviel Zeit kosten. Sein Bruder und José waren jetzt bei ihm. Er konnte ihre Gegenwart nur spüren. Die tastende Hand an seinem Hintern. Da kam er durch das Fenster, ganz

langsam war er durchgeschlüpft. Sie folgten ihm gleich. Seine Haare kamen an die Luft, er tauchte auf. Es war düster. Alec Kraft riss den Kopf hoch und schnappte Luft. Schmerzhaft stieß er gegen eine der Konsolen und er verfluchte sie. Er griff nach einem Schrank. Die Schranktür ging auf und irgendwelches Zeug fiel ihm entgegen. Das Cockpit war geflutet und das Wasser stieg, das merkte er. Das Flugzeug sank, aber langsam. Hinter ihm drängelte sein Bruder. Das Flugzeug lag auf dem Kopf und lag schräg. Er musste gegen die Schräge laufen, den Berg erklimmen.

„Es wäre einfacher, wenn hier nicht alles auf dem Kopf stehen würde.“, murrte er und ging durch die Cockpittür, die aus der Verankerung gerissen war und nur noch in einem Scharnier hing. Er musste über den Türsturz klettern. Er fühlte sich beschissen, ihm war kalt und er war total durchnässt. Das kalte Wasser, der Schlamm klebte in seinen Augen und brannte. Die Notbeleuchtung tauchte alles in ein fahles Orangerot. Schatten wuchsen. Er glaubte Stimmen zu hören. Den Gang hinunter kamen die Quartiere. Der Raum, den er jetzt durchquerte war zu beiden Seiten mit Sitzpritschen versehen. Alec ging zu einem der Fenster, es war dunkel, noch unter Wasser. Auf der anderen Seite aber konnte er durch das parallelgegenüberliegende Fenster den Mond sehen. Der Regen hatte fast aufgehört, jetzt war es nur noch ein angenehmes Nieseln. In welcher verrückter Welt war er hier nur gelandet.

Da hörte er wieder Stimmen. Mit jedem Schritt wurden sie lauter. Es war eine weibliche Stimme. Er konnte das Gesprochene zwar nicht verstehen, aber es klang nicht aufgeregt. Eine angenehme Stimme. Er schaute zurück. Hinter ihm war sein Bruder. Er hatte es auch gehört und schaute sehr seltsam drein. Als hätte er Angst.

José wischte sich übers Gesicht. „Wollt ihr hier Wurzeln schlagen?“, fragte er unwirsch und ging voran. Jetzt konnten sie etwas verstehen, von dem was gesprochen wurde.

„... nichts dafür.“

„Das ist schon klar. Es war ein Unfall.“, die Frauenstimme, die da sprach, klang beschwichtigend.

José schlich sich heran. Er stand vor der Tür, die offen war und schaute hinein. Er wurde nicht gleich gesehen und klopfte erst an.

„Hallo.“

Er überraschte die drei Leute in dem Zimmer. Ein Mann in seinem Alter, eine hübsche, blonde Frau und ein großer Mann mit schwarzen Haaren.

Die Frau zuckte zurück und fragte erschrocken: „Wo kommen Sie denn her?“

José lächelte und zeigte den Gang entlang: „Von draußen, wir wollten mal nach dem Rechten schauen. Hallo, ich bin José Pescador.“

Er streckte seinen Arm aus und ließ sich die Hand schütteln. Erst Jessica, dann Eduardo und Thompson schauten ihn nur angewidert an. Sie stellten sich vor. Auch Thompson. Er trug seine Kampfuniform und hatte das Maschinengewehr um die Schulter.

„Wie geht es Marty?“, fragte Jessica José besorgt.

„Das können Sie ihn gleich selbst fragen. Gibt es noch andere Überlebende?“

Thompson schüttelte den Kopf und seine Miene verzog sich zu einem gequälten Ausdruck tiefen Schmerzes. José trat in den Raum, die Krafts folgten ihm und man reichte sich die Hände. Als das geklärt war, zog Alec einen Kühlschranks in dem Zimmer auf und holte Mineralwasser hervor. Er goss es sich gluckerd über das Gesicht um seine verklebten Augen auszuspülen. Auch die Kohlensäure brannte nun in seinen Augen. Dann trank er den Rest.

„Ich denke wir sollten sicher gehen, ob wirklich niemand mehr an Bord lebt. Gibt es Einwände?“, sagte José mit bestimmtem Ton. Er glaubte nicht, dass jemand etwas dagegen haben könnte.

Für Thompson war alles aus dem Ruder gelaufen war und er war geladen, seine Laune war mehr als schlecht. Er wollte jemandem Schmerzen zufügen. Er wusste nicht mehr wieso, aber er hatte nicht im Lagerraum nachgesehen, vielleicht gab es ja noch Überlebende. Vielleicht hatte er sich den Anblick ersparen wollen. Die eine Leiche hatte ihm vorerst genügt und er hatte nach seinen „Gästen“ gesehen. Die Sicherheit der Zivilisten musste gewährleistet werden. Es beruhigte ihn, dass die beiden nur geringfügig verletzt waren. Sie hatten verdammt Glück gehabt. Sein Rücken peinigte ihn. Das Glas steckte in seinem Fleisch und bei jedem Schritt spürte er es mehr und mehr.

Es war seltsam, alles auf dem Kopf zu sehen. Tom kratzte sich am Kopf. Sein Haar war noch nass und seine Nase lief. Er war erkältet und es würde nur noch schlimmer werden. Die kurze Erholung auf dem Schiff hatte ihm gut getan, noch konnte er gar nicht nachvollziehen, was alles geschehen war.

„Ich schlage vor, wir bleiben zusammen und gehen das Flugzeug ab. Irgendjemand muss noch leben.“, sagte José und seine altersbedingte Autorität fruchtete.

„Ja, irgendjemand muss es auch noch geschafft haben.“, meinte Jessica und Alec nickte bekräftigend. Tom ging einen Schritt auf Jessica zu. Sie saß auf der Matratze und hielt sich den Kopf.

„Ist alles in Ordnung?“, fragte er besorgt. Sie nickte. Ihr schien es wirklich gut zu gehen.

„Wie haben sie das geschafft?“, fragte er. „Kein einziger Kratzer.“

Sie lächelte: „Weibliche Intuition. Ich hab gespürt, dass etwas passiert und hab mich zwischen dem Bett und dem Schrank festgeklemmt.“

Tom nickte, ebenfalls lächelnd. Dann schaute er Eduardo an. Seine Nase blutete nicht mehr, aber er war beschmiert mit Blut. Sein Schnauzer war verklebt und das Hemd war davon dunkel durchtränkt. Er hatte seine Nase schon wieder gerichtet.

„Ich halte es aus. Hab mir schon ein Paar Aspirin-tabletten eingeworfen. Thompson ist schwerer verletzt.“, bemerkte Caucho.

Thompson seufzte und langsam zog er sich das Hemd über den Kopf. Dabei drehte er sich weg und so sahen sie sein Gesicht nicht, das eine Regung zeigte, Schmerz. In Höhe seiner Nieren steckte ein großer Splitter. Jessica stand auf. Im Schulterbereich war das meiste Glas. Es funkelte im Licht der Lampe, die von unten nach oben strahlte, da alles auf dem Kopf stand. Thompson biss die Zähne zusammen. Jessica sagte: „Ich bin Medizinstudentin, aber das wissen sie ja. Sie werden es überleben, das versichere ich ihnen. Aber es wird wehtun.“

Thompson sagte nichts. Er zuckte nur kurz und sie hörte ihn leise aufstöhnen, als der erste blutige Splitter sich aus der Wunde löste. Ihm gefiel nicht, dass die anderen, die Männer, ihn anstarrten.

„Wie kommen wir jetzt eigentlich hier raus?“, fragte José Eduardo Caucho. Der wusste es nicht.

Jessica entfernte immer noch Glassplitter aus Jeremy Thompsons Rücken. „Wir kommen hier am ehesten durch die Türen raus und müssen dann ins Wasser springen.“

„Das klingt gar nicht so schlimm.“, meinte Alec.

Es roch verbrannt in dem Flugzeug. Nach verschmortem Plastik, Horn. Es hatte einen Kabelbrand gegeben. Jetzt kamen sie in ein Abteil, das ein einziges Inferno war. Zum Glück fanden sie gleich eine Feuerlöscher. Die Sitze an der Decke brannten und sie rutschten auf dem Rücken unter dem Feuer durch. Das Feuer war heiß. Der Schaumstoff regnete auf sie herunter. Die Asche knirschte zwischen den Zähnen und die Dämpfe brannten in den Augen und den Lungen. Sie mussten wegen ihnen stark husten und beeilten sich, krabbelnd und kriechend schnell fortzukommen. Bisher sah es nicht gut aus. Sie hatten kein Lebenszeichen vernommen, allerdings auch noch keine Leichen entdeckt. Die Leute mussten sich beim Aufschlag alle im hinteren, unteren Teil befunden haben, der jetzt ganz oben lag. Sie mussten immer weiter hinauf. Die Schräglage erschwerte es ihnen.

Dem Feuer ließ sich nicht nachkommen. Ihre Hoffnung, jemanden lebendig zu bergen, schwand. Niemand kam ihnen entgegen. Aber konnten die elf Soldaten tot sein? Alle elf?

Ein funkensprühendes Kabel hing von der Decke, also vom Boden. Ach, wie verwirrend. Wo kam dieses Kabel her? Sie wussten es nicht und versuchten einfach nur daran vorbeizukommen.

Die Sache mit den Treppen und Leitern war interessant. Das Klettern war anstrengend. Aber die Krafts machten eher schlapp als José. Selbst Eduardo kam gut voran. Mit einer Hand fasste er den Handlauf an der langen, steilen Treppe, die die drei Ebenen des Flugzeugs verband. Sie mussten nur diese Treppe hoch und sich einmal kurz umschaun. Sie liefen ja eigentlich nur an der Decke der Treppe und die war glatt und mit ihren - immer noch - nassen Schuhen sehr rutschig. Mit der anderen Hand, dem Arm balancierte er sich aus. Er lief mit breitbeinigen Schritten und vornüber gebeugt. Die drei taten es ihm bald gleich.

Eine Armbanduhr piepste kurz, es war jetzt ein Uhr. Es war Samstag. Die Zeit war relativ und doch das Einzige in diesem Flugzeug, das richtig herum lief. Wie würde es wohl aussehen, wenn es wieder hell wurde.

Sie mussten sicher wieder fliehen und hatten nicht mal ein Schiff. Das Flugzeug war auch zu gefährlich, wäre allerdings weniger leicht von den Raptoren zu überfallen. Eduardo rang nach Luft. Aber da vorne war auch schon der Treppenabsatz. Sie waren endlich da. Bisher hatten sie noch keine Stimmen gehört oder sonst irgendetwas, was von einem Menschen stammen konnte. Nur hier und da ein Zischen eines Ventils, das Rauschen einer Flamme.

Die Leichen hatten ihre Uniformen an. Sie waren im Einsatz gestorben, so wie viele von ihnen es wahrscheinlich gewollt hatten. Aber nicht so und nicht jetzt. Zerschmettert und durchgeschüttelt.

Einer schien noch nicht tot zu sein. Es war ein junger Mann mit kurzen schwarzen Haaren. Blut lief ihm aus dem Mund. Er hustete und rührte sich nicht.

„Ruhe!“, zischte José und ließ sich neben dem jungen Mann auf die Knie fallen. Der schaute ihn an, seine Lippen bewegten sich. Er sagte etwas, so leise. Man konnte es kaum hören.

„Ich sterbe.“, stellte er fest. Irgendwie schaffte er es eine Hand zu bewegen. José konnte nur leidend nicken. Sie konnten nichts tun.

„Nehmt die Waffen.“, sagte der Soldat. Er wusste, er war der einzige, der überlebt hatte und auch er würde gleich gehen. Sein Blick wurde stumpf, irgendwie starb er so langsam. Er würgte Blut vor. Mit erstickender Stimme sagte er etwas, das sie nicht verstanden. Etwas mit seiner Familie.

„Ja.“, sagte José und streichelte mit seinen toten, gefühllosen Fingern den Handrücken des Jungen.

Er schaute zu Alec Kraft, auch der nickte. Auf ihm blieb der Blick haften. Der Körper entspannte sich. Alec wurde schlecht, der Tote schaute ihn noch an. José schloss mit sanftem Druck die Augen, doch sie gingen wieder auf.

Unheimlich. José nahm ihm die Waffe von der Schulter. Das Maschinengewehr reichte er Tom, er wog es in den Händen und hing es sich dann um. Eduardo schloss die Augen, betete kurz um die Seelen der Männer. Dann ging er zum nächsten Toten der auch eine Waffe trug und nahm sie an sich. Es hatte einige Zeit gedauert, bis sie die Toten in einen Kühlraum gebracht hatten. Es war schon kurz vor drei Uhr als sie sich auf den Rückweg machten.

José schob einen gelben Kasten vor sich her. Er hatte ihn geöffnet und eingeschweißtes Essen gefunden. Sandwichs, Suppendosen, Nudeln in Soße und gefriergetrocknetes Fleisch, fertig portioniert. Tom schob ebenfalls solch einen Container, seiner war gut doppelt so groß, groß wie ein Sarg und genauso giftgelb. Er war voll mit Waffen und ziemlich schwer, aber er hatte Rollen und Tom musste ihn eher bremsen als anschieben. Alec saß auf einem Transportwägelchen. Ein Brett mit Rollen. Er raste die weiß ausgelegte Borddecke hinunter.

„Wird man noch eine zweite Truppe schicken, oder geben sie uns auf?“, fragte Alec so locker wie es möglich war. Eduardo hielt sich zurück etwas zu sagen, er riss die Folie eines Brotes auf und aß es. Es schmeckte nach nichts und fühlte sich auch nicht sonderlich gut auf der Zunge an. Weich und schon halb vor verdaut, damit man nicht mehr kauen muss. Aber es war besser als gar nichts. Er wusste nur nicht, womit es belegt war. Es sah aus wie Trockenwurst und schmeckte nur nach Fett. Ein trockenes Salatblatt, ein wenig fettige Soße, ein Klecks Ketchup und weißestes Weißbrot, fertig war die Mahlzeit. Wenigstens die Milchkonserven schmeckten gut und nach Milch.

Als sie die Tür öffneten, da war die Sonne schon am Aufgehen. Der Himmel war von dunklem Türkis und alles war von einem mannshohen Nebel umgeben. Er wogte über dem See, man sah den Strand nicht.

José stieß eine gelbe Plastikkiste aus dem Flugzeug. Sie klatschte auf das Wasser und trieb davon. Es waren drei Meter in die Tiefe, bis zur Wasseroberfläche. Alec traute sich leichtfertig zu, das Stück zu springen. Tom platschte direkt hinter ihm ebenfalls ins Wasser, das nur bis zu seiner Schulter reichte. Es war kalt und sehr erfrischend. Auf einen Schlag war er hellwach. Sie zogen die Transportkiste an Land, der Auftrieb erleichterte die Angelegenheit.

Marty lief ihnen entgegen. Mit seinem dunklen, eingefallenen Gesicht und den Wunden sah er wie ein wandelnder Toter aus.

„Und, Überlebende?“, fragte er

„Ja, drei Überlebende.“, sagte Alec. Er lächelte und klopfte Marty auf die Schulter: „Vielleicht erkennst du sie ja.“

Marty sah zum Flugzeug rüber, da sprang gerade eine blonde Frau aus der Tür, unten war José mit einem großen Schwarzhaarigen.

Er erkannte die Frau. Die Bewegungen, es war ihm sofort klar, auch wenn er sie nicht richtig sehen konnte, irgendwo musste er seine Brille verloren haben.

„Jessica!“, schrie er und ging in die Knie. Sie sah ihn und rannte durch das Wasser auf ihn zu. Der Nebel war dicht und sie sah, wie er auf die Knie fiel. Sie hörte seine Stimme.

„Marty!“, Jessica klang hysterisch, aber das war ihr jetzt egal. Es schien ewig zu dauern, bis sie aus dem Wasser kam. Es hielt sie zurück und machte jede Bewegung langsam.

Als sie einander in die Arme schlossen, brachen sie in Tränen aus. Barbara, an ihrer Seite Pedro, fing ebenfalls an zu Weinen. Doch ihre Tränen waren nicht nur reine Freudentränen. Sie hatte so viele Menschen verloren, das alles kam jetzt wieder hoch und sie musste es niederringen.

Israel half Françoise auf. Jeremy warf seine schwere Weste und die Waffe auf den Sand und lief so schnell er konnte auf seine Frau zu.

Israel kam sich so dumm vor, er stand alleine am Strand, während sein Vater sich durch den Dschungel schlug. Er wollte nicht glauben, dass auch er tot war.

Thompson drückte Françoise an sich.

Israel stand da und schaute sich um. Er sah Barbara und Pedro, sie empfanden dasselbe wie er. Keiner ihrer Verwandten wurde ihnen wiedergegeben. Er stellte sich zu ihnen und sie warteten.

Der neue Morgen war da. Sie waren noch immer verschollen. Alec und Tom waren am Flugzeug, eine weitere Transportkiste fiel aus der Tür. Sie mussten das Beste aus ihrer Situation machen. Der Schaden musste eingegrenzt werden. Jetzt hatten sie Nahrung für eine Woche oder länger.

Und Waffen. Sie hatten alles schon genau durchdacht. Sie wollten erst mal beim Flugzeug, im Flugzeug bleiben. Es war der sicherste Ort. Kein Raptor konnte auf dieser glatten Oberfläche laufen und so einfach eindringen.

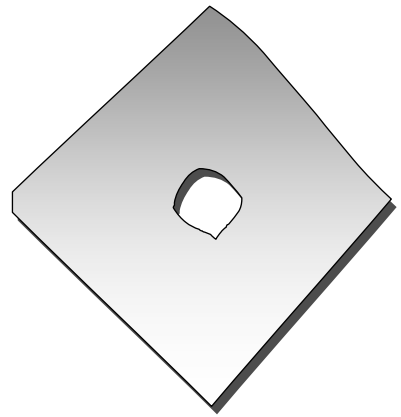
Guitierrez versuchte sich die Insel auf der Karte vorzustellen und den Punkt, an dem sie jetzt waren.

„Das sicherste wäre, ein Hotel zu finden. Hier im Sauropodena-real gab es ein Hotel, die Safari Lodge. Jedes Hotel hat im Keller einen Schutzbunker. Und die Safari Lodge ist eines der wenigen Hotels, die überhaupt fertiggestellt wurden.“

Barbara meinte dann zu ihm: „Das klingt gut, besser als in diesem brennenden Flugzeug zu bleiben. Wo liegt dieses Hotel? Wie kommen wir da hin?“

Da griff er nach ihrer Hand und hielt sie zwischen seinen.

„Wenn ich das wüsste!“, sagte er und schaute ihr dann wieder in die Augen. „Wenn ich das wüsste!“



Gestrandet

Samstag / 6:45 Uhr / Isla Nublar

Die Ziege blökte laut. In dieses Geräusch fielen auch die anderen Ziegen ein, die zwischen dem dichten Baumwuchs spärlicher Gräser ästen.

Die Ziege war jung und ausdauernd. Sie begann zu rennen und rannte wie die anderen unkoordiniert los. Wild durcheinander, stürmten sie durch das Gestrüpp. Ein kleiner Raptor bleckte seine winzigen Reißzähnen und schoss vor, sofort hing er an der Traube der hüpfenden Stampede, die keinen Menschen zum Fall gebracht hätte. Die junge Ziege hatte ein goldbraunes Fell und war etwas älter als der Raptor, der ihr nachsetzte. Nur ihr, jagte er nach, er hätte jedes andere Tier töten können, aber er jagte das junge Tier mit dem schönen Fell. Sie war ziemlich weit vorne. Der Velociraptor beschleunigte, jetzt lief er zwischen den flüchtenden Ziegen. Sie waren teilweise größer als er, mit seinen zwei Monaten. Schon gleich darauf war er parallel zu seinem Opfer. Der kleine Dinosaurier sprintete und man konnte ihm sein dämonisches Vergnügen ansehen. In Todesangst verlor das kleine Säugetier die Orientierung, es wollte von dem Jäger ausweichen und trennte sich von der Herde, die ihm auch keinen Schutz bot.

Die Sonne war gerade aufgegangen und die Luft war feucht und erfrischend kühl. Die Pflanzen öffneten ihre Knospen und Blüten.

Der Velociraptor riss die Ziege zu Boden und entlockte ein erschütterndes Quietschen. Die anderen Ziegen wendeten und verloren sich im Geäst des Waldes. Verzweifelt rang die Ziege mit dem Velociraptor, der auf ihrer Flanke stand und mit nur einem Biss, nur einem Hieb seiner Raubkrallen konnte er das Tier töten. Der Raptor schnupperte am Kopf der Ziege. Es wäre so einfach sie zu töten. Er konnte sie jetzt haben. Da durchströmte den Raptor ein Machtgefühl. Er knurrte und genoss die Angst des Opfertiers. Warum tötete er sein Opfer nicht?

Es hatte sein ganzes Können erfordert, nicht nur seine genetischen Triebe, auch alles, was seine Eltern ihm beigebracht hatten. Ihm und seinen vielen Geschwistern. Er war ein Killer, er tat es nicht aus Instinkt oder Hunger. Er wollte die Ziege töten, aber das sollte er nicht. Hinter dem Busch erklang ein heiseres Geräusch. Er wurde beobachtet. Er sollte nur üben, seine Jagdfertigkeiten trainieren. Mit der Raubkrallen am Hals der blökenden, verängstigt zitternden Ziege wartete er auf seinen Lehrmeister. Der junge Raptor war ein guter Schüler. Es waren zwei ältere Raptoren. Sie erschienen auf ihre Wei-

se, diese martialische Weise, wie abgeklärte Gelehrte. Sie verstanden von der Jagd mehr als jedes andere lebende Wesen. Ihre Intelligenz, ihr Verstand von komplexen Jagdstrategien war einmalig auf der Welt.

Der junge Raptor war ein guter Schüler, auf Geheiß ließ er die Ziege los. Sie rappelte sich auf und flüchtete.

Gratulierend rieben die älteren ihre Schnauze an den Flanken des Jungtiers. Schon lange wurden keine Ziegen mehr getötet, wenn sie nicht alt und schwach waren. Sie waren viel zu wertvoll. Als Lehrmaterial und Trainingsgeräte.

Das Flugzeug hatte sich langsam gesetzt. Über dem Wasserspiegel war jetzt nur noch der untere Teil des Rumpfs. Der obere Teil, der jetzt unter Wasser stand, war in manchen Räumen noch nicht überflutet. Aber sie vermieden es, in das untere Stockwerk zu gehen. Jetzt konnten sie ohne Probleme rein und raus klettern. Es saß auf einer Sandbank auf, es würde nicht mehr tiefer sinken.

Mit den ersten Sonnenstrahlen erwachten die Tiere und plötzlich waren sie nicht mehr alleine auf der Lichtung. Ein Parasaurolophusweibchen mit seinen Jungen stand keine fünf Meter von Marty im Wasser und trompetete. In der Nacht war es kalt und sie mussten sich regelrecht heizen. Deswegen verschwanden sie bei Sonnenuntergang auch im Dickicht des Waldes. Dort kuschelten sie sich aneinander, wie Königspinguine, und hielten sich miteinander warm.

Wahrscheinlich hatte eine Temperaturänderung eine große Bedeutung in ihrem Verband. Was Marty – der die Tiere gerade beobachtete - nicht wusste, sobald ein Weibchen kälter als eine bestimmte Gradzahl war, sahen das die Bullen und ließen sie ziehen, denn sie war trächtig. Das Muttertier verbrauchte dann soviel Energie für sein Junges, dass es sich nicht mehr richtig heizen konnte. Dadurch wurde es langsamer und gefährdeter, schließlich bot jeder andere Parasaurolophus seinen Schutz an. Trächtige Weibchen wurden nicht im Stich gelassen, sie wurden von jungen Männchen und Weibchen beschützt und wenn es darum ging, ein Nest zu bauen, halfen sogar schon die Kleinsten. Es waren sehr gescheite Tiere, ihre soziale Intelligenz war sehr ausgebildet, darunter litt allerdings das Verständnis anderer Dinge, wie etwa das Jagdverhalten ihrer Jäger. Sie wären leichte Opfer gewesen, hätten sie nicht dieses hochentwickelte Sozialleben ausgebildet.

Das Jungtier roch nach Moschus, nicht abstoßend, aber sehr tierisch. Das Muttertier trompetete nachdrücklich, das Junge sollte von Marty verschwinden. Es sollte ihn nicht berühren. Aber es tat es trotzdem. Die Streicheleinheiten von Marty waren einfach zu verlockend. Der Dinosaurier machte einen kehligen Ton, als schnurrte er wie eine Katze. Marty hatte nicht genug Hände um den Dino richtig

zu streicheln, wie man es bei einem Schoßhündchen machte. Hinter den Ohren, am Hals, unter dem Kopf. Der fleischige Schwanz des Dinosauriers platschte ins Wasser und voller Freude urinierte der Parasaurolophus in den See. Ein grünlichgelber Strahl vermischte sich mit dem Wasser des Sees. Es roch nach vergorenen Gräsern, Heu. Marty war fasziniert. Mit dem linken Hinterbein scharrte der Dinosaurier im Wasser. Sein gutturales Schnurren steigerte sich schon zu einem Knurren. Das Muttertier hatte es anscheinend aufgegeben, es sah keine Gefahr mehr in dem kleinen Wesen, das bei seinem Jungtier war.

Jessica war nicht wohl, sie hatte Angst um Marty. Das Tier war so gigantisch, es könnte ihn einfach überrollen. Aber Marty, so übermütig er auch war, war auch vorsichtig und blieb immer in Bewegung. Die Mutter schaute mit einem Auge auf sein Junges. Sie sah keine Gefahr in dem kleinen Wesen, wäre es anders, müsste Marty um sein Leben rennen. Es würde ihn hetzen und töten. Muttertiere konnten unermüdlich sein, wenn es um ihre Jungen ging.

Mit den Händen strich er fest über die fest, fleischfarbene Lederhaut am Unterbauch. Der Dinosaurier rührte. Es war harte Arbeit das Tier zu streicheln und langsam verließ ihn der Wille. Seine Arme taten schon weh. Er tat einen Schritt zurück und schüttelte seine Arme aus. Der Parasaurolophus schnaubte und schaute ihn ungläubig an.

Marty hatte aufgehört den Dinosaurier zu streicheln!

Der Kopf ruckte auf ihn zu und riss den Schnabel auf, er schnappte nach Marty. Marty erschrak und sprang zurück. Er verlor das Gleichgewicht und fiel rückwärts um. Da hatte der Saurier auch schon sein Bein im breiten Maul.

Barbara schrie auf, sie ließ sich ins Wasser gleiten. Jessica sprang hinterher. Das kalte Wasser schockte sie.

Der Parasaurolophus, das Jungtier, drehte sich auf den Bauch und sprang auf und Marty hing aus dem Maul des Pflanzenfressers. Das Tier war extrem stark und schüttelte Marty durch. Marty biss die Zähne zusammen, das Blut schoss ihm in den Kopf. Seine Haare streiften bei jedem Pendeln das Wasser. Mit dieser Wucht, würde das Wasser ihm glatt das Genick brechen. Die Haut seines nackten Beins platzte auf, der Druck war gewaltig. Sein Schienbein knirschte. Der Knochen brach an. Und der Dinosaurier schüttelte ihn wie ein Spielzeug und knurrte böse und bäumte sich auf.

„Marty!“, schrie seine Schwester und weil sie nicht wusste, was sie tun sollte, blieb sie stehen.

Barbara drehte sich im Kreis um alles in sich aufzunehmen. Sie sah wie José ihnen folgte, auf den jungen Parasaurolophus zürante. Sie drehte sich weiter, sah das Muttertier, das noch so viel größer

war als das Junge, das Marty durch die Gegend schleuderte. Mama kam näher.

„Mama ist sauer.“, brüllte Finnigan und sie ging auf das Junge los. Das Parasaurolphusjunge sprang umher und schüttelte Marty, wollte ihn nicht loslassen.

Hätte er doch nur weitergestreichelt!

José riss im Flugzeug eine der orangegelben Kisten auf.

Jessica konnte das nicht mit ansehen. Sie schlug sich die Hände vor die Augen und kam sich hilflos vor.

Das Muttertier vor ihr stieß das Junge mit der Schnauze an.

José sprang in das Wasser, das ihm an dieser Stelle bis zum Kinn reichte. Er hielt ein schweres Gewehr über seinen Kopf und lief so schnell er konnte.

Marty war wie leblos. Er bekam kaum Luft und er glaubte, gleich zu platzen. Das Blut in seinem Kopf rauschte. Das ständige Hin und Her, das Pendeln ließ ihn verrückt werden. Er versuchte alles auszublocken und an etwas Schönes zu denken. Das klappte fast.

Er rutschte. Der Biss des Sauriers wurde lockerer.

Marty rutschte. Das sah nicht gut aus. Er versuchte sich schützend einzurollen, doch er rutschte weiter.

Das Jungtier hörte auf ihn zu schütteln und quiekte. Seine Mutter wollte, dass es aufhört.

Guitierrez Kopf tauchte ganz ins Wasser und das Aufklatschen auf die Wasseroberfläche ließ die Haut an den Armen aufplatzen.

Marty glitt aus den Fängen des Dinosauriers, das Tier warf ihn in die Luft. Guitierrez flog im hohen Bogen, welches Glück, in Richtung Wasser. Er hätte genauso gut an Land landen können, es hätte ihn zerschmettert.

Barbara tauchte ab und schwamm auf Marty zu.

Barbara schlang die Arme um Marty. Sein Blick war leer. Sie schwamm mit ihm an Land. Er lebte. Sein Bein war ausgekugelt, bestimmt würde er bald grün und blau sein.

Barbara fiel auf die Knie. Tom nahm sie in den Arm. Das war alles viel zu viel für sie. Für sie alle.

Dann sahen sie nach Marty. Er schloss seine Augen und als er sie wieder öffnete, schaute er Barbara an. Sein Blick verriet viel.

Barbaras Blick verriet ihm auch viel, als sie wieder zu ihm hinabsah.

Sie sah aus, als hätte sie einen Geist gesehen.

Sie hatte ein Brüllen gehört und ein Klicken aus dem Gebüsch hinter ihr kam als Antwort.

Dann hörte sie ein Knurren und Raunen.

Sie alle hörten ein Rascheln.

Die Gallimimusherde weidete nicht wie die anderen Tiere auf der satten, grünen Wiese, sie zogen den Rand des dichten Dschungels vor. Sie fraßen Farne und gruben Wurzeln aus. Doch jetzt war es noch früh und einige der Tiere schliefen oder dösten. Die jüngsten Dinosaurier lagen in der Mitte der Herde, zur Sicherheit. Sie waren umringt von den Älteren und heute Morgen waren vier ältere Männchen die Wache. Gerade herrschte keine Gefahr, aber sie waren auf der Hut. Die Raptoren jagten entweder mittags, wenn die Tiere alle wach waren oder nachts, wenn alle schliefen. Abends und morgens kümmerten sie sich um ihren Nachwuchs, sie schliefen nicht oft. Wie Delphine war meist eine Hirnhälfte wach und konnte den ganzen Körper steuern. Sie waren auch ähnlich intelligent wie Delphine, nur in einem Punkt waren sie ausgereifter als jedes andere Lebewesen auf diesem Planeten. Ihre soziale Intelligenz, ihre Koordination im Kampf überstieg die der Menschen um ein Weites. Die Velociraptoren wussten, wie sie die Schwächen ihrer Opfer ausnutzen konnten. Gallimimus waren nicht wählerisch bei ihrer Nahrung. Sie fraßen Aas, Pflanzen und auch mal ein Nestgelege. Waren sie beim Fressen, waren sie leichte Beute. Darum jagten Velociraptoren sie mittags.

Eines der Jungen, ein orangefarbenes Weibchen mit ungleichmäßig braunen Sprenkeln an den Läufen und dem Hals hob den Kopf, blinzelte in den blauen Himmel und riss sein Maul auf, zum Gähnen. Eng an seine Geschwister geschmiegt schlief es gleich wieder ein. Später würden sie nicht mehr so oft und lange schlafen können, sie mussten Tag und Nacht für ihre eigenen Jungen sorgen, sie beschützen.

Das bewachende Männchen mit den rötlichen Flecken über den Augen und den tiefgrünen Augen wollte sich gerade ausruhen und ein wenig hinlegen. Da wurde sein Instinkt geweckt. Etwas kam näher und es war zu laut für einen Raptor. So ein seltsames Geräusch hatte er noch nicht gehört. Er ging ohne Angst darauf zu. Die Neugier war überwältigend. Ein Wesen, wie er es noch nie gesehen hatte, trat vor ihn. Es war ein dunkles Tier, das ganz gerade vor ihm stand. Wie ein Baumstamm schien er aus dem Boden zu ragen. Das Männchen ging an das fremde Wesen heran und schnupperte an ihm. Es war kleiner als er, es sah nicht gefährlich aus. Das Wesen roch seltsam und die Haut die es hatte, war glatt und dunkel.

Sky B. White schob den schnüffelnden Kopf ein wenig angewidert von seinem Gesicht weg.

Israel White hatte das Rennen langsam satt. Um diese Zeit waren die Raptoren normalerweise nicht auf der Jagd. Aber es ging ihnen nicht mehr allein um die Jagd der Mörder ihrer Großen Mutter. Ihre Kolonie hatte ernste Probleme. Bevor eine neue Clanführerin ernannt werden konnte, mussten die Feinde gemeinsam bekämpft werden. Sie mussten vernichtet werden.

Eine Art Liane baumelte vor ihm. Er hielt eine Hand daran. Ganz in der Nähe war auch Barbara, mit Marty und Jessica.

Eine Gruppe Velociraptoren hatte sie gefunden und sie aufgescheucht. Marty hatte ein Maschinengewehr.

Israel musste zu ihnen kommen. Ein umgestürzter Baum trennte sie voneinander. Der Raptor schaute ihn an, Israel wusste, dieses Tier würde ihn nicht angreifen. Der Angriff würde von der Seite erfolgen. Er konnte nicht abwarten, was jetzt geschah. Er sprang einfach hoch und zog an der Liane. Er schwang.

Der Raptor knurrte und sprang seitwärts, in die Luft zischend. Er hätte ihm hinterher springen können. Aber er musste den Menschen ablenken. Der Angriff würde von der Seite erfolgen.

Ein Rascheln. Marty schoss eine Salve in den Farn. Jessica schrie. Barbara schaute zu Israel, der an einer Liane pendelte. Sie sah, wie er sich loslassen wollte, um auf dem hohen, umliegenden Baumstamm zu landen. Da war das Rascheln. Es kam näher. Der Morgen war kühl und ihre Sinne waren verdammt wach.

Eine Reizüberflutung, ein Allergiker in einem Blumenbeet. Der Angriff war verdammt schnell erfolgt. Ein Raptor vor Marty, Barbara und Jessica, ein Raptor, unter Israel, der gerade losließ und schon im Fallen war. Ein Raptor, der sprang, im Flug Israel mit sich riss. Marty hatte das Gewehr, er hielt es wie eine Verlängerung seiner Arme. Er schoss einen der Raptoren nieder, seinen „Eigenen“, der ihn vom Angriff ablenken sollte. Israel schrie im Fallen. Der Raptor hatte die Krallen in seinen Bauch geschlagen. Nicht tief. Es war ein ausgewachsenes Männchen, es war ein Männchenrudel. Sie waren alleine. Nur drei oder vier, vielleicht sechs von ihnen und einer war schon tot. Barbara trat dem Raptor vor ihr in die Flanke, er rührte sich nicht. Marty schoss in das Gebüsch, das sich bewegte. Ein Jaulen. Ein Treffer. Er schoss weiter und ein Raptor fiel zu Boden, das hörten sie. Israel rollte sich weg, zappelte. Zwei Tote bisher. Der Raptor, der auf Israel stand, knurrte Marty an. Der Dinosaurier sah die Waffe und wusste was das war. Er biss in den Lauf und wollte Marty die Waffe entreißen. Reflexartig schoss Marty und die Kugeln zerfetzten den Schädel und bohrten sich dann noch in den Rücken. Der Dinosaurier zuckte. Jessica packte den Hals und drückte ihn hoch. Das Tier war nicht schwer. Barbara trat ihm in den Bauch. Die Krallen flutschten aus Israels Wunden.

Eduardo und José, gefolgt von einem weiteren Raptor, der sie zu den anderen trieb, sie sprangen über einen Kadaver und landeten dicht bei dem Raptor, der gegen den Baumstamm fiel und langsam zu Boden rutschte. Sie sahen ziemlich erschrocken aus. Marty fuchtelte mit dem Maschinengewehr. Er sah den Raptor, der ihnen folgte. Barbara auch, sie riss die beiden älteren Männer mit sich zu Boden, um Marty eine freie Schussbahn zu gewähren. Marty schoss, während Jessica Israel auf die Beine half. Er setzte sich auf den Baumstamm. Der letzte Raptor knurrte und sprang auf den Baumstamm. Er stand hinter Israel. White stöhnte und hielt sich den Bauch. Die Wunden waren nicht so schlimm, wie sie hätten sein können. Aber die Schmerzen waren schier unerträglich. Der Velociraptor trat Israel gegen den Kopf. Er schaute Marty an.

Marty schrie, er solle sich ducken. White ließ sich vornüber fallen. Der Raptor wurde von der Maschinengewehrsalve getroffen und er erzitterte. Er fiel rückwärts von dem umliegenden Baum. Er schrie. Marty erkletterte den Baum schwerfällig, weil ihm einfach alles wehtat. Der Dinosaurier rief seine Kollegen. Das Bellen kannten sie inzwischen nur zu gut. Guitierrez atmete tief durch. Ihm war schwindlig.

Er hielt die Waffe an den Kopf des Raptors, der sich aufbäumte und weiterschrie. Und feuerte. Das Tier schrie bis es total zerfetzt war, von Kugeln durchlöchert. Das Magazin war leer und Marty ließ das Gewehr fallen. Sie konnten nicht zurück zum Flugzeug. Sie mussten los, Zuflucht suchen, in einem der Schutzbunker, von denen er nicht wusste, wo sie waren.

Es sah ziemlich schlecht für sie aus.

Er setzte sich und schüttelte den Kopf.

„Weiter!“, brüllte er. Schwankend stand er auf.

Jeremy winkte ihnen mit dem Gewehr zu. Alec humpelte, Tom war tot. Francoise war vor ihnen und sah ängstlich aus.

Sie würden alle sterben!

Marty nahm das Gewehr wieder hoch. Er hatte noch Munition in seiner Hosentasche. Er lud das Magazin nach und stützte sich auf einen Ast, den er als Stock nahm. Er wollte nicht gestützt werden, sie mussten alle auf sich selbst aufpassen und konnten ihn nicht mit sich schleifen. Wer nicht von sich aus überleben konnte, würde es überhaupt nicht schaffen. Pedro war unverletzt, als einziger. Er konnte sich noch verausgaben. Marty war sich sicher, er würde nicht mehr lange heil bleiben. Jetzt mussten sie erst mal weiter. Marty kam sich vor wie ein Waldschrat, er kroch zwischen den Bäumen. Offenes Feld wäre viel zu gefährlich. Sie waren alle angeschlagen und konnten im Freien nicht auf die Deckung einiger Büsche und Felsen hoffen.

Wander tag

Samstag / 6:52 Uhr / Isla Nublar

Er schloss seine Augen und als er sie wieder öffnete, schaute er Barbara an. Sein Blick verriet viel.

Barbaras Blick verriet ihm auch viel, als sie wieder zu ihm hinsah.

Sie sah aus, als hätte sie einen Geist gesehen.

Sie hatte ein Brüllen gehört und ein Klicken aus dem Gebüsch hinter ihr kam als Antwort.

Dann hörte sie ein Knurren und Raunen.

Sie alle hörten ein Rascheln. Es kam aus dem Gestrüpp, keine zwei Meter von ihnen entfernt, sprang ein Velociraptor hervor. Marty ging auf die Knie und atmete einmal tief durch und schloss die Augen. Seine Ohren waren sehr empfindlich geworden, er lauschte. Er erkannte die Situation. Dieser Raptor würde sie nicht angreifen, er war zur Ablenkung erschienen. Der Angriff würde von den beiden Seiten des Strands erfolgen, nicht vom Waldrand aus und auch nicht vom Wasser aus. Er sprang auf und weil er es so schnell machte, schwindelte ihm kurz.

„Wir haben noch zwei oder drei Sekunden. Folgt mir, zurück zum Flugzeug!“, schrie er. Thompson und Francoise hörten es und als sie sahen, wie Marty sich umdrehte und wie ein Besessener zurück ins Wasser rannte, auf sie zu, sprangen sie wieder zurück in die Maschine. Jeremy warf sich auf den Boden, er tat sich dabei weh. Er rutschte auf den Knien zu dem Waffencontainer und riss ihn auf. Er hing sich so schnell er konnte ein Maschinengewehr um die Schulter und steckte die Munition, die Magazine, in seine Hose. José kam aus dem Wasser und rollte sich ab, als er in das Flugzeug hechtete. Er schaute aus der Tür.

Jeremy piff und warf das andere Maschinengewehr. Aus dem Augenwinkel sah José wie die Waffe auf ihn zu flog, er streckte den Arm einfach aus und fing sie. Er wendete sich von der Tür ab und nahm sich Magazine aus dem Container. Er schaute sich das Gewehr kurz an, da lud er es auch schon und entsicherte es. Mit zwei Fingern der rechten Hand winkte er Jeremy zu sich an die Tür. Jessica sprang aus dem Wasser in die Maschine und Francoise zog sie in den Raum.

Marty sah panisch.

„Lauft, lauft!“, schrie er und da kamen sie schon. Sie traten einfach aus dem Schatten der Bäume, da war eben noch nichts zu sehen gewesen. Sie tauchten einfach auf und begannen zu rennen.

Freie Bahn. Tom konnte die ganzen Geschehnisse um ihn herum nicht wahrnehmen.

Sein Bruder Alec war im Flugzeug und nahm auch ein Maschinengewehr an sich. Zu dritt standen sie in der Tür.

Die Flüchtenden liefen gerade ins Wasser, was sie natürlich ausbremste. Der Raptor, der von der rechten Seite des Strands angriff, drehte ab ins Wasser. Es bremste auch ihn, aber er war viel stärker und konnte sich auch im Wasser schneller bewegen als die Menschen. José zielte auf das Tier. Es kam schneller näher. Marty verlor den Boden unter den Füßen, das Wasser war plötzlich tiefer geworden. Schlagartig sackte der Boden ab und er tauchte kurz unter. Er schwamm ein paar Züge. Hinter ihm fiel auch Barbara in die Senke. Sie war nicht so erschrocken wie Marty, sie hatte es durch ihn gesehen und tauchte ab. Tom spritzte Wasser gegen den Raptor, der ihm so schnell näher kam. Aber es war wie in Zeitlupe, er sah die ruckenden Bewegungen des Dinosauriers. Er war sehr verlangsamte. Das Tier zischte und störte sich nicht an dem Wasser. Um Tom und den Velociraptor spritzte das Wasser auf, die Kugeln des Maschinengewehrs zischten durch die Luft. José traf den Raptor und die Kugel riss Fäden tiefroten Bluts mit sich ins Wasser. Tom hatte eine Sekunde gewonnen und er bewegte sich so schnell er konnte. Es war anstrengend, irgendwie brachte es gar nichts. Er war der Letzte in der Reihe der Leute, die zurück in das Flugzeug wollten. José's Maschinengewehr kugeln zischten wild durch die Luft. Beinahe trafen sie ihn. Eine Kugel erwischte seine Wange und Tom schrie auf, der Streifschuss hatte die Haut nicht nur versengt. Sein Blut tropfte in das schäumende Wasser. Der Velociraptor bekam eine Kugel frontal in den Schädel, er schüttelte nur seinen Kopf und ging dann weiter durch das Wasser. Tom tauchte ab. Er schwamm unter der Wasseroberfläche und dann hatte er gleich darauf wieder Boden unter den Füßen. Über der Wasseroberfläche sah er die Maschine vor sich liegen, mit den Leuten die alle schrieten. Sie waren jetzt alle in dem Flugzeug, nur er war noch im Wasser und das Flugzeug war noch zehn Meter weit weg. Der Velociraptor tauchte und Tom sah ihn nicht. Er war unter Wasser, seine Augen waren geöffnet und er packte Tom an seinem Unterschenkel.

Marty bekam von Jeremy eine Waffe in die Hände gedrückt und gezeigt, wie sie zu bedienen war.

José fluchte. Tom schrie um Hilfe. Dann fiel er vornüber ins Wasser und der Velociraptor zog ihn tiefer. Er schrie und wedelte mit den Armen, dann verschwand sein Kopf unter Wasser und Luftblasen stiegen auf. Immer mehr, dann ebte es schlagartig ab und das Sprudeln erstarb.

Alec begann zu toben. Er konnte es nicht glauben, er schlug und trommelte gegen die Bordwand. Er schrie: „Nein!“

Er rannte und stieß Marty dabei um, als er in das Wasser sprang. Tom konnte noch ein paar Meter näher kommen. Alec kämpfte sich durch das Wasser, da sah er die Hand seines Bruders. Tom streckte sie über das Wasser, sie krampfte sich zur Faust. Der andere Velociraptor setzte auf Alec an. Alec Kraft sprang, er griff nach Toms Arm, packte die Schulter. Der Raptor zog sie beide unter die Wasseroberfläche. Tom presste die Lippen zusammen. Er hatte schon einiges an Wasser geschluckt.

Marty konnte alleine nicht aufstehen, er versuchte sich hochzustemmen.

Alec war in Panik. Er konnte den Raptor sehen und das Blut, das überall um ihn herum war.

José nickte den anderen zu und ging zurück ins Wasser. Der zweite, der dritte Velociraptor kam auf ihn zu. Sie schwammen sehr schnell und man sah nur ihre ruckenden Köpfe. Etwas Unvorstellbares, aber er konnte es sehen. José schickte ein Stoßgebet gen Himmel und schüttelte dabei mit dem Kopf. Er legte das Gewehr an. Einer der beiden Raptoren kam jetzt direkt auf ihn zu. Sie waren sehr still, aber er hörte ihr angestregtes Schnaufen. Jeremy kam hinter ihm ins Wasser und schoss, während er noch auf sie zu lief. José schoss auf den Kopf, das einzige sichtbare Ziel, und er hoffte, dass die Tiere dort empfindlich waren.

Sie wichen den Kugeln aus. Gerissene Hunde. Das Gewehr verzog und er musste immer wieder neu zielen. Der Velociraptor kam schnurstracks auf José zu. Er bekam ein wenig Angst. Da traf er das von ihm aus rechte Auge des Dinosauriers und die Kugel ließ es zerplatzen. Der Dinosaurier jaulte und stoppte, wobei er ein wenig unterging, er paddelte noch mit den Hinterläufen. Jeremy Thompson verschoss eine Salve auf den Hinterkopf, der Raptor hatte den Kopf abgewandt. Der Schädel platzte auf, die Kugeln zerfetzten das Hirn und der Raptor ging blubbernd unter. Der zweite Raptor, vor ihnen, war der jüngere gewesen, der sie ablenken sollte. Als er sah, was mit dem anderen geschehen war, ging er auf Tauchstation und sie wussten nicht, in welche Richtung er schwamm. Wenn er denn schwamm. Das Wasser war für José mehr als hüfthoch. Jeremy war ein wenig größer, aber nicht wesentlich. Das Wasser war trüb. Das Mistvieh konnte einfach überall sein.

Alec spielte Tauziehen mit dem Velociraptor. Tom bewegte sich nicht mehr. Auch ihm ging bald die Luft aus, irgendwie kam ihm nicht in den Sinn aufzugeben.

Jeremy hörte hinter sich ein Platschen und erschrak. Es war nur Marty, der mit seinem Gewehr aus dem Flugzeug kam. Barbara schaute sich ein Gewehr an, sie stand in der Tür. Dann legte sie es

an und ließ ein paar Kugeln durch die Luft zischen. Von weiter hinten konnte sie den Velociraptor eher erkennen als die Männer, die direkt vor ihm standen. Ein dumpfes Klatschen und dann tauchte der Raptor auf. José brüllte etwas, erschrocken. Jeremy behielt einen kühlen Kopf, er zielte und schoss. Das Blut spritzte und der Raptor zischte. Die Kugeln vermochten den Schädel kaum zu durchdringen. Jeremy schoss auf den Hals. Das verwundete Tier war sichtlich entsetzt, es merkte, dass es sterben würde. Es wusste nicht, was es tun sollte. Es begann zu torkeln. Die Kugeln bohrten sich durch seinen Körper. Er schien Schmerzen zu fühlen. Und das schien ihn noch mehr zu verwirren. Er blinzelte und torkelte. Jeremys Magazin war leer. Marty löste ihn ab. Jeremy nickte ihm zu.

Marty schrie, als eine weitere Gewehrsalve den Schädel zerfetzte. Jeremy warf sich das Gewehr um die Schulter und machte einen Hechtsprung, dorthin, wo Alec und Tom unter Wasser gezogen worden waren.

Der Raptor fiel ins Wasser und ging blubbernd unter. José ging die drei Schritte zu dem Toten und nahm ein Messer um sich zu vergewissern, dass der Raptor wirklich tot war.

„Jetzt ist es tot.“, sagte er und ließ den Kadaver wieder los. Marty nickte nur. Er fühlte im Moment nichts, er kam sich schlaff und ausgelaugt vor. Das kalte Wasser, das ihn umschloss ließ ihn vor sich selbst ekeln. Blutfäden, sein Blut und das der Raptoren, umwehten ihn. Barbara winkte ihm zu und sie sah so wunderschön aus. Er war einfach nur sprachlos und kurz vergaß er das Blut und die anderen Sachen. Wie sie ins Wasser stieg. Er schaute ihr zu, bis sie vor ihm stand. Sie war so entsetzlich schön. Sie lächelte ihn an, als wisse sie, was er dachte.

„Wir sollten von hier verschwinden.“, meinte sie. Marty nickte, es war egal was sie gesagt hatte, er hätte zu allem genickt. Er schaute in ihre Augen und sie hielt ihn gefangen, er musste sich befreien.

Sie mussten von hier verschwinden.

Er half seiner Schwester aus dem Flugzeug.

Barbara drehte sich um und sie schrie: „Nehmt soviel mit wie ihr tragen könnt.“

Sie war wild entschlossen. Als sie sich wieder zu ihm umdrehte, lächelte sie ihn wieder an. Jeremy tauchte in einiger Entfernung auf und er hatte Alec im Schlepptau. Barbara sah ganz schlagartig besorgt aus: „Wo ist Tom?“

Wie auf Stichwort tauchte seine Leiche an der Oberfläche auf, mit ihm ein Raptor, der wie ein Schwein angestochen war und literweise Blut verlor.

Jeremy gab Alec an José weiter. Er schwamm die wenigen Züge zu den blutenden Kadavern und nahm Tom, er wollte ihn zum Flug-

zeug bringen. Francoise brach in Tränen aus. Sie wich von dem Toten zurück und Jeremy nahm sie in den Arm. Jetzt waren sie alle im Flugzeug. Marty tastete Alec Krafts Körper ab, er atmete schnell und abgehackt. Sein Gesicht war verzogen, er hatte seinen Bruder nicht retten können. Sein Bruder war tot. Er war weg und es würde einige Zeit dauern, bis er es verkraftet hatte. Er wollte alleine sein und nachdenken, aber er hatte Angst davor.

Marty sah erleichtert aus, er sagte: „Es wird ein langer Wandertag für uns alle. Aber ihm geht es gut. Alles ist heil geblieben.“

Ach ja, nichts war in ihm heil geblieben. Er war total zerrissen und wünschte sich, tot zu sein, anstelle seines Bruders.

Marty setzte sich vorsichtig in eine Ecke und legte sich dann hin. Er brauchte jetzt ein bisschen Ruhe, der Tag würde sehr lang werden. Sie würden lange laufen müssen. Sie würden mindestens eine Stunde brauchen, wenn sie die Safarilodge sofort fanden, aber es war unwahrscheinlich, dass sie einfach den Straßenschildern folgen konnten. Ganz hier in der Nähe musste die Dschungeltourstraße verlaufen, sie führte an den ursprünglichen Gehegen vorbei, die Straße musste auch zu dem Hotel führen.

Aber sie waren ja nicht auf die Safarilodge festgelegt, angewiesen, jedes Hotel hatte einen vollausgestatteten Schutzbunker im Keller. Theoretisch müssten die Bunker auch in den Bauruinen schon fertiggestellt worden sein. Wie gesagt, theoretisch.

„Ich wäre dafür, dass wir hier kurz Pause machen.“, sagte Marty und rieb sich die Hände an seiner Hose. Sein Brustkorb hob und senkte sich. Barbara setzte sich an seine Seite und schaute dem Heben und Senken zu.

Jeremy schaute aus der Tür, in den Wald. Er drückte Francoise an sich. Er brauchte seine Medikamente, er entschuldigte sich bei Francoise und sie setzte sich zu Barbara. Eduardo und José schwiegen und kontrollierten ihre Waffen, luden sie nach.

Die Sonne stieg höher. Sie warteten etwa eine halbe Stunde. Jetzt war es 7 Uhr und 38 Minuten. Zwanzig vor acht.

Alec sagte nichts. Er hatte sich zusammengerollt und schluchzte. Kraft hatte seinen Bruder verloren, seine Welt war untergegangen und er hatte sich auf keine Eisscholle retten können. Sie mussten los. Die Raptoren kamen zwar noch nicht wieder, aber vielleicht holten sie nur Verstärkung. Sie hatten gehört, wie die Raptoren gerufen hatten und Marty hatte die Tonfolge erkannt. Marty war sich sicher, dass sie um Hilfe gerufen hatten und ihren Ort verraten hatten. Es war wichtig, hier zu verschwinden.

„Wir müssen ein Stück durch den Wald laufen um auf die Straße zu kommen, von dort ist es nur noch ein kleiner Marsch bis zum Hotel. Dort können wir problemlos eine oder zwei Wochen bleiben.“,

sagte Marty zu seinem Gefolge. Er hatte überall Schmerzen, im Kopf vielleicht mehr als im Rest des Körpers. Ein Ast streifte ihn, er spürte die Berührung und dieses Fühlen war sehr intensiv. Durch den Schmerz war er sehr sensibel, es kam ihm so vor, als höre und sehe er mehr. Jetzt bemerkte er diesen Ast an seinem Knie. Ein Ästchen, ganz grün und jung. Ein junger Trieb, der Gedanke konnte ihn nicht ablenken. Etwas huschte durch das Geäst, es war so, als hätte er einen Schatten gesehen. Er war anscheinend der Einzige, der es bemerkt hatte. Eingebildet hatte er es sich nicht. Hier wimmelte es vor Gefahren, es gab noch andere Tiere als Velociraptoren.

Marty war sich nicht mal sicher, ob diese Biester die gefährlichsten dieser Insel waren.

Sie betraten eine andere Welt, der Wald war blickdicht und das Licht der aufgehenden Sonne war dumpf. Er sagte nichts, war aber bereit zu schießen. Es kam kein Angriff. Es war eher, als gäbe man ihnen sicheres Geleit durch den Wald. Er hatte den Schatten von Baum zu Baum huschen gesehen. Man führte sie durch den Wald! Sie mussten vorsichtig sein. Barbara hatte sie nun auch gesehen, auch sie schwieg, so wie José, der mit dem Gewehr die Nachhut bildete und ihre schwache, leicht angreifbare Gruppe abschloss. Vor ihm lief Eduardo. Eduardo Caucho machte sich Sorgen, er kam sich so schuldig. Er achtete kaum darauf, wo er hinlief und stolperte über das Wurzelwerk. Er war ein Stadtmensch, vielleicht war er das nicht immer gewesen, aber geworden. Sie liefen ziemlich schnell.

Israel White hatte das Rennen langsam satt. Um diese Zeit waren die Raptoren normalerweise nicht auf der Jagd. Aber es ging ihnen nicht mehr allein um die Jagd der Mörder ihrer Großen Mutter. Ihre Kolonie hatte ernste Probleme. Bevor eine neue Clanführerin ernannt werden konnte, mussten die Feinde gemeinsam bekämpft werden. Sie mussten vernichtet werden.

Eine Art Liane baumelte vor ihm. Er hielt eine Hand daran. Ganz in der Nähe war auch Barbara, mit Marty und Jessica.

Eine Gruppe Velociraptoren hatte sie gefunden und sie aufgescheucht. Marty hatte ein Maschinengewehr.

Israel musste zu ihnen kommen. Ein umgestürzter Baum trennte sie voneinander. Der Raptor schaute ihn an, Israel wusste, dieses Tier würde ihn nicht angreifen. Der Angriff würde von der Seite erfolgen. Er konnte nicht abwarten, was jetzt geschah. Er sprang einfach hoch und zog an der Liane. Er schwang.

Der Raptor knurrte und sprang seitwärts, in die Luft zischend. Er hätte ihm hinterher springen können. Aber er musste den Menschen ablenken. Der Angriff würde von der Seite her erfolgen.

Ein Rascheln. Marty schoss eine Salve in den Farn. Jessica schrie. Barbara schaute zu Israel, der an einer Liane pendelte. Sie

sah, wie er sich loslassen wollte, um auf dem hohen, umliegenden Baumstamm zu landen. Da war das Rascheln. Es kam näher. Der Morgen war kühl und ihre Sinne waren verdammt wach.

Eine Reizüberflutung, ein Allergiker in einem Blumenbeet. Der Angriff war schnell erfolgt. Ein Raptor vor Marty, Barbara und Jessica, ein Raptor, unter Israel, der gerade losließ und schon im Fallen war. Ein Raptor, der sprang, im Flug Israel mit sich riss. Marty hatte das Gewehr, er hielt es wie eine Verlängerung seiner Arme. Er schoss einen der Raptoren nieder, seinen „Eigenen“, der ihn vom Angriff ablenken sollte. Israel schrie im Fallen. Der Raptor hatte die Raubkrallen in seinen Bauch geschlagen. Nicht tief. Es war ein ausgewachsenes Männchen, es war ein Männchenrudel. Sie waren alleine. Nur drei oder vier, vielleicht sechs von ihnen und einer war schon tot. Barbara trat dem Raptor vor ihr in die Flanke, er rührte sich nicht. Marty schoss in das Gebüsch, das sich bewegte. Ein Jaulen. Ein Treffer. Er schoss weiter und ein Raptor fiel zu Boden, das hörten sie. Israel rollte sich, zappelte. Mit den Händen hielt er den Kopf des Raptors von sich. Er boxte auf das Tier ein. Zwei Tote bisher. Der Raptor, der auf Israel stand, knurrte Marty an und bekam einen Faustschlag aufs Auge. Er ignorierte es.

Der Dinosaurier sah die Waffe und wusste was das war. Er biss in den Lauf und wollte Marty die Waffe entreißen. Reflexartig schoss Marty und die Kugeln zerfetzten den Schädel und bohrten sich dann noch in den Rücken. Der Dinosaurier zuckte. Jessica packte den Hals und drückte ihn hoch. Das Tier war nicht schwer. Barbara trat ihm in den Bauch. Die Krallen flutschten aus den Wunden.

Eduardo und José, gefolgt von einem Raptor, der sie zu den anderen trieb, sprangen über einen Kadaver und landeten dicht bei dem Raptor, der gegen den Baumstamm fiel und langsam zu Boden rutschte. Sie sahen ziemlich erschrocken aus. Marty fuchtelte mit dem Maschinengewehr. Er sah den Raptor, der ihnen folgte. Barbara auch, sie riss die beiden älteren Männer mit sich zu Boden, um Marty eine freie Schussbahn zu gewähren. Marty schoss, während Jessica Israel auf die Beine half. Er setzte sich auf den Baumstamm.

Der letzte Raptor knurrte und sprang auf den Baumstamm. Er stand hinter Israel. White stöhnte und hielt sich den Bauch. Die Wunden waren nicht so schlimm, wie sie hätten sein können. Aber die Schmerzen waren unerträglich. Der Velociraptor trat Israel gegen den Kopf. Er schaute Marty an. Marty schrie, er solle sich ducken. White ließ sich vornüber fallen. Thompson schoss. Der Raptor wurde von der Maschinengewehrsalve getroffen und er zitterte. Er fiel rückwärts von dem umliegenden Baum. Er schrie. Marty erkletterte den Baum schwerfällig, weil ihm einfach alles wehtat. Der Dinosaurier rief seine Kollegen. Das Bellen kannten sie inzwischen nur zu gut. Guitierrez atmete tief durch. Ihm war schwindlig. Er hielt die

Waffe an den Kopf des Raptors, der sich aufbäumte und weiter-schrie. Bis er total zerfetzt war, von Kugeln durchlöchert. Das Maga-zin war leer und Marty rastete es aus und ließ es fallen. Sie konnten nicht zurück zum Flugzeug. Sie mussten los, Zuflucht suchen, in ei-nem der Schutzbunker, von denen er nicht wusste, wo sie waren. Nur ungefähr.

Es sah ziemlich schlecht aus für sie.

Er setzte sich und schüttelte den Kopf.

„Weiter!“, brüllte er. Schwankend stand er auf.

Jeremy winkte ihnen mit dem Gewehr zu. Alec humpelte, Tom war tot. Francoise war vor ihnen und sah ängstlich aus.

Sie würden alle sterben!

Marty nahm das Gewehr wieder hoch. Er hatte noch Munition in seiner Hosentasche. Er lud das Magazin nach und stützte sich auf einen Ast, den er als Stock nahm.

Er wollte nicht gestützt werden, sie mussten alle auf sich selbst aufpassen und konnten ihn nicht mit sich schleifen. Wer nicht von sich aus überleben konnte, würde es überhaupt nicht schaffen.

Pedro war unverletzt, als einziger. Er konnte sich noch veraus-gaben. Marty war sich sicher, er würde nicht mehr lange heil blei-ben. Jetzt mussten sie erst mal weiter. Marty kam sich vor wie ein Waldschrat, er kroch zwischen den Bäumen. Offenes Feld wäre viel zu gefährlich. Sie waren alle angeschlagen und konnten im Freien nicht auf die Deckung einiger Büsche und Felsen hoffen.

Die Raptoren waren verschwunden, aber wieso?

Es war wohl egal, aber dann hörten sie es.

Ein leiser, aber durchdringender Eulenschrei.

José drehte sich schnell in die Richtung aus der der Laut ge-kommen war. Er vernahm den Schatten, der sie begleitete. Jetzt sa-hen es alle Anderen auch.

„Oh, Gott!“, stöhnte Alec. „Sie kommen wieder.“

Marty schüttelte energisch den Kopf: „Nein.“

„Was ist es?“, fragte José.

Dann hörten sie ein Zwitschern, dem der Raptoren nicht unähn-lich. Vielleicht ahmten sie die Geräusche der Raptoren nach, um be-drohlicher zu wirken. Jeremy kniff die Augen zusammen, vom Star-ren in das Grün taten sie schon weh. Francoise begann zu zittern.

„Lasst uns schnell weiter gehen!“, befahl Marty und fügte hinzu: „Die sind der Grund dafür, dass die Raptoren weg sind.“

Er stieg über etwas modriges, was früher mal ein Baumstamm gewesen war. Da war der Eulenschrei wieder und jetzt sah er das Tier genau, vor der Böschung, hinauf zur Straße.

Eine Falle.

Marty musste lächeln. Die Waffe im Arm gab ihm Sicherheit. Er hatte keine Angst. Er glaubte zwar nicht, dass die Raptoren ver-

schwunden waren, weil dies das Gebiet einer anderen Spezies war, aber vielleicht wollten sie keine weiteren Verluste riskieren und erst mal die Konkurrenz ranlassen. Er war sich sicher, sie wurden noch von ihnen beobachtet. Der Schatten wurde größer, sie sahen, wie der Kopf größer wurde, der Dinosaurier hatte einen Halskragen aus bunt schillernder Haut und schlug ihn auf. Imposant sah das Tier aus, auch gegen das Licht. Sie konnten nur die Umrisse erkennen.

Da platschte ein dunkler Fladen an Martys nackte Schulter. Erschrocken schrie er auf. Es brannte augenblicklich. Es waren noch fünf oder sechs Meter zu dem Dinosaurier, der ihn angespuckt hatte. Sie liefen langsamer, Marty gleichauf mit Barbara. Das Brennen war schlagartig da und unausweichlich, wäre er nicht halbwegs darauf vorbereitet gewesen, hätte es ihm den Verstand geraubt.

„Nein!“, schrie er Barbara an, die nach dem schleimigen Auswurf greifen wollte. „Nicht anfassen! Renn!“

Das brauchte er ihr nicht zweimal zu sagen.

Dann betete er die Informationen herunter, die er über die Saurier wusste: „Dilophosaurier, Theropode, Fleischfresser, sie sind nicht sehr schnell, wir haben eine reelle Chance, wenn wir schnell genug sind. Sie spucken ein Gift, es lähmt die Muskeln und bei Kontakt mit der Hornhaut führt es zur Erblindung.“

Es war nicht an jemand genaues gerichtet. Er rief es einfach so heraus. Marty spürte die Haut unter dem dunklen Schleimklumpen, an seiner Schulter prickeln.

Es begann taub zu werden und bald würde er die Schulter nicht mehr bewegen können, sein ganzer Arm wäre bewegungslos.

Die Dilophosaurier waren mehr als drei, da war Marty sich sicher. Man wusste so gut wie nichts über Dilophosaurier, sie schienen im Rudel zu jagen. Sie bespuckten ihre Opfer und warteten dann ab.

Sie liefen direkt auf einen zu. Er bewegte sich nicht, aber Marty sah, wie der Kopf leicht ruckte. Er duckte sich und wich einem weiteren Schleimklumpen aus. Das Zeug hätte ihn ins Gesicht getroffen. Jeremy, Barbara und Marty eröffneten gleichzeitig das Feuer auf das Tier. Es war wohl mehr als überrascht, es schien nicht sonderlich intelligent und schnell zu sein. Sie waren nicht für den Nahkampf gerüstet, ihre Krallen taugten nur dazu, Kadaver zu öffnen.

„Das ist einfach unglaublich!“, brüllte Marty aufgeregt. Der Dilophosaurier, blieb an Ort und Stelle stehen. Im Gegenlicht der offenen Fläche hinter dem Dilo sahen sie, wie der aufgeschossene Bauch aufklaffte und Gedärme auf den feuchten Grasboden klatschten. Der Dinosaurier verdrehte die Augen in den Höhlen. Seine Beine zitterten und er urinierte, was schrecklich roch. Marty bekam Spritzer des Urins ab, er verzog sein Gesicht, mit der flachen Hand stieß er den Dinosaurier um, dessen Schulterhöhe etwa auf derer Martys lag. Wie ein Brett fiel das Tier.

Das Eulengeräusch war hinter ihnen. Jeremy schoss dem Dilophosaurier auf dem Boden den Kopf weg. Es war eine verdammte Sauerei. Dann drehte er sich rum. Da stand ein größerer Dilophosaurier, er riss sein Maul auf. Was schon sehr bedrohlich aussah. Zwischen Jeremy und dem Alptraum mit dem schlechten Atem waren Jessica, Israel, Pedro, Barbara und Francoise, sie wussten nicht, was sie tun sollten. Dann stellte er den Hautkragen auf, der in bunten, grellen Farben schillerte und er wollte wieder spucken. Barbara nahm ihr Gewehr und rammte den Lauf in den Unterbauch, der sehr warm und weich war. Sie feuerte und der Saurier zuckte zurück, schnappte nach ihr. Er hatte ein ziemlich großes Loch in der Flanke. Das Blut war dunkelrot und es schoss hervor, lief über ihre Hände, über ihre Arme. Barbara schrie auf und wich dem Kopf aus. Das Tier war nicht so schnell, es reagierte langsam und bewegte sich wie ein verwundeter, angeschlagener Vogel. Marty trieb seine Schwester und die beiden Jungs voran, er sagte: „Dreht euch nicht um. Lauft.“ Er war noch immer ziemlich ruhig. José und Eduardo sprangen, für ihr Alter sehr elegant und gelenkig über den Kadaver des Dilophosauriers. Sie waren aufmerksam und führten die anderen auf die Böschung, hinauf zur Dschungelstraße.

„Das ist einfach unglaublich.“, sagte Jessica hastig.

„Was?“, fragte Francoise sie.

Jessica: „Vier Angriffe nacheinander. Wir wurden schon viermal von diesen Scheißviechern attackiert. Alles wimmelt von ihnen.“

Sie standen jetzt auf der Straße. Das Teer war spröde und rissig, Der Dschungel hatte ihn nicht ganz zurückerobert, ein kleiner Erfolg dieser Besiedlung durch Menschen. Sie hatten eine gute Übersicht über das Tal, das auf der anderen Seite der Straße lag.

Es war Krieg.

Die Kugeln waren nicht immer gut gezielt.

Jeremy brüllte den Saurier an. Sie konnten nicht alle töten. Nicht genug Munition. Marty hatte nichts mehr. Er wollte zu den anderen. Konnte er Jeremy allein lassen, der wollte nicht von der Schlacht abziehen?

Der Schlag traf Jeremy hart, gerade wollte Marty ihn fragen, ob er gehen konnte. Jeremy torkelte, er prallte gegen einen Baum.

„Shit!“, brüllte er. Gleich würde er überkochen, die Aggression stieg an. Er sah nur noch Blut. Jeremy fing das Blut, das aus seiner Nase strömte nicht auf und wischte es mit dem Unterarm weg.

Sie hätten am Flugzeug bleiben sollen!

Da traf ihn der fleischige Peitschenschwanz des Dilophosaurus wieder, diesmal am Bauch. Er krümmte sich zusammen. Das Maschinengewehr lag vor ihm. Marty warf sich auf den Boden. Der große Saurier wand sich geschickt um. Er knurrte. Er spuckte einen dicken Klumpen auf Jeremys Kopf. Jetzt reichte es ihm.

Marty wollte nach dem Gewehr greifen, Jeremy riss es ihm weg und er knurrte böse. Er hatte verlernt zu sprechen, er war jetzt ein Tier. Das Gift, der Schleimklumpen klebte auf seinem Kopf und rann langsam auf die Stirn. Er schoss in den Brustkorb des Dinosauriers. Dann ließ er das Gewehr auf Marty fallen, der lag unter dem blutenden dritten Dilophosaurier. Jeremy zog ein Messer, ein langes Messer. Er, im Gegensatz zu dem Dinosaurier, war in Nahkampf ausgebildet und tötete schnell und effektiv. Er sprang den Saurier an. Trat ihn und stieß das erste Mal fest zu. Die Klinge bohrte sich dort in den Schädel, wo der Knochen aus Gewichtsgründen ausgespart war. Er vermöbelte den Dilophosaurier nach allen Regeln der Kunst. Marty bekam bei jedem Tritt Blut ab, er konnte nicht aufstehen und musste sich sogar noch ducken. Der Saurier trat einen Schritt zurück.

Marty rollte sich an einen Baum. Blut in seinen Augen ließ ihn zwinkern. Er stand unter großen Schmerzen auf und musste sich von Baum zu Baum bewegen. Er sah nicht, wie ein anderer, kleinerer Saurier ihm folgte. Wo kamen diese Geister nur her? Sie tauchten einfach auf. José pfiß ihm zu. Er konnte nicht pfeifen, zu wenig Luft. Eduardo bedeutete den Frauen und den drei Jungs mit einer Hand dort zu bleiben. José war schon bei Marty, er stützte ihn und schaute den jungen Dilophosaurier nur böse an. Eduardo schoss.

„Alles in Ordnung.“, sagte Marty. Es war nicht alles in Ordnung.

„Du siehst schrecklich aus.“

„Ich weiß.“

„Wo ist Thompson?“, fragte er Marty, er zog ihn die Böschung hoch. Barbara nahm ihn José ab. Sie trug ihn in die Mitte der Straße, wo er sich absetzte. Er wischte sich das Blut und den Schmutz aus dem Gesicht. Francoise trat von einem Bein auf das andere. Sie konnte Jeremy nicht sehen.

Jeremy kniete über dem Kopf des Dilophosauriers. Er schnitt ihn ab. Das Blut machte ihn nur noch rasender. Thompson hatte alles vergessen, alles andere. Er wollte jetzt nur noch töten. Da gab es keine anderen Menschen mehr, er bekam einen weiteren Schleimklumpen ins Gesicht. Er fühlte das Taubwerden. In seine Augen war noch nichts gekommen. Sie konnten nicht gut zielen. Der Schleim schmeckte widerlich bitter und salzig. Er hätte fast gekotzt. Er blutete stark, aber das war ihm egal. Es war, als wäre sein Körper nur eine schmutzige Arbeitskleidung, die man einfach wechseln konnte. Ein gesunder Mensch, mit gesundem Menschenverstand wäre schon längst abgehauen.

Dilophosaurier waren primitive, sehr alte Dinosaurier des Unterjura vor etwa 200 Millionen Jahren. Sie gehörten zu der Familie der Megalosaurier, man fand ihn in der westlichen USA.

Jeremy achtete nicht darauf, dass es immer mehr Dilophosaurier waren. Sie kamen zusammen, versammelten sich um ihn.

Er hatte den Hals des einen durchtrennt. Sie bespuckten ihn. Im Kreis standen sie um ihn. Jeremy stand auf, er wehrte ihr Gift ab, wischte es sich an seinen Kleidern ab. Seine Beine waren zum Glück von Hosen bedeckt und es würde dauern, bis sie taub und bewegungsunfähig waren.

Einer in der Gruppe fauchte besonders laut.

Marty hatte sein Maschinengewehr mitgenommen, wieso hatte er das getan. Oh, Jeremy hasste ihn dafür. Der Hass war überwältigend. Der Lauteste in der Gruppe war zudem der kleinste, kleiner als Jeremy. Jeremy hatte keine Angst. Alles war weg, er war ein anderes Wesen. Das kleine Biest stolperte beim Zurückspringen über seine eigenen Beine. Es fiel. Der Kreis um ihn herum zog sich enger zusammen, er stand noch immer in der Mitte des Kreises. Sie ließen ihn nicht abhauen. Das junge Tier zischte und grölte. Jeremy schlitze ihm mit einem Streich den Bauch auf und die hervorquellenden Gedärme trat er weg, weil er wusste, das es dem Dinosaurier wehtat. Er wollte das Kleine quälen, zu Tode quälen.

Er hasste dieses Ding, er trat dem Tier auf den Kopf. Die älteren erstarrten, sie nahmen wahr, was hier geschah. Sie schauten zu. Verwirrt.

Es waren Raubtiere, genau sein Fachgebiet, er dachte so wie sie. Es waren nur dumme Tiere, er war mehr, das bestärkte ihn. Der schillernde Knochenkamm auf dem Kopf sah ziemlich zerbrechlich aus. Er stampfte auf den Schädel und tatsächlich, die stark durchbluteten Knochenkämme brachen wie vertrocknetes Laub im Herbst.

José lehnte an einem Baum. Was sollte er tun? Es waren zu viele. Nur Jeremy konnte etwas unternehmen, er musste aus ihrem Kreis treten.

Er konnte nur zuschauen, es brachte nichts zu schreien.

Jetzt warf er Steine, er wollte keine Munition verschwenden. Aber dann schoss er doch in den Kreis der Dilophosaurier.

Die Treffer waren unerheblich, ein Saurier drehte sich zu ihm und machte den Eulenlaut, trillerte trotzig.

Barbara Finnigan, Marty Guitierrez, Israel White, Jessica Guitierrez, Pedro Martinez, Eduardo Caucho, Alec Kraft und Françoise Mestré standen auf der Straße und konnten nichts unternehmen. Eduardo wollte Françoise zurückhalten, aber sie lief die Böschung hinab.

„Nein!“, schriegen sie ihr hinterher.

Sie weinte. Das konnte doch nicht geschehen!

Sie rannte an José vorbei, der erschrocken aufschrie.

„Komm zurück!“

Sie hörte nicht. Die Dilophosaurier waren dreizehn an der Zahl. Ein großes Rudel, das einzige auf dieser Insel.

Francoise konnte Jeremy nicht sehen, aber sie hörte ihn schreien. José ließ das Gewehr los, es hing ihm um die Schulter. Gleich war er hinter Francoise.

Marty schlug sich mit der Faust ins Gesicht.

„Warum sind wir nicht im Flugzeug geblieben? Warum sind wir nicht auf einen Baum geklettert?“, fragte er sich selbst laut. José packte sie und zog sie an sich. Sie schrie schrill. Die Dinosaurier nur Zentimeter entfernt und ziemlich uninteressiert. Warum? Sie waren doch in der Überzahl, Jeremy war alleine. Die Saurier waren sehr leise. Man hörte sie nur atmen. Francoise schrie, so laut sie konnte: „Jeremy! Jeremy ich liebe dich.“

Jeremy atmete tief durch, das Brennen war sehr schlimm. Da hörte er die Stimme. „Jeremy! Jeremy ich liebe dich.“

Er wachte auf. Eben hatte er noch wild um sich getreten und geschlagen. Diese Biester waren einfach nur noch näher gekommen. Hatten sich um ihn gedrängt um ihn zu zerquetschen, ihn zu zerstampfen. Jetzt kam er zu Sinnen. Er hatte höllische Schmerzen, sein Kopf dröhnte, aber plötzlich war alles ganz klar.

Barbara wischte Marty das Gift, den Schleim, mit großen Blättern von der Schulter. Sie war inzwischen taub und gefühllos.

Jeremy schrie zurück: „Francoise! Ich liebe dich.“

Er schüttelte sich und steckte das Messer weg, als wäre nichts gewesen.

„Francoise!“

Die Tier machte ihm Platz, als er zwischen ihnen durchlaufen wollte. Sie hatten ihre Beute noch nicht verloren. Seine Arme wurden langsam taub und seine Augen brannten wie die Hölle. Da begann seine Zunge taub zu werden. Sein Unterkiefer lockerte sich, sein Mund stand gleich sperrangelweit auf. Er konnte nicht mehr richtig sprechen. Sein Gesicht wurde eine Maske, regungslos. Ein Auge fiel ihm zu, er bemerkte es nicht, er hatte darauf sowieso schon nichts mehr gesehen. Seine Hände wurden schlaff. Ein widerliches Gefühl, so langsam zu sterben. Er fühlte nichts mehr, aber er konnte sich noch bewegen.

Keine Empfindungen der Sinne mehr. José zog sich das Gewehr von der Schulter und hielt Francoise hinter sich. Er könnte nicht viel ausrichten, aber Jeremy vielleicht retten. Jeremy schaffte es in einer letzten spastischen Verzerrung Francoise anzulächeln. José warf ihm das Gewehr zu.

Marty stand auf, er lief die Böschung hinab.

José bemerkte Marty, der näher kam. Die Dilophosaurier wurden unruhig. Sie lösten den Kreis auf, als Jeremy aus ihrem Kreis trat. Marty schaute José an, er zeigte auf Françoise und bedeutete Marty, sie sich zu schnappen, er würde – ein weiterer Fingerzeig – Jeremy Thompson nehmen. Sie würden losrennen. José schrie es die Böschung hinauf.

Eduardo rührte sich nicht. Er trieb die anderen an, wegzurennen. Er selbst blieb aber stehen, sein Freund war da unten. Er wollte auf Marty warten. Der jüngere Mann konnte ja selbst nicht mehr richtig laufen.

Marty Guitierrez stellte sich dicht hinter Françoise. Sie hatte die Arme ausgestreckt, nach Jeremy, der die Waffe in seine tauben, steifen Finger nahm. Er konnte die Waffe nicht kontrollieren und es löste sich ein Schuss.

Die Dilophosaurier wurden unruhig. Es war nur eine Sache von Sekunden, bevor sie angriffen.

Die Kugel, Marty sah sie fliegen, kam direkt auf ihn zu. Jeremy lief, an ihnen vorbei. Mit schnellen, unbeholfenen Schritten, es begann jetzt auch in den Beinen.

Die Kugel bohrte sich gerade in Martys Unterarm, als er den Arm um Françoise schlang, um sie mit sich zu reißen. Er riss sie schon mit sich, als die Kugel ihn traf. Es war nur eine Patrone. Er spürte einen heftigen Schmerz in dem ansonsten tauben Arm. Ganz legte das Gift die Nerven nicht lahm. Die Kugel ging durch und als Françoise aufstöhnte und auf ihn zufiel, wusste er sofort, was passiert war.

José hatte Jeremy nicht an sich reißen können. Thompson stolperte am Ansatz der Böschung. Er war gleichauf mit José, Eduardo ließ sich fallen, wollte nach ihm greifen. Da spuckte einer der Dilophosaurier, deren Taktik es war, abzuwarten, bis das Gift wirkte. Er traf José's Brust, er trug ein Hemd. Eduardo wich einem schleimigen Geschoss aus, es platschte in das Gras. Ein ungeduldiger Dilophosaurier trat nach Jeremy Thompson, der etwas Unverständliches schrie. José und Eduardo verloren Marty und Françoise aus den Augen. Jeremy drehte sich auf den Rücken und schoss in den Himmel. Er versuchte die Dinosaurier zu orten. Sie waren überall um ihn herum. Ein Querschläger zerfetzte Farn und ein weiterer holte einen schönen Vogel aus dem Himmel. Der schrie erschrocken und fiel ganz nah bei Thompson auf den Boden.

Marty nahm Françoise hoch, er wurde von einem Dilophosaurier angeknurrt. Die Giftspritzen kamen näher. Sie schienen es zu riechen, wie verwundet Marty und Françoise waren.

Thompson schoss auf das Tier über ihm. Er tötete es, was einige Zeit dauerte. Das Gewehr wurde schon heiß, das Magazin war leer und noch immer betätigte er den Abzug.

Sie konnten nichts mehr für Jeremy unternehmen. Gerade stellte ein großer Dilophosaurier sich mit einem Bein auf Jeremy, Thompson spürte, wie seine Rippen zerbrachen.

Sie zermalmten seine Knochen. Seine Energie schwand. Er bekam einen weiteren Klumpen der schwarzen Soße ins Gesicht. Sein Mund war zum Schreien geöffnet, er erstickte an dem Gift.

Francoise zischte: „Ich bin verletzt. Ich bin angeschossen.“

Marty nickte und fiel auf die Knie. Behutsam legte er sie ab. Er bettete ihren kleinen Kopf vorsichtig auf das Gras. Er blendete die Schüsse aus, die die Luft durchschnitten. Marty war ein Stück gelaufen, die Dilophos waren ihnen nicht gefolgt.

Er konzentrierte sich auf Francoise. Die Schusswunde an seinem Arm war ein glatter Durchschuss, eine Lappalie. Bei seinem Körper, der ein einziger Narbenteppich war, würde es nicht mehr viel ausmachen. Aber wo war die Kugel jetzt?

Sie war in Francoise!

„Marty?“, sie blinzelte in den Himmel, ihre Stimme klang, als drifte sie gerade weg.

„Was, Francoise?“, fragte er und er streichelte ihr beruhigend über die Wange.

„Marty ...“

„Ganz ruhig. Pscht.“

Sie sah so zerbrechlich aus, wie sie da vor ihm lag.

Sein Beschützerinstinkt erwachte.

„Ganz ruhig.“

Sie murmelte etwas auf Französisch.

Dann lächelte sie matt.

Sie presste die Hand auf die Wunde.

Er nahm sie in seine, sie presste sehr fest. Es tat bestimmt sehr weh. Sie war eine kleine, zierliche Person und er musste ziemlich fest zupacken.

„Ich muss nachschauen.“, sagte er mit Nachdruck.

Er wischte sich die Hände an einem nassen Palmenblatt ab.

Seine taube Schulter hinderte ihn nur wenig daran, den Arm zu nutzen, auch wenn er ihn nicht heben konnte.

„Francoise, du musst jetzt einmal kräftig husten.“

Sie hustete. Er stützte ihren Kopf.

Mit der linken Hand, die am linken Arm hing, die wie tot im Gelenk der Schulter hing, griff er in ihren leicht geöffneten Mund. Sie sträubte sich nicht. Würgte nur kurz, weil sie etwas überrascht war. Mit den Fingern glitt er über ihre Zunge, der Speichel rann zwischen seine Finger, er musste mit dem Zeige- und dem Mittelfinger ziemlich tief im Rachen kratzen.

Er zog die Hand vor und hielt sie in einen einfallenden, scharf geschnittenen Lichtstrahl. Kein Blut. Das hieß zwar noch nichts, aber die Lunge war wahrscheinlich nicht verletzt.

„Die Lunge ist wahrscheinlich nicht verletzt.“, sagte er, vielleicht ein bisschen zu bestimmt.

„Schön.“, murrte sie.

Der Boden unter ihnen war nur feuchte Erde und ziemlich eben. „Ich bekomme Luft, es tut nicht weh.“, sie sprach unter Schmerzen und es klang sehr angestrengt. Marty wäre es lieber, wenn sie ruhig wäre, aber sie war ziemlich aufgeregt und bewegte sich, vielleicht zu stark. Ihr Hemd war schmutzig vor Blut und Dreck. Er griff in das Einschussloch und riss das Hemd auf und dann ungeschickt auseinander. Sie zuckte, als hätte das Zerreißen ihres Hemdes ihr Schmerzen bereitet. Sie sagte nichts. Marty hob sie ein wenig hoch und zog das Hemd unter ihr vor, er wickelte den Stoffetzen zusammen zu einem Knäuel und legte es unter ihren Kopf.

Francoise trug einen schwarzen Sport-BH. In Höhe des Solar Plexus, sauber in der Mitte ihres Busens war die Wunde. Es war geradezu unrealistisch, aber er konnte die Patrone in all dem Blut sehen.

„Ich kann die Kugel sehen, in der Wunde. Ganz ruhig.“, sagte er und mahnte sie nochmals ruhig zu sein.

„Sie ist nicht tief?“, fragte Francoise Mestré.

Marty übertrieb ein bisschen: „Überhaupt nicht tief.“

Sie musste jetzt fest pressen, sie verlor einiges an Blut. Er legte ihre Hand auf die Wunde und sagte: „Pressen. Hör nicht auf ganz fest zu pressen.“

„Ok.“

Er schob ihr eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Sie lächelte sanft. Marty streichelte ihre gerötete Wange und richtete sich auf den Knien auf, um über den Farn hinweg zu schauen. Er konnte niemanden sehen. Sie waren die Straße entlang gerannt. Aber in welcher Richtung? Sie hatten eine fifty-fifty Chance den richtigen Weg zu finden. Hatten sie den richtigen gewählt? Wahrscheinlich nicht.

Ohne sie anzuschauen sagte er: „Pressen.“

Sie klang genervt: „Ja, verdammt, ich liege doch nicht in den Wehen.“

Marty: „Entschuldigung.“

Und dann: „Wir sind alleine.“

Mestré: „Was soll das heißen? Die anderen sind weg.“

Guitierrez: „Sie sind weg.“

Francoise: „Was machen wir jetzt?“

Sie schwiegen kurz und lauschten. Niemand war zu hören.

„Nicht gut.“, sagte Marty und Francoise wusste, was er meinte: „Es ist zu still.“

Nichts war zu hören, der Dschungel war wie tot.

„Ich glaube, ich kann laufen.“

„Ich glaube, du darfst nicht laufen. Am besten wäre, du würdest überhaupt nicht bewegt. Wenn ich dich trage, was ich nicht kann – Er zeigte auf seine Schulter. – dann wird die Kugel noch tiefer gehen. Egal was wir machen, wir müssen uns beeilen.“ Er zeigte ihr das Durchschussloch in seinem Arm.

„Ich kann dich nicht tragen. Glatter Durchschuss. Mein Arm hat dir das Leben gerettet.“

„Also lauf ich.“

Widerwillig musste Marty zustimmen. Er schaffte es, sich aufzurichten, ohne Schmerzen. Dann half er Francoise hoch und aus dem Stoff ihres Hemds machte er eine Schlinge für seinen Arm.

„Mein schönes Hemd...“

„Da war ein blutiges Einschussloch, sag bloß, dass trägt man heute so.“

„Blutig oder nicht, wenigstens hatte ich noch ein Hemd.“

Dann schwiegen sie kurz und begannen im Schatten der Bäume zurück zur Straße zu laufen. Vorsichtig und langsam.

Sie presste noch immer ihre Hände gegen ihre Brust und sah angestrengt dabei aus.

Da sahen sie schon die Böschung hinauf zu der Straße. Würden sie beide jetzt angegriffen, wären sie verloren, sie hatten keine Waffen. Den beiden war ihre Situation bewusst. Francoises Blick wurde trüb. Dann kamen ihr die Tränen. Als sie die Böschung hinauf kraxelten, kam ihr die Erinnerung zurück. Ganz in der Nähe war Thompson gestorben.

Sie brauchten heißes Wasser und Medikamente. Das alles hoffte Marty im Safarihotel zu finden.

Marty hatte immer ein Auge auf Francoise. Er hinkte ein wenig, jetzt legte er einen Arm um sie. Es war ihm egal, ob sie seine Nähe wollte, er brauchte den Halt.

„Es tut weh.“, sagte sie.

Sie hatte nichts gegen seinen Arm einzuwenden.

„Wie tut es weh? Stechen?“, fragte er, ganz der Mediziner.

„Na, es tut eben weh. Ich hab eine Kugel in der Brust. Wie wird das wohl wehtun?“

Es blutete nicht mehr stark. Doch es sah dunkel aus. Vielleicht war die Lunge doch angerissen. Es musste wehtun, höllisch. Doch sie hielt durch, Frauen waren viel widerstandsfähiger als Männer.

Sie hatten sich für die Richtung entschieden, die die anderen nicht genommen hatten. Marty war sich aber sicher, es war der richtige Weg. Sie brauchten eine Zeit lang nicht zu sprechen. Francoise

weinte, schließlich lehnte ihr Kopf an seiner Schulter und sie spazierten entspannt, als wären sie in einem Stadtpark.

Der pochende Schmerz. Ihr wurde schwindlig.

„Marty?“

„Was?“

Da sackten auch schon ihre Beine ein und er fing sie auf. Marty kniete sich und kontrollierte ihre Vitalzeichen. Gott, war er froh, einen normalen Puls zu fühlen. Er überlegte nicht lange. Die Safarilodge war nicht mehr weit, sie hatten schon ein Dach gesehen, über den Baumwipfeln. Die Straße war erhöht und man hatte einen guten Überblick über das Land. Sie kamen sehr schnell voran. Er trug sie jetzt und lief so schnell er konnte. Mit dem Arm in der Schlinge hielt er ihre Beine und mit dem anderen hatte er ihre Schultern fest im Griff. Er knirschte mit den Zähnen, es war anstrengend.

Marty achtete nicht auf seine Umgebung. Er sprach Françoise immer wieder kurz an, sie reagierte nicht und er machte sich Sorgen. Er trieb sich selbst an: „Beeil dich. Schneller, Marty.“

Er musste sie beschützen. Sie durfte nicht sterben. Sie sah so verloren aus und lag ihm schwer in den Armen. Marty wurde langsamer, er konnte nicht mehr. Aber ausruhen konnte er sich noch, wenn er tot war. Jede weitere, vergeudete Sekunde konnte ihren Tod bedeuten.

Er kannte das Safarihotel. Der Schutzbunker war nicht nur auf einem Weg zu erreichen. Marty sah vor sich den Aufriss des Gebäudes. Schnell erfasste er, wo er war. Es gab einen Eingang zu diesem großen Bunker in der Parkanlage für die Tourwagen und Versorgungsjeeps. Im Keller gelegen. Das war nicht gut, zu dunkel. Schon seit einiger Zeit fühlte er sich beobachtet. Er hatte Françoise nichts gesagt. Irgendwie, meinte er, war ihm schon die ganze Zeit komisch gewesen. Der zweite Zugang, der ihm einfiel, war bedeutend sicherer. Es gab einen kleinen Skulpturengarten vor dem Gebäude. Hammond hatte den Eingang zwischen zwei Marmorsäulen versteckt. Antike Marmorsäulen. Sie passten nicht hierher, aber das war vollkommen egal. Sie waren teuer und schwer zu besorgen. Warum wollte ein reicher alter Mann antike Marmorsäulen in seinem Garten stehen haben? Weil er es sich leisten konnte!

Sie waren total zugewuchert. Das wuchtige Gebäude im Hintergrund überraschte ihn nicht, er kannte es von Aufnahmen. Die Safarilodge, sie waren da. Keine Spur von den anderen. Sie waren in die verkehrte Richtung gelaufen. Die Luft war kühl. Seine schmerzenden Füße in den drückenden Schuhen scharrten über Kies. Er stolperte, wusste nicht worüber. Man hatte versucht, die Atmosphäre alte griechischer Kulturstätten zu übertragen. Gelblichbrauner Kies als Boden. Die Treppe, die unter die Erde führte, schien wirklich dazu zu gehören, Marmorstufen, Marmorhandlauf, grob gemauerte Wände

aus Sandstein. Am Fuß der Treppe hatte man versucht, die Türen zum Schutzbunker mit Malereien zu kaschieren. Ein kleiner Springbrunnen, eine Art Vogeltränke mit sehr, sehr trübem Brackwasser war aufgestellt worden. Wirklich sehr nett. Da gab es zwei brachiale Marmorbänke zu beiden Seiten. Als Marty es geschafft hatte, mit Françoise im Arm die Treppe herunterzukommen, legte er sie dort ab. Nicht sehr sanft. Er war in Eile. Sie wachte nicht auf. „Françoise.“, sagte er laut. Keine Reaktion. Marty sprang von der Tür zurück und fühlte ihren Puls am Hals. Mit hektischen Bewegungen.

„Nein!“

Er schaute noch mal. Kein Puls.

„Du stirbst nicht!“, schrie er und ballte die rechte Hand zur Faust. Tränen ließen seinen Blick verschwimmen. Er schluckte schwer. Ihre Augen waren geschlossen. Es sah aus, als schliefe sie. Er fletschte die Zähne.

„Verdammt!“

Die linke Hand legte er auf ihre, mit der sie noch immer die Wunde verdeckte.

Er hob die Faust und ließ sie auf seine Hand niedersausen. Mit Wucht, mehrmals. Er wusste, dass sie noch nicht tot war. Er würde sie zurückholen. Er schluchzte. Sie reagierte nicht. Noch einmal presste er ihren Brustkorb um eine Herzmuskelkontraktion zu erzwingen. Es nützte nichts.

„Gleich...“

Er kniete sich rittlings über sie. Fühlte noch einmal schnell ihren Puls am Hals. Er konnte es nicht glauben.

„Gottverdammt!“

Gleichzeitig schob er ein Augenlid hoch. Keine Reaktion auf das Licht.

Selbst wenn er sie zurückholte, er wusste nicht, wie lange sie schon weg war. Eine Minute, zwei Minuten, fünf Minuten. Vielleicht hatte sie schon Hirnschäden. Jede Sekunde zählte.

Mit der rechten Hand öffnete er ihren Mund. Sie hatte ihre Zunge verschluckt. Er zog sie vor und schob sie zur Seite. Schnell und geübt überstreckte er ihren Hals, in dem er Françoises Unterkiefer und ihre Stirn fasste und den Kopf vorsichtig in Richtung Nacken beugte. Es kam vor, dass dabei schon die Atmung wieder einsetzte. Sie tat es nicht.

„So nicht!“

Seine linke Hand hielt er auf ihre Stirn, damit die überstreckte Kopfhaltung beibehalten blieb. Mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand verschloss er ihre Nase. Dort hielt er sie. Er tat dies alles sehr routiniert. Es ging sehr schnell. Ihr Mund war wieder zugefallen, er öffnete ihn. Marty atmete ein. Er setzte seinen Mund dicht auf ihren geöffneten, sodass keine Luft entweichen konnte, wenn er

ihr die Atemluft einblies, wie das Leben. Dann hob er seinen Kopf wieder, um wieder Luft zu holen. Er beobachtete die Ausatmung von Francoise. Ihr Brustkorb senkte sich langsam, als die Luft wieder entwich. Am Längsten an der ganzen Prozedur dauerte die Prüfung ihres Pulses an der Halsschlagader. Kein Puls, keine Atmung. Dann tastete er nach dem Brustbein. Zwei Finger der anderen Hand stellte er daneben auf das Brustbein, auf die Verletzung. Er setzte den Handballen direkt neben die beiden Finger auf das Brustbein, ebenfalls in Richtung Hals.

Seinen anderen Handballen setzte er auf den Handrücken der ersten Hand. Marty spreizte die Finger ab. Er hatte es oft geübt, er kannte jeden Griff noch. Seine Arme waren gestreckt und er war geschwitzt. Die Schweißtropfen perlten von seinem Gesicht auf das von Mestré. Gleichmäßig und schnell presste er fünfzehnmal. Er presste ihr Brustbein bei jedem Stoß vier oder fünf Zentimeter hinunter. Darauf folgte zweimal eine Mund-zu-Mund-Beatmung. Ihre Lippen schmeckten so gut. Es sah hoffnungslos aus. Marty fühlte ihren Puls. Er schob ein Augenlid hoch, ihre Pupillen verengten sich, sie blinzelte. Er fühlte einen Puls. Sie hustete. Marty brachte sie schnell in die stabile Seitenlage. Sie erbrach sich nicht. Guitierrez stieg von der Bank um ihr Platz zu machen, er ging neben ihr auf die Knie. Ihr Blick klärte sich. Die Augen drehten sich in den Höhlen. Sie schauten ihn an.

„Marty...“, brachte sie trocken hervor. Sie schaute ausdruckslos. Marty zitterte.

„Oh!“, er konnte seine Tränen nicht mehr zurückhalten.

Guitierrez warf sich ihr um den Hals. Er war so glücklich, dass sie noch lebte. Oder wieder.

„Du erdrückst mich.“, ächzte sie.

Marty ließ sie nicht los. Es dauerte eine Weile, bis er dazu bereit war.

„Wie lange war ich weg gewesen?“

„Zu lange.“

Nun begann auch sie zu weinen.

„Marty...“

Er hatte seinen Posten seit drei Tagen nicht verlassen. Er war sehr aufmerksam, beobachtete alles, was vor sich ging. Wenn mal etwas vor sich ging. Man konnte nicht sagen, dass der Beobachtungsposten bei der Safarilodge besonders interessant war. Kurzum, dieser Posten war langweilig, das Richtige für ein älteres Raptorenmännchen um die sechs. Ein geruhames Leben. Er hatte alles beobachtet. Er hatte nicht alles verstanden, aber alles beobachtet und genau erfasst.

Noch war er nicht losgerannt um die Kunde zu verbreiten. Er wollte abwarten. Er würde abwarten.

S a f a r i l o d g e

Samstag / 7:12 Uhr / Isla Nublar

Er war über alles informiert. Der Raptor verstand nur zu gut, was nun in naher Zukunft auf sie zukommen sollte. Da waren diese seltsamen Wesen, die seine Leute töteten. Das Raptorenmännchen rollte sich auf den Rücken und kratzte sich am Bauch. Er fühlte etwas dabei, wenn er an seine toten Kameraden dachte, ein Gefühl der Vertrautheit und tiefer, abgrundtiefer Hass gegenüber den Mördern.

Es kam nicht oft vor, dass ein Velociraptor von einem anderen Tier als einem Velociraptor getötet wurde. Untereinander war das etwas anderes. Auch er konnte jeden Moment getötet werden, weil er einem anderem im Weg war. Aber andere durften einen Raptor nicht töten. Erst Recht nicht die große, alte Mutter. Er war ihr ältester Sohn. War es Liebe, konnte er sie lieben, wie ein Sohn seine Mutter liebt? War das möglich. Er war betrübt, er kratzte sich und beobachtete die seltsamen beiden Wesen. Sie sprachen in Lauten, die ihn ängstigten. Es mussten zwei dieser Tiere sein, die Mörder seiner Mutter. Seltsame Dinger. Sie sahen gar nicht gefährlich aus, sie waren sehr seltsam. Jetzt klopfen sie gegen die Wand. Es war ein dumpfes Geräusch, doch er hörte es in dem stummen Dschungel wie Donnerschläge. Sie ließen ihn nicht ruhen, er war alt und die nächtliche Jagd zehrte an ihm.

Anfangs hatte er nur sinnlos gegen die Wand gepocht, dann war ihm der Gedanke gekommen, nach einem kleinen Hohlraum in der Wand zu suchen. Irgendwie musste man doch in den Schutzbunker gelangen, von außen. Mit System klopfte er die Tür ab. Er schlug fest mit der Faust gegen den bemalten Stahl. Doch wie ließ sich diese Tür öffnen? Marty hoffte, den Mechanismus schnell zu finden und er hoffte, dass dieses Ding keinen Strom brauchte. Er fuhr die Stahlwand in Bahnen ab, von links nach rechts.

Der gigantische Brachiosaurus senkte seinen Kopf. Wenn er aus dem Wasser des Sees saufen wollte, musste er sich mit den Vorderläufen fast knien. Jeder Vorteil brachte auch Nachteile mit sich. So

konnte dieses riesige Tier von den höchsten Baumwipfeln fressen, brauchte aber Schutz, wenn er saufen wollte. In der Nähe trompeteten kleine Entenschnabelsaurier, klein im Gegensatz zu dem majestätischen Brachiosaurus. Nicht nur wenn es Nacht wurde, ging es darum, wer die besseren Augen hatte. Die Hadrosaurier hatten ausgezeichnete Augen. Auch in der Finsternis einer tropischen Nacht konnten sie sich auf ihre Augen verlassen. Auch ein junger Triceratops verließ sich auf die Augen der Hadrosaurier. Es war ein idyllisches Bild, sehr friedlich. Auf dieser Insel, fernab der Zivilisation der Menschen, fernab der Insel der Raptoren, konnte man dieses Bild häufiger sehen.

Das Weibchen, das am nächsten am Wasser stand, hatte in der letzten Woche ein Junges verloren. Es atmete tief und ruhig. Ein anderer Parasaurolophus flankierte das Weibchen, sie warteten geduldig, bis der Brachiosaurus fertig mit dem Saufen war. Dann soff auch das Weibchen, weil nun alle anderen dafür sorgten, dass ihr dabei nichts zustoßen konnte.

Als das schnabelförmige Maul die Wasseroberfläche berührte, fühlte der Saurier etwas. Er schreckte ein wenig zurück. Direkt unter der Wasseroberfläche lag der Kadaver eines Jungtiers. Ein bläulich-brauner Schädel leckte an Land. Tote Augen schauten in den strahlendblauen Tageshimmel.

„Diese Tür ist niemals nach den üblichen Sicherheitsbestimmungen gebaut. Im Notfall muss man genau wissen, wo sich der Türöffner versteckt.“, sagte er und zog an dem Hebel, drückte ihn hoch. Hammond hatte genau gewusst, wie gefährlich seine kleinen Lieblinge waren, deshalb musste auch alles so sicher sein. Alles was für Sicherheit sorgte wurde heruntergespielt und getarnt um den Besuchern keinen Grund zur Sorge zu bieten.

Die Tür, die er inzwischen mit Tritten und Stößen verbeult hatte, bewegte sich keinen Millimeter, aber zum Glück war der Verschluss mechanisch und sie hörten, wie ein Riegel sich öffnete. Die Tür kratzte über dem Boden. Sie ließ sich nach innen öffnen und war sehr dicht gewesen. Marty und Françoise wussten nichts von dem alten Velociraptor, der sie beobachtete. Natürlich konnte er angreifen, aber warum sollte er das tun? Was hätte er davon? Es waren nur zwei der Mörder. Er wollte sie alle haben. Außerdem hatte er keinen Befehl zum Angriff erhalten und war noch immer ziemlich müde. Es war nicht sein Tag.

Marty Guitierrez musste sich mit allem Gewicht gegen die Tür stemmen, um sie zu öffnen. Das Geräusch, dass die Tür dabei erzeugte war nicht sehr schlimm, aber laut.

Françoise stöhnte. Sie lehnte an der sandsteingemauerten Wand, saß auf dem groben Marmorblock. Marty schnupperte die

Luft, sie war abgestanden und es war verdammt dunkel in dem Gang. Hier war seit Jahren kein frischer Wind mehr durchgeweht. Sehr gut. Er sprang aus dem Gang zurück und griff nach Françoise Mestré. Sie war sehr schwach, bewegte sich kein Stück. Er musste sie in den Schutzbunker schleifen. Sie schaute ihn mit einem trüben Blick an, der Angst zeigte, als sie den dunklen Gang betraten. Sie bewegte die Lippen, sie wisperte etwas auf Französisch. Er konnte es nicht verstehen, dass wusste sie doch, aber vielleicht war es auch gar nicht für ihn bestimmt. Wenn sie mit trübem Blick nach oben schaute, vielleicht schaute sie ihn da gar nicht an. Vielleicht sah sie etwas anderes. Marty wusste nicht, was er jetzt tun sollte. Er sprach einfach laut, so konnte er zwei Dinge gleichzeitig tun. Durch den Schall abschätzen, wie tief der Raum war und verhindern, dass Françoise abdriftete.

„Wir sind jetzt hier im Safarihotel. Wir sind hier, weil es hier sicher ist. Es gibt Wasser, Wärme und Medikamente, die wahrscheinlich schon lange ihre Wirkung verloren haben.“

Er hörte wieder, wie sie etwas leise, extrem leise flüsterte. Nur ein Säuseln. Bevor der letzte Lichtstrahl verblasste, hatten sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt und ihre Augen waren zugefallen. Sie kniff die Augen und den Mund zusammen.

„Ich mache das Licht an. Alles ist in Ordnung.“

Mit einem freien Finger schaffte er es, einen Schalter zu drücken. Es geschah nichts, er nickte und ging weiter. Dann, die Lichter, alle in dem engen Gang, sprangen an. Er war geblendet und der Raptor war etwas erschrocken. Er stand jetzt vor dem Treppenabsatz, er wagte sich nicht, den Menschen zu folgen. Marty musste ein wenig zwinkern, bis sein Augenlicht wieder voll da war. Der Gang war beschildert. Große Pfeile mit Symbolen wiesen auf die Einrichtungen dieses Schutzbunkers hin. Nach rechts führte der Gemeinschaftsraum, mit WC's und einer Küche. Allerdings konnte er keinen Pfeil mit einem roten Kreuz oder einer anderen Aufschrift finden, die ihm eine medizinische Versorgung gezeigt hätte. Aber er gab nicht auf. Nach links führte ein schmalerer Gang, zu Lagerräumen und einem Generatorraum.

„Wir gehen in den Gemeinschaftsraum.“

Als sie in den Seitengang bogen, flackerten hinter ihnen die Deckenlampen des Hauptgangs und erloschen. Dafür gingen die Röhren im Gang an, den sie gerade betraten. Er lief so schnell er konnte, er hatte ein ungutes Gefühl. Die Türen ließen sich alle mit schweren Vorhängen verriegeln.

„Wir laufen jetzt über einen Gang.“

Er sah, sie hatte noch immer die Augen geschlossen.

„Am Ende des Gangs ist eine Tür.“

Er stieß die Tür mit seiner Hüfte auf und merkte, die tat ihm auch weh. Er ließ den Blick durch den Raum schweifen, dann gingen die Lichter an. Sein erster Gedanke war: „Großer Raum.“

Es sah gemütlich aus. Zu seiner Linken sah er eine Glasvitrine mit wertvollen Exponaten. Hinter dem Glas, das schon von einem Schmutzfilm überzogen war, konnte er eine Tischgruppe erkennen, undeutlich, aber sie war da. Der Boden war sauber, bis auf die Stellen, auf die er gerade getreten war. Zu seiner Rechten stand eine schicke Ledercouchgarnitur. Vorsichtig legte er Françoise dort ab. Eben erst, als er sie dort ablegte, fiel ihm auf, er konnte seinen durchschossenen Arm wieder besser bewegen. Aber er spürte noch immer nicht viel in dem Arm.

„Françoise?!“

Sie reagierte mit einem Zucken des Kinns. Ihre Augen öffnete sie nicht.

„Du liegst auf einem Coach. Ich schließe jetzt die Türen, koch schnell Wasser und kümmere mich dann um dich. Ich bin sofort zurück.“

Ihr Kinn zuckte bestätigend.

Sie stöhnte etwas.

Er lief los um die Tür zu schließen. Die Lichter in den Gängen sprangen wieder an. Bewegungsmelder. Sie reagierten schnell. Er hatte die Tür verschlossen, mit einem ausgeklügelten System versperrt. Das konnte niemand so schnell aufbrechen. Aber trotzdem konnte man eine zweite Tür über die erste legen und das ganze noch mal auf die gleiche Weise verschließen. Als er die Tür zu hatte, hätte er beinahe aufgeatmet. Da hörte er sie wieder stöhnen. Etwas Französisches, verdammt, er wusste nicht, was sie wollte.

Er fühlte sich jetzt sehr sicher. Marty konnte sich nicht vorstellen, dass noch irgendeine Gefahr in diesen Räumen war. Er schaute sich schnell um. Dann schüttelte er Françoise sanft, damit sie die Augen aufmachte. Ihre Pupillen fokussierten sehr langsam.

„Ich gehe jetzt in die Küche. Schau mich an. Hörst du?!“

Er sprach laut, damit sie ihm zuhörte.

„Küche!“

Und er zeigte auf die Küchenanrichte, die niemals benutzt worden war und auf den Gasofen und die Spülmaschine. Alles war in einem frischen blau gehalten.

„Ich bin jetzt in der Küche. Siehst du mich?“

Sie murmelte etwas.

„Ich lasse das Wasser erst mal laufen, es ist sehr abgestanden. Ich drehe jetzt den Hahn hoch. Da läuft das Wasser auch schon. Siehst du wie gelb es ist? Das kommt von dem Schwefel.“

Seine Schuhe quietschten auf dem Boden, hier war alles wie neu. Schutzfolien umhüllten die Schränke. Auf dem Tisch stand ein

Monitor, ebenfalls in Folie gehüllt. Das Keyboard war neu, Marty schob es zur Seite. Er brauchte Platz, denn er räumte den Schrank aus.

„Ich brauche jetzt einen Wasserkocher oder Tauchsieder.“

Hektisch suchte er. Er fand keinen und ging die Küchenanrichte ab, er zog jede Schublade auf und warf sie gleich wieder zu. Besteck, Kochtöpfe, Tücher, ein ganzes Arsenal verschiedener Gewürze in großen Acrylgefäßen.

Er nahm einen großen Kochtopf und einen passenden Deckel.

„Ich hab einen Topf, ich werde jetzt Wasser aufsetzen. Ich brauche es um die Wunde zu säubern und um dich zu waschen. Ich gehe jetzt zu den Toiletten, ich sag dir dann, wie es dort aussieht.“

Francoise wollte am liebsten Schreien, der Schmerz in ihrer Brust war schrecklich. Sie biss die Zähne zusammen und atmete gequält durch die Nase. Sie hörte, wie das Wasser in den Topf prasselte und Marty den Topf auf die Herdplatte stellte. Sie sah ihn nicht, weil sie mit sich kämpfte, die Augen nicht zu schließen.

Er reckte den Hals über die Anrichte, um sie sehen zu können. Da sah er wie sie zitterte.

„Ist dir kalt?!“

Sie brachte ein halblautes „Ja“ hervor.

„Hier unten gibt es auch Schlafräume. Ich such nach einer Decke.“

Kaum hatte er das gesagt, war er schon wieder aufgesprungen, hatte sich an dem Tischbein gestoßen, um die Tür bei Francoise aufzureißen, die zu einem der Schlafräume führte. Er lief einfach in das Dunkel und packte die Schutzfolie, riss sie von dem Bett und nahm die Decken hoch. 3 Doppelbödiges Hochbetten standen nebeneinander an der Wand, dazwischen war ein schmaler Durchgang, etwa so groß wie der Türeingang. An der gegenüberliegenden Seite sah er eine weitere Tür, als wäre der Raum gespiegelt. An der Tür konnte er drei Insignien erkennen. Auf einem erkannte er einen Brausekopf, wie dem einer Dusche. Er drehte sich um, deckte Francoise schnell zu und sagte ihr, er gehe schnell ins Bad. Diesmal machte er das Licht in dem Schlafraum an. Im Bad war alles weiß gekachelt und jungfräulich. Auch wenn das Frauen-WC näher war, ging er in das der Männer. Marty drehte den Wasserhahn auf und das bräunliche Wasser schoss unter großem Druck aus dem Hahn in das Becken.

„Shit.“, fluchte er. An der Seite jedes Waschbeckens hingen Handtücher, eingeschweißt in Folie. Er riss die Folie auf und hing das Tuch wieder hin.

Rückwärts ging er auf eine der Kloschüsseln zu. Er hatte ganz vergessen, wie dringend er musste. Gerade als ein kräftiger Strahl Urin in die Kloschüssel schoss, begann das Wasser, das aus dem Wasserhahn schoss, klar zu werden.

Er wurde nicht fertig und musste seine Sitzung abbrechen. Françoise war wichtiger. Das Wasser war kalt. Er schöpfte es in die hohle Hand und goss es sich über, bis er darauf kam, eines der Handtücher, es waren genug da, in dem Wasser zu trinken und sich damit abzuwaschen. Das kalte Wasser prickelte auf seiner Haut und plötzlich fühlte er sich viel sauberer, was nicht sein konnte. Er rubbelte fest um den ganzen Schmutz abzukriegen. Er drehte das Wasser ab und rannte schon wieder. Françoise schaute ihn nicht an. Er hatte eines der Handtücher mitgenommen. Sie waren ziemlich steril in der Plastikhülle, nahm er an und ging zu der Kücheneinrichtung, wo er noch ein paar Tücher hervorkramte. Aus einer der Schubladen nahm er ein eingeschweißtes Essbesteck.

Simplex Aluminiumbesteck, antiseptisch verpackt.

Fast ideal.

Zwischendurch schaute er nach Françoise, sie lag zitternd auf der alten Couch und starrte die Decke an. Marty hatte sie dick eingepackt. Das Wasser kochte noch immer nicht und er schaute, ob er es nicht noch höher einstellen konnte.

„Ich bin jetzt ziemlich sauber, jetzt bist du dran.“

Er kniete sich vor sie, zog den Beistelltisch näher und legte die Tücher und das Besteck bereit. Sie griff nach ihm. Er hielt ihre Hand. Ihre Zähne knirschten, da fiel ihm etwas ein und ganz schnell holte er ein Schnittbrettchen.

„Da beißt du jetzt drauf.“ Sie nickte ein wenig und er klopfte auf das Brettchen. „Das ist weiches Holz. Beiß also so fest zu, wie es sein muss. Wenn ich die Kugel raushole wird es verdammt weh tun. Ich mach schnell.“

Da begann das Wasser zu brodeln. Er steckte das Holz zwischen ihre mahlenden Kiefer.

Marty sprang hoch und ging auf den Topf kochenden Wassers zu. Er trug ihn zu dem Beistelltisch und tauchte das Handtuch zur Hälfte ein. Das heiße Wasser musste wehtun, aber nur so konnte er es jetzt machen. Sie zuckte bei jeder sanften Berührung, behutsam wischte er über die Wunde, um sie zu säubern. Er war vorsichtig. Das heiße Wasser verbrühte seine Finger, es war ihm egal. Marty wischte auch ihre Arme und Beine sauber. Mit dem trockenen Ende trocknete er sie ab. In dem Raum war es kühl, doch Marty schwitzte, hätte er ein Hemd an, er hätte es jetzt ausgezogen. Er zeigte ihr das schmalste Stück Metall, das Messer. Nur ein Aluminiumstreifen mit Kerbung. Marty fragte sich, was man damit wohl schneiden konnte. Kein Brot und kein Fleisch. Vielleicht noch magerer Fisch. Schneide und Griff hätte man leicht verwechseln können. Mit dem Griff hätte man nicht schlechter geschnitten. Sie schaute wie in Trance an die Decke. Er streichelte ihr über die Wange.

„Los geht's“, sagte er luftholend. Mit Messer und Gabel wollte er nun versuchen, die Kugel herauszuholen. Indem er die Zinken der Gabel nutzte, um Fasern und Haut zur Seite zu schieben, es war kein glatter Schuss wie in seinem Arm. Die Kugel hatte beim Auftreffen auf die Haut das Fleisch zerrissen. Mit dem heißen Wasser spülte er die Wunde aus. Das Holz knirschte zwischen Francois' Zähnen. Es sah so aus, als wäre die Kugel gewandert, weiter nach innen verrutscht. Mit der etwas verjüngten Messerspitze stach er zu, um die Kugel herauszuhebeln. Es dauerte etwas, Schweißtropfen perlten wieder über sein Gesicht und tropften auf ihren Bauch, der sich stoßweise hob und senkte. Er goss eine hohle Hand des heißen Wassers über ihren Bauch. Es verbrühte die Haut seiner Hände und ihren Bauch. Noch immer knirschte das Holz, knackte und knirschte. Er atmete langsam aus, er hatte die Kugel. Ganz langsam kam sie höher. Marty hatte die Luft angehalten, er nahm einen anderen Lappen und tränkte ihn. Jetzt konnte er sie einfach rausziehen, die Kugel, er nahm sie zwischen die Finger und zog sie ganz vorsichtig raus. Er legte sie auf dem Tisch ab. Er nahm das Holzbrett aus ihrem Mund und legte den Lappen auf ihren Mund. Er musste die Bissspuren in dem Holz bestaunen. Bemerkenswert. Als er das Holz auf den Tisch legte, brach das zerbissene Stück heraus. Erstaunlich. Marty runzelte die Stirn. Hier gab es keinen Medizinschrank, nichts um die Wunde zu sterilisieren, da fiel ihm etwas aus seiner Studienzeit ein. Françoise schaute nicht mehr starr auf die Decke. Sie schaute ihn verärgert an.

„Ach, der Lappen? Der ist für deine Kiefermuskulatur. Die soll sich entspannen.“

Er nahm den Waschlappen und massierte ihre Kiefer.

Ganz zaghaft, ihr Mund war verkrampft vom Zusammenbeißen.

Marty nahm aus dem Unterbauschrank ein Paket raffinierten Zucker und schnitt die Folie auf. Er streute den Zucker in die offene Wunde. Das war ein Trick den er irgendwo mal gelesen hatte, in irgendwelchen Medizinhandbüchern, die er hatte studieren müssen. Er fand dann doch einige Erste-Hilfe-Sets im Schrank des Duschraums. Er verband ihre und dann auch seine Wunden. Allein für Françoise brauchte er zwei der Sets. Françoise hatte ihm sogar bei seiner Schulter zur Hand gehen können. Überhaupt ging es ihr ziemlich schnell wieder besser. Sie waren keine Stunde im Schutz des Bunkers, als sie schon wieder mit ihm sprechen konnte, ohne vor Schmerz zu zittern oder zu krampfen. Langsam konnte Marty sich Sorgen um die anderen machen. Sie würden vielleicht niemals hierher finden. Er fühlte, dass sie noch immer lebten und auf der Suche nach dem Safarihotel waren. Sie wussten, er und Françoise würden hier warten.

Francoise schluchzte, sie weinte jetzt seit einer Viertelstunde und ihre Tränen waren schon lange versiegt. Sie brauchten dringend Flüssigkeit. Francoise war in die Decke eingeschlagen. Langsam wurde es in dem Bunker wärmer, ihre ausgestrahlte Körperwärme konnte das alleine nicht sein. Anscheinend gab es noch ein funktionierendes Heizsystem, Energie gab es durch die Geothermalen Quellen genug.

Francoise wollte einen Tee. Er hatte zwar Tee gefunden, aber der würde sie nur weiter entwässern. Marty sagte nichts und brachte ihr einfach nur lauwarmes Wasser. Gierig trank sie das Wasser aus dem Glas, dann warf sie sich um seinen Hals und brach wieder in Tränen aus. Marty war überrascht, es dauerte eine Sekunde, bis er ihre Umarmung erwiderte. Sein Bart kratzte sie, aber sie ließ nicht los.

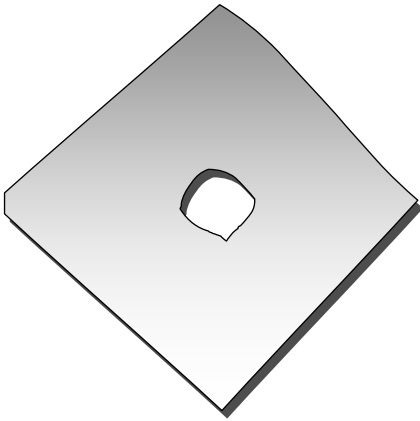
Ein wenig später ließ sie von ihm ab, als hätte sie einen Schwächeanfall, sie war einfach nur müde.

Bevor sie einschlief und er sie zudeckte, sagte sie: „Du könntest dich mal rasieren.“

Langsam kam Barbara dieser Gedanke nicht. Er war schlagartig da gewesen und krampfhaft hatte sie versucht es zu verdrängen. Aber jetzt wurde es immer schwerer. Sie waren nicht von der Straße gewichen. Eine Stunde lang. Sie suchten noch immer die Safarilodge, inzwischen waren sie wieder umgedreht und liefen in die entgegengesetzte Richtung. Auf der Straße gab es nichts, jeder Meter den sie gingen schien ein Verlorener zu sein. Sie liefen die Straße entlang und doch glaubte sie auf demselben Punkt stehen zu bleiben.

Schon lange konnte er nicht mehr herzhaft zubeißen. Er war schon älter, er bekam Probleme mit seinen Zähnen. Seit Wochen quälte ihn dieser abgebrochene Backenzahn. Er hatte schon einige Zähne verloren, bis jetzt hatte es ihm aber noch nicht solche Schmerzen bereitet. Gelegentlich tat es schon weh, wenn er ein wenig kaltes Wasser soff oder einen Knochen knackte. Es hatte sich entzündet. Der Zahn musste raus. Der Raptor war noch immer auf seinem Beobachtungsposten, er hatte viel Zeit. Auch Zeit um sich zu überlegen, wie er den Zahn herausbekam. Er hatte noch nicht viel versucht, aber mit einem Stein hat es nicht funktioniert und als er versuchte den Zahn mit seinen Klauen zu ziehen war er abgerutscht und hatte sich unter dem Auge verletzt. Die Wunde war schnell und gut vernarbt. Er hatte versucht den Zahn auf Ästen und Knochen zu brechen, mit der Wirkung, dass er sich Splitter ins Zahnfleisch trieb. Das Leben war kein Zuckerschlecken und man musste Probleme lösen, da half der angeborene Instinkt nicht oft. Man musste beträcht-

lich mehr Verstand besitzen, er konzentrierte sich auf den Schmerz. Es würde ihm etwas einfallen. Auch wenn es ihm nicht leicht fiel.



Schmerz

Samstag / 8:25 Uhr / Isla Nublar

Francoise wollte einen Tee. Er hatte zwar Tee gefunden, aber der würde sie nur weiter entwässern. Marty sagte nichts und brachte ihr einfach nur lauwarmes Wasser. Gierig trank sie das Wasser aus dem Glas, dann warf sie sich um seinen Hals und brach wieder in Tränen aus. Marty war überrascht, es dauerte eine Sekunde, bis er ihre Umarmung erwiderte. Sein Bart kratzte sie, aber sie ließ ihn nicht los. Ein wenig später ließ sie von ihm ab, als hätte sie einen Schwächeanfall, sie war einfach nur müde.

Er stand bei ihr, bis sie ihr die Augen zufielen und sie einschlieft. Er war total verspannt. Sein Nacken tat weh. Er kümmerte sich jetzt erst mal um sich selbst.

Marty zog sich seine Schuhe aus und stellte sie vor die Coach, auf der Francoise lag, er schaute sie kurz an. Sie atmete ruhig, die Rapid-Eye-Movement-Phase hatte sie noch nicht erreicht. Es hatte sich noch kein Traum kristallisiert, noch kein Alptraum, der sie heimsuchte. Er zog seine sehr schmutzigen Socken aus. Sie stanken. Er musste über so viele Dinge nachdenken, doch seine Gedanken waren immer bei Barbara. Im Augenblick fühlte er sich nicht müde, nein, geradezu aufgeputscht. Sie waren endlich in Sicherheit und er hatte so viele Dinge zu bedenken. Die anderen suchten nach der Safari Lodge, sie liefen planlos umher. Ihr Ziel kannten sie nicht. Marty konnte nichts daran ändern, sie mussten von alleine hierher finden. Er war sich sicher, sie waren auf dem direkten Weg hierher, aber, würden sie den Schutzbunker finden? Guitierrez glaubte, sie würden durch das Gebäude hierher gelangen wollen.

Nur wenige Meter von ihm entfernt versuchte der Raptor sich den Zahn zu ziehen. Er saß sehr fest, er ließ sich nicht lockern. Und das war eine Anstrengung für den Verstand des Velociraptors. Er suchte nach geeignetem Material, er war leicht in der Hocke und grub mit den Vorderläufen eine Wurzel aus. Sie schmeckte ihm. Das merkte er, als er sie kaute, um sie geschmeidiger zu machen. Es kam ziemlich oft vor, dass er Pflanzliches fraß. Er kannte Pflanzen, die er fressen konnte, um seinen Körper zu „reinigen“. Gräser und Farne. Er kaute auch Äste, zur Entspannung, zum Stillen von Hunger. Nun kaute er die faserige Wurzel. Er hatte sich alles genau überlegt. Das Männchen war ungemein intelligent und da es soviel Zeit hatte, im Gegensatz zu seinen jagenden Zeitgenossen, konnte er die Intelligenz auch differenziert nutzen. Mit der rechten Hand, die nicht

wirklich für so etwas geeignet, wegen der langen, ungelenken Krallen, nahm er das Wurzelholz aus seinem Maul. Er klopfte damit an einen Baumstamm. Es schien ihm weich genug zu sein. Das Stück war etwa einen halben Meter lang. Der Raptor hatte die Mitte nun so lange gekaut, bis sie ausgefranst und rissig war. An den Enden waren die Fasern noch fest, in der Mitte ergab es ein sehniges, bogenförmiges Loch. Jetzt biss er den schmerzenden Zahn in das Loch. Die Fäden knirschten. Mit beiden Händen riss er an der Wurzel, hielt sie zwischen seinen geschickten Pfoten. Er ruckte vor und zurück. Mit seiner flinken Zunge fühlte er, wie der Zahn lockerer wurde.

Er sprang und hüpfte auf der Stelle. Er ruckte an dem Wurzelstrang. Es knackte und der Zahn flog durch die Luft. Der Velociraptor jaulte, vor Schmerz und Freude.

Seine Kehle brannte. Er war wie ausgetrocknet. Sky konnte nicht schlucken, er spuckte seinen Speichel auf den Boden, auch wenn es ihn noch trockener machte.

So hatte er sich das nicht vorgestellt. Er war ja nicht einmal aus eigenen Stücken hier, deswegen war der Auftrag ihm auch egal. So viele Leute waren gestorben. Alles wurde Sky entrissen. Er hatte keine Macht mehr über sein Leben. Sein Sohn war nicht bei ihm. Sein bester Freund war tot und auch er würde bald sterben. Es war pechschwarz in der feuchten Höhle. Sky B. White konnte wirklich absolut nichts sehen. Er hörte das Plätschern des kleinen Bächleins, das durch diese Höhle floss. Aber er war nicht alleine. Und sie waren der Grund, warum er überhaupt in der Höhle gelandet war. Sie waren extrem leise. Und sie sahen ihn, da war er sich sicher. Er hatte die Luft angehalten, sich in einer Ecke verkrochen. Sein Kopf lag auf der feuchten Erde. Sein ehemals nackter Schädel war übersät von Haarstoppeln, die er nicht mehr abrasieren konnte. Er lag auf der feuchten, stinkenden Erde. Er hatte sich gewünscht, einfach einzuschlafen und nie mehr aufzuwachen. Die Angst hatte über den Schlaf gesiegt. Sie waren näher gekommen und er war weitergekrochen, einem Lichtschimmer folgend. Einem Luftzug, der so schwach war. Er hasste sich. Warum war er nur darauf eingegangen? Er könnte jetzt zuhause sein! Er knirschte mit den Zähnen und versuchte lautlos zu krabbeln. Er war in einer Höhle der Raptoren gelandet, Sky musste einem Nestgelege ausweichen. Es kam ihm so vor, als trieben sie ihn in eine Sackgasse, aber nein, sie trieben ihn aus der Höhle heraus. Er knirschte mit den Zähnen, so dass sein Kiefer wehtat und sein Gesicht verkrampfte. Seine Augen brannten von der schwefeligen Luft, die so widerlich schmeckte und ihn austrocknete. Seine Augen waren wund und brannten. Er krabbelte so schnell er konnte. Die feuchte Erde, die so ekelregend stank, fühlte sich unwirklich dumpf an. Sie gierte nach ihm, wollte ihn verschlingen. Die

nasse Dunkelheit zog an ihm, zerrte ihn. Er hatte Angst und Schmerzen. Überall. Seine Lunge. Sie brannte so entsetzlich, er keuchte und atmete mit offenem, klaffenden Mund. Um genug Luft zu bekommen. Tropfen, die von der Decke rieselten, schlugen ihn. Sein dünnes Hemd war nass und schwer wie Blei. Er musste husten. Die Raptoren zischten, sie begannen, sich miteinander zu beraten. Die anderen Menschen waren irgendwo da draußen. Er kroch um eine Ecke, glaubte schon den Atem eines Raptors zu fühlen. Da sah er einen Lichtstrahl, der die Dunkelheit scharf durchschneidet. Er traute dem Licht nicht, mit einer Hand berührte er die Wand dort, wo das Licht auftraf. Er sah seine Finger im Tageslicht, die gerissenen Fingernägel und die Blutkruste. Schnell kroch er weiter, die Höhle wurde flacher. Er konnte nicht aufstehen. Da war das Loch. Ein frischer Wind wehte ihm entgegen. Er warf sich auf den Bauch und robbte zu dem Loch. Er streckte seine Arme ins Freie. Die Öffnung in die Freiheit war klein. Ein Mauselloch, ein Nadelöhr. Sky hatte breite Schultern. Er musste sich hindurchzwängen. Wie grauenhaft wäre es wohl, von den Raptoren aufgefressen zu werden, wenn er hier stecken blieb? Er malte es sich in allen Farben aus und atmete so tief aus, wie er konnte. Mit den Händen suchte er einen Halt. Er zog. Er ruckte sich vor. Sein Kopf lugte in eine andere Welt. Er musste pressen. Da fühlte er, wie einer der Raptoren in seinen Fuß biss. Erschrocken, er fühlte den Schmerz nicht, weiteten sich seine Augen ins Unermessliche. Er kam mit einer Schulter aus der Öffnung und mit aller Kraft zog er sich aus der Höhle. Als die Raptoren merkten, dass Sky nicht aufgab, packten sie seine Beine. Sie spielten mit ihm Tauziehen. Er bekam seine zweite Schulter durch den schmalen Spalt und Gestein bröselte um ihn herum. Sand in seinem Nacken.

Er war schwer. Sie hätten ein Problem mit ihm, wenn er sich einfach über den Rand des Hangs lehnte. Der Hang war steil und führte direkt in das Grasland. Die anderen waren näher, als er sich vorstellen konnte. Sie waren dort unten, auf der anderen Seite des Waldstreifens und betraten gerade das Gelände um das Safarihotel. Sky schrie und rutschte. Sie konnten ihn nicht an den Schuhen halten. Sie lösten sich von den Füßen. Er fiel. Nirgends konnte er sich festhalten. Er rollte über den Hang. Das lose Geröll fiel ihm hinterher, wie eine Lawine rollte er den Hang hinab und die Steine schlugen ihn. Er brach sich das linke Schienbein. Ein großer Brocken überrollte ihn und raste an ihm vorbei. Mit den Armen schützte er seinen Kopf. Da landete er auch schon im Gras. Es war warm und feucht. So weich. Ein totaler Kontrast. Am liebsten wäre er hier liegengeblieben, niemals mehr aufgestanden. An Ort und Stelle hier gestorben. Aber irgendwas brachte ihn dazu aufzustehen. Über ihm, dreißig-vierzig Meter drängte ein Raptor durch das Loch. White humpelte auf die Bäume zu. Er lehnte sich an den nächsten und

schaute zu, wie die Raptoren sich durch das Loch drückten. Er war nicht bereit zu sterben. Nicht auf diese Weise.

Der Baum, an dem er lehnte, war tot, trocken. Sky brach einen Ast ab. Ein langer, peitschenartiger Ast. Sechs Raptoren kamen den Hang hinunter. Er würde nicht ohne Kampf sterben. Er war ein Kämpfer. Die Raptoren waren alle von gleicher Größe. Weibchen, Schwestern vom selben Wurf, sie sprachen miteinander. Blitzschnell teilten sie sich auf, bildeten einen Halbkreis und kamen auf ihn zu. Um ihn zu umkreisen. Sky erkannte ihre Taktik. Am Besten blieb er einfach hier stehen. Laufen konnte er nicht. Er durfte sie einfach nicht springen lassen. Er musste sie zu einem direkten Kampf zwingen. Haut an Haut. Auge in Auge. Nur so konnte er kämpfen, sie mussten sich ihm anpassen. Er schrie sie an. Knurrte brüllte. Sie waren ein wenig verwirrt. Er hatte keine Schuhe mehr an. Er trat dem erstbesten gegen den Kopf. Immer wieder ins Gesicht, auf dieselbe Stelle. Der Kopf war gerade in seiner Hüfthöhe. Der Raptor ging einen Stück zurück. Ein anderer knurrte und wollte springen, ihn attackieren. Der Ast war so lang wie Sky. White ging in die Knie. Er stemmte den Stock gegen den Boden. Der Raptor war schon im Flug, er spießte sich mit dem Stock selbst auf. Der Raptor erschlaffte, ein unwahrscheinlich guter Treffer. Sky sprang auf, er zog das spitze Ende des Asts aus dem Leib des Raptors. Sie waren sehr nah und jetzt vorsichtiger. Vor ihm waren nur noch drei der Tiere. Wo waren die anderen beiden hin? Sie kamen von hinten. Sky parierte einen Angriff. Der Raptor biss in den Ast. Ruckte vor und zurück, schüttelte Sky ziemlich durch. Er war fit und trat dem anderen wieder gegen den Kopf, der wollte nach seinem Fuß schnappen, da traf ihn aber schon der zweite Tritt, der ihn aus dem Gleichgewicht brachte und zu Fall brachte. Sky warf sich mit aller Gewalt, mit seinem ganzen Gewicht auf das Tier am Boden. Der Raptor ließ den Stock los. White riss ihn hoch und rammte ihn in den Hals. Er sprang auf. Von hinten kam ein weiterer Angreifer. White verlor den Überblick. Der Velociraptor hinter ihm packte seinen Knöchel. Zähne kratzten an seinen Knochen. Der Raptor am Boden zog sich den Ast aus dem Hals und sprang mit weit aufgerissenem Maul. Er landete auf seiner Brust. Die Raubkrallen schlugen zu. White schrie. Er fiel hart auf den Rücken. Der Raptor, der seinen Fuß hatte, riss ihn fort, schleifte ihn über das Gras. Er verlor den Stock. Mit der rechten Hand griff er nach einem Stein. Sky B. White warf den Stein, nach dem Tier, das ihn zog. Er traf. Er stand auf, duckte sich aber gleich wieder. Ein Raptor segelte über ihn hinweg. Er wusste nicht, ob der ihn greifen wollte, oder einfach nur so sprang. Schnell hielt er den Fuß fest und riss das Tier auf den Boden. Er kniete sich auf den Brustkorb und traktierte den Kopf mit Schlägen. Er packte den Unterkiefer und versuchte, den Hals zu überdehnen. Das brachte

nichts. Sky bekam nicht mit, was um ihn herum geschah. Er hörte nichts, alles um ihn herum war laut und so hörte er nichts. Das starke Tier versuchte ihm den Kopf abzureißen. Dann röchelte es plötzlich und starb augenblicklich. Es zuckte. Whites Augen öffneten sich langsam. José half ihm vorsichtig hoch und Caucho schoss mit dem Maschinengewehr einen anderen Angreifer einfach nieder.

White zitterte und begann zu heulen wie ein Schlosshund.

José umarmte ihn und stützte ihn, er wollte sofort weiterlaufen. Eduardo lachte und klopfte den Beiden fest auf den Rücken. Er freute sich darüber, dass sie Sky gefunden hatten.

Marty kam aus der Dusche. Er stank nach dem fauligen Wasser, aber zumindest war er sauber. Vielleicht nicht keimfrei, aber er hatte keine Insekten mehr in den Haaren und war nicht von einem dicken Schmutzfilm überzogen. Es war jetzt um die acht Uhr, das hatte er vorhin noch auf Francoises Armbanduhr gesehen. Er dachte nach, er versuchte es, doch es wollte nicht so recht klappen. Marty versuchte sich vorzustellen, wie Barbara und die Männer hierher kamen. Nackt sah er sich in den Schränken um, doch er fand keine Unterwäsche. Er schlüpfte wieder in seinen alten Slip, den er im Spülbecken gewaschen und zum Trocknen gelegt hatte.

Sie wachte auf. Ihr Schlaf war nicht tief gewesen. Es war nicht leicht zu schlafen, besonders nach dem, was sie heute schon alles erlebt hatten. Marty entdeckte, dass die Couch parallel zu der, auf der Françoise lag, ein ausklappbares Bett war. Er stellte es auf und nahm Decken aus dem Schlafraum. Als er zurückkam kuschelte Françoise schon auf der wesentlich größeren Couch.

Sie war schon wieder eingeschlafen, aus einem Impuls heraus küsste er ihre Stirn. Sie war heiß, als hätte Mestré Fieber. Ihre Füße lugten aus den Decken, er deckte sie zu und legte sein Bettzeug neben sie. Er ging in die Küche und setzte nochmals Wasser auf. Er war jetzt sauber und geduscht, er wusste nicht, ob Françoise auch duschen wollte. Er wollte mit ihr Reden, plötzlich kam er sich einsam vor. Sein erschreckend fahles Gesicht spiegelte sich in den Fliesen und Töpfen. Er rieb sich die Augen.

Françoise erwachte wieder, als er sich an ihre Seite setzte und mit den Decken einschlug. Er trug noch immer nur seine Unterhose, die anderen Kleider, seine Hose, hatte er gewaschen und zum Trocknen über die Heizungsrohre gehängt, die vor Hitze glühten. Sie schaute ihn an, sie lächelte und obwohl schon das Atmen ihr weh tat, streckte sie einen Arm aus und sagte leise: „Danke.“ . Mit dem Rücken des Zeigefingers berührte sie seine Wange.

Er lächelte und strich ihr sanft über die Wange: „Gern geschehen.“

„Hast du geduscht?“, fragte sie.

„Ja.“

„Das riecht man.“, meinte sie und schmiegte sich an ihn.

Nach einiger Zeit stand er wieder auf. Marty löste sich von Françoise und sagte: „Ich gehe in das Lager und schau mal, ob es was zu essen gibt.“ Er schaute in ihr Gesicht, das als Einziges nicht bedeckt war. Sie schaute an ihm vorbei und schloss die Augen, Trauer überkam sie und sie verkniff den Mund.

Auf Zehenspitzen ging er über die kalten Gänge. Vielleicht konnte er sich auch neu einkleiden. Der Lagerraum war verschlossen.

Als ob diese Tür ihn hindern würde.

Er nahm den Feuerlöscher von der Halterung und schlug die Tür einfach ein. Sie knallte gegen ein Metallregal, das ziemlich bebte.

Marty liebte Feuerlöscher.

Er zitterte kurz, die Luft war kalt und tot. Er ging die Regale ab. Alles war sehr ordentlich, in zwei Sprachen beschriftet. In Englisch und Spanisch.

Der Raum war hell erleuchtet, gut zwanzig auf zehn Meter groß. Sie konnten hier Wochen überleben, wenn nicht gar Monate. Es gab einige Türen. Dieser Lagerraum war nicht der Einzige. Er war mit den Anderen verbunden und eine der Türen führte direkt zu den Parkanlagen unter dem Gebäude. Dort standen bestimmt noch funktionierende Fahrzeuge.

Er hatte jetzt genug Zeit sich alles genau anzusehen.

Bunker

Samstag / 9:42 Uhr / Isla Nublar

Marty tauchte einen weiteren Brocken des salzigen Zwiebacks in das lauwarme Wasser. Es dauerte nicht lange, nur wenige Sekunden, bis das Gebäck vollgesogen und ganz weich war. Er ließ den weichen Zwieback auf dem Tassenrand abtropfen, klopfte das Stück auf. Er aß es nicht, er fütterte Françoise. Sie schluckte es hinunter und verzog ihr hübsches Gesicht zu einer Grimasse.

„Ich hab auch Suppen und Konservendosen gefunden. Trockenfleisch und Nudeln. Genug um Wochen oder Monate davon zu überleben.“, sagte er glücklich.

Sie leckte sich mit der Zunge über die Lippen: „Warum gibst du mir dann diesen verdammten Zwieback.“

„Wir wollen es doch nicht gleich übertreiben. Zwieback ist leicht verträglich.“

„Es ist widerlich.“

Sie sagte es mit viel Nachdruck.

Er dachte nach.

„Ach was, so schlimm kann es doch gar nicht sein.“

Er nahm selbst einen Happen.

„Ok, ich nehme alles zurück. Es ist widerlich.“

Guitierrez rutschte von der Bettcouch auf den Boden. Francoise saß nur in Unterwäsche bekleidet auf der Coach. Marty hatte Kleider mitgebracht. T-Shirts und Shorts, alles in weiß und Einheitsgröße, aber die waren noch zu kalt. Er hatte sie aus der Verpackung genommen um sie über der Heizung aufzuwärmen.

Er nahm noch ein paar Scheiben Zwieback vom Tisch. Er stand auf und setzte sich wieder neben sie.

„Vielleicht ist es nicht ganz so schlimm, wenn man nichts riecht.“, sagte er und mit einem zauberhaften Lächeln hielt er ihr die Nase zu. Sie protestierte nicht. Sie war viel zu hungrig und viel zu müde.

Barbara Finnigan und die anderen, die ihr folgten, betraten gerade das Hotelgebäude. Sie schlichen durch die Tür, sie stand offen. Das Hotel war stark verwüstet und der Dschungel eroberte ihn langsam zurück. Alle Fensterscheiben waren zersplittert und alles war feucht und schmutzig. Ein richtiges Drecksloch, so zerstört war nicht mal das Besucherzentrum.

„Wo finden wir hier denn den Schutzbunker?“, schnaufte Barbara und trat wütend auf.

Sie hatte es im Gefühl, Francoise und Marty waren schon längst hier. Vielleicht sogar José und Caucho. Die Luft wurde immer wärmer und schwüler. Ein wenig Nebel zog durch die Gänge.

Sehr unheimlich.

Wogende Wellen verlorener Seelen, die nach einem griffen. Ein Nebelfetzen umwehte Jessicas Beine. Sie erschauerte. Sie bekam Angst und erzitterte kurz. Wie ein Stromschlag, der sie durchzuckte. Sie schlug sich die Hand vor den Mund. Alec Kraft rieb ihre Schulter.

Sie waren so leise wie möglich.

Barbara hielt das Maschinengewehr im Anschlag. Es war entschert und schussbereit. Sie würde nicht zögern, alles umzulegen, dass näher kam.

Sie fühlte es, Marty war ganz in der Nähe.

Jessica, Pedro, Israel, Alec und Barbara gingen weiter durch die Gänge. Sie hatten keine Ahnung, in welcher Richtung sie suchen

sollten. Sie schlussfolgerten richtig, dass der Schutzbunker unter dem Gebäude lag. Das Hotel war sehr interessant. Barbara sah, wie Israel und Pedro Türen öffneten und die Räume im Vorbeilaufen durchsuchten. Sollten sie nur suchen. Wenn sie etwas fanden, konnte es ihnen eigentlich nur nützlich sein, egal in welcher Weise.

Marty schaltete das Licht aus und ging zurück zu Francoise, sie hatte die Augen geschlossen und atmete ruhig und tief. Aber sie schlief nicht. Er schlug ihre Decke ein Stück zur Seite um nach ihrem Druckverband zu sehen. Er musste ihren einen neuen Verband anlegen. Er schnitt die Mullbinde auf und wickelte sie vorsichtig ab. Mit einer Kompresse hielt er die Schusswunde, doch sie blutete nicht mehr. Es sah gar nicht mehr so schlimm aus. Der Arztkoffer, aus dem er sich bediente, war schwarz und schwer. Er hatte ihn aus dem Lager geholt.

Dunkler Gang

Samstag / 10:01 Uhr / Isla Nublar

Barbara hielt das Gewehr noch immer im Anschlag. Der Raum war dunkel und feucht. Die Luft war fad und faulig. Jeder Atemzug war eine Qual. Aber sie ging weiter. Auch wenn ihnen inzwischen klar war, dass der Weg, den sie eingeschlagen hatten, verkehrt gewesen war, gingen sie den dunklen Gang weiter und sahen sich alles an, was sie zu sehen vermochten, in der klebrigen, kühlen Schwärze. Sie wollte sich gar nicht vorstellen, wie viele Schimmelsporen sie da gerade einatmete, als sie noch einen Luftzug nahm. Die Vorstellung war abartig. Es kribbelte ihr im Nacken, doch sie wusste, es war nur ein Schweißtropfen, der hinabperlte. Ihre Haare juckten, doch sie unterstand sich, an der Kopfhaut zu kratzen. Das Brennen der wunden Kopfhaut wäre noch schwerer zu ertragen.

Sie lief zu Vorderst. Hinter ihr waren Pedro, Jessica, Kraft und White. Israel stolperte über etwas, er konnte sich schnell wieder fangen. Aber er bückte sich und der Boden war stockdunkel, er griff nach dem Etwas, über das er gestolpert war. Er fasste es an und drückte es zusammen. Er wusste nicht, was er da hatte. Er nahm es hoch und hielt es in einen schwachen Lichtstrahl, der von irgendwo rechts kam, aus einem geklappten Fenster.

„Das ist Scheiße. Es stinkt wie Scheiße.“

Erstaunt roch er daran. Dann ließ er es angewidert fallen. Er sah die Augenpaare der anderen, sie schauten ihn an.

„Die Scheiße ist warm.“

Das war ein ziemlicher Haufen. Er trat mit dem Fuß darauf herum. Da waren auch ein paar feste Teile drin. Er ließ sich noch mal auf die Knie runter und griff in den Kot. Israel konnte einen Knochen fassen, er riss ihn raus und zeigte ihn Barbara.

„Warm?!“, fragte Jessica.

Barbara ließ sich auf die Knie fallen und schnupperte daran.

„Sie riecht so ähnlich wie Löwenscheiße.“, sagte sie und zerrieb etwas zwischen ihren Fingern.

„Riecht Scheiße nicht immer gleich?“, fragte Israel und kniete sich auch hin.

„Nein. Da gibt es sogar minimale, feinste Unterschiede.“

„Der Haufen ist noch frisch, vielleicht zehn Minuten alt.“

Da hörten sie ein Piepsen, wie das einer kleinen Maus.

Doch es war keine Maus.

Das Piepsen war plötzlich viel lauter und kam aus der Nähe. Sie sprangen auf. Jessica riss ihre Augen weit auf. Sie konnte schließlich ein vorbeihuschendes Etwas erkennen.

„Das war keine Maus!“

„Ich hab es auch gesehen.“

Da streifte es Israels Beine und dann Barbaras.

Beinahe hätte sich ein Schuss gelöst, so erschrocken war sie. Sie schrie auf und trat gegen etwas. Es war Pedros Schienbein. Er schimpfte auf Spanisch und ließ es dann sein.

Sie entschuldigte sich und sagte noch im selben Zug: „Wir brauchen Licht.“

Dann war das Piepsen plötzlich überall um sie herum und sie hörten ganz deutlich, wie einer der kleinen Dinosaurier begann, den warmen Haufen Kot aufzufressen.

„Schieß.“, brüllte Israel. Doch es war zu dunkel. Sie sahen nur Schatten in der Schwärze des Dunklen Gangs.

„Ich kann nicht schießen!“, schrie Barbara ihn an. Sie wollte schießen, aber es wäre zu gefährlich.

„Es geht nicht.“, stimmte Jessica zu.

„Lasst uns einfach abhauen, ich habe keine Lust mehr.“, meinte Kraft und trat einen Compsognathus. Der quietschte böse und biss ihm ins Bein. Kraft knurrte, er packte den kleinen Dinosaurier. Der zappelte wie wild. Er hob ihn hoch und hielt ihn vor sich, er wollte dem Mistvieh in die Augen schauen.

Er wollte den kleinen Saurier töten.

Aber so fest er auch den kleinen, schlangenartigen Hals zu-drückte. Der Compsognathus war aufgeregt. Schließlich packte er

auch mit der zweiten Hand zu. Er konnte nicht viel sehen. Nur Schemen und die funkelnden Augen.

Er war doch nur kurz im Lagerraum gewesen. Francoise hatte nicht auf der Coach gelegen. Aber er hatte sie Würgen gehört. Sie hatte sich ins WC geschleift. Er wusste sofort was los war. Und als er sie da am Boden liegen sah, blitzte eine hellgleißende Explosion in seinem Kopf. Sein Atem wurde stockend und er fühlte das Adrenalin. Es schoss durch seinen Körper. Zuckend und stampfend waren seine Schritte, seine Beine waren wie gerädert. Er fiel auf die Knie, sie knackten auf dem Boden. Francoise schaute ihn nicht an. Sein Mund öffnete und schloss sich. Schwerfällig rutschte er näher. Blut tropfte auf den Fußboden.

Blut tropfte aus Francoises Mundwinkel. Seine Lippen bewegten sich, er formte Wörter, doch zu hören war nichts. Er ließ sich umfallen und schaute ihr in die Augen. Sie waren starr ins Leere gerichtet. Sie röchelte und hustete. Ihr Puls war schwach. Ihre seidige Haut, nass vor Schweiß, seine Finger glitschten über ihre zerkratzte Stirn. Sie hustete. Kehlig und feucht. Sie schloss ihre Augen. Marty drehte sie auf den Rücken und nahm ihr Gesicht in seine Hände. Er streichelte ihre Wangen und begann zu weinen. Er hob sie hoch und trug sie. Er kam sich hilflos vor. Er legte sie wieder auf den Coach und sie wollte sich über den Mund wischen. Das Blut fortwischen, aber sie war zu schwach. Marty nahm ein Tuch von dem Tischchen. Sie hatte innere Blutungen und war so schwach.

Sein Arm war wie tot, er konnte ihn wieder nicht bewegen. Mit einem Unterschied, was tot ist, tut normalerweise nicht mehr weh.

Marty wischte über ihren Mund, öffnete ihre Lippen, ihr Mundraum war über und über mit dunklem Blut. Sie hustete und Blutstropfen spritzten ihm entgegen. Sie würde sterben, wenn sie nicht bald von dieser gottverdammten Insel der Toten verschwanden. Marty hatte mit Schmerzmitteln sparen wollen. Schließlich war das alles altes Zeug, wenn es nicht schadete und überhaupt noch wirkte, konnte man froh sein.

Sie hustete erneut und die Blutstropfen spritzen aus ihrem Mund. Die Tränen standen in ihren Augen.

Er konnte nicht viel tun. Er musste ihr doch helfen! Aber wie? Eine Kugel konnte er mit Essbesteck entfernen, aber wie sollte er ihre verwundeten inneren Organe heilen?

Marty kaute eine Aspirin-tablette. Die junge Frau war schlaff wie ein nasser Sack Reis. Sie machte kein Laut. Aber ihre Augen sprachen, sie schrieten vor Schmerz. Als er in diese Augen schaute, fühlte er etwas. Es war keine Angst. Angst kannte er gut. War es die Liebe zu der jungen Frau, die ihn aufwühlte. Liebte er Francoise? Er war

sich nicht sicher. Er sorgte sich um sie und fühlte sich zu ihr hingezogen. Liebe? Er konnte es sich nicht vorstellen.

An eine Rettung glaubte er nicht mehr. Der Rettungstrupp war aus einem Grund den er nicht kannte mit einem Flugzeug gekommen, obwohl ein Helikoptergeschwader vorgesehen war. Sie hätten hier in der Nähe auf einem Helikopterlandeplatz niedergehen sollen. Er wusste, wo der Rettungstrupp landen würde, wenn sie einen weiteren losschicken würden. Marty war sich sicher, sie würden wiederkommen, nur wäre es dann wahrscheinlich zu spät. Guitierrez musste an seine Schwester denken, an die Leute die gestorben waren und wie sinnlos ihre Tode waren.

Er dachte an Barbara. Was hatten sie nicht alles durchgemacht. Doch jetzt war keine Zeit für Selbstmitleid. Bilder tauchten auf und verschwanden nicht schnell wieder. Seine Gedanken wurden unterbrochen. Francoise krampfte sich zusammen und sie zitterte. Laut knirschten ihre Zähne.

Er brach dem kleinen Dinosaurier den Hals. Kraft ließ ihn fallen und die Anderen rannten schon los. Hier unten gab es nichts für sie. Jessica musste niesen.

Marty zerdrückte zwei Schmerztabletten und mischte sie mit lauwarmem Wasser. Er hielt ihr das Glas an und sie versuchte es zu schlucken. Sie konnte es nicht trinken. Das Blut verklebte ihren Rachen. Einen Teil spuckte sie wieder aus.

Kraft zertrat eines der kleinen Biester, ohne es zu merken war er draufgetreten. Sie liefen so schnell sie konnten die Treppe hinauf. Die kleinen Biester folgten ihnen.

„Du musst es schlucken!“, sagte Marty Guitierrez. Sie versuchte es. Es ging immer besser.

Barbara ließ sich zurückfallen. Sie presste sich an die Wand und ließ Jessica und die Jungs vor.

Francoise ergriff Martys Hand. Sie hielt sie nur fest. Ihre Lippen bewegten sich.

Finnigan drehte sich um. Sie entsicherte das Gewehr und schoss. Sie brauchte nicht zu zielen. Überall traf sie die Compsognathen. Eines der kleinen Biester sprang ihr entgegen.

Der alte Velociraptor hörte die Schüsse, er streckte seinen Kopf aus dem Gebüsch und rollte verwirrt die Augen. Er schnupperte.

Das kleine Geschöpf krallte sich in Barbaras Bauch. Alec Kraft packte es am Kopf. Sie nickte.

Der Raptor sprang auf, die Schüsse hatten ihn aufgerüttelt. Sie kamen aus dem Gebäude. Er rannte los und rief im Laufen. Er trillerte und pfiff.

Marty konnte nicht verstehen, was sie sagte. Sie flüsterte. Er küsste ihre Stirn, sie war heiß. Sie bekam Fieber.

Finnigan und Kraft sprangen die letzten Stufen hoch. Israel stieß einen Ständer mit verfaulten T-Shirts die Treppe hinunter. Jessica trat einen der Compys wie einen Fußball, er flog weit, fiel auf den Boden und stand auf, als wäre nichts gewesen.

Das Poltern war laut. Der Raptor war schon ganz in der Nähe. Er konnte sie schon wittern und hören. Da bekam er eine Antwort, ein weiterer Raptor war auf dem Weg.

Pedro schrie: „Raptoren!“

Er schaute sich in alle Richtungen um. Da vernahm er ein weiteres Geräusch. Barbara sprang hinter die Wand und zog Israel an sich. Der Velociraptor stand auf der anderen Seite der rauverputzten Mauer, die den Eingang vom Warteraum trennte. Pedro warf sich hinter die Kasse des Souvenirgeschäfts und Jessica grummelte etwas. Sie fiel auf eine Tüte Chips, die aufplatzte.

Alec Kraft suchte ein Versteck für sich, er stand noch unentschlossen im Raum, da sah der Velociraptor ihn und Alec schluckte trocken.

Marty deckte Françoise Mestré zu. Françoise fühlte sich schlecht wie noch nie. Am Liebsten wäre sie jetzt tot, dachte sie. Aber sie war es nicht. Noch hielt sie Martys Hand.

Der Raptor kam um die Ecke. Er wusste, zu seiner Linken waren zwei. Er tat so, als hätte er sie nicht gesehen. Ein Fehler.

Barbara hielt das Gewehr an den Kopf des Raptors. Sie schoss ihm das Hirn aus dem Schädel. Das Blut spritzte kunstvoll an die gegenüberliegende Wand.

Der Raptor fühlte, wie die Kugeln in seinen Kopf schlugen. Dann war nur noch Leere. Er fiel auf die Seite.

„Da rein.“, sagte Barbara und zeigte auf einen Gang, der zu Hotelzimmern führte. Das Hotel war zweistöckig, nach oben zu gehen würde nicht viel bringen.

Pedro nickte und lief los.

Jessica Guitierrez klopfte sich Chipkrümel vom Hemd, sie schaute sich um und rannte dann hinterher. Die Luft war schwül, warm und stand in dem Gang. Alles roch muffig.

Israel folgte ihm. Pedro zeigte auf ein Schild.

„Über diese Treppe geht es in den Wartungskeller.“

Der Gang war wieder ziemlich düster. Barbara hörte, wie ein weiterer Raptor das Safarihotel betrat.

Ein einsamer Compsognathus hüpfte die Stufen empor, über den umgestoßenen Kleiderständer. Seine Artgenossen waren wieder im Dunkel verschwunden.

Alec warf sich gegen die Tür zum Keller. Sie war verschlossen. „Barbara!“, schrie er. „Du musst die Tür aufschließen.“

Jessica schrie: „Schnell.“

Der Raptor fraß den Compsognathus. Einfach so.

„Wie lange sollen wir das noch mitmachen.“, stöhnte Israel. „Nein, darauf müsst ihr nicht antworten.“

Er schüttelte den Kopf und trat gegen das Glas. Er konnte nichts ausrichten. Doch da kam schon Barbara, Jessica sprang ihr aus dem Weg.

Barbara schoss eine Salve auf die gläserne Tür. Es schien Panzerglas zu sein. Die Kugeln schlugen ein, konnten das Glas aber nicht durchdringen. So etwas hatten sie noch nie erlebt.

Der Velociraptor knurrte. Sie saßen in der Falle. Das war ja fast zu einfach für ihn. Der dunkle Gang war fünfzig Meter lang und das war zwar wenig, aber genug Platz für einen Sprint.

Gegenüber der Glastür war ein weiterer Gang. Israel schüttelte den Kopf und rannte los. Der Gang war etwas heller, ganz am Ende des Gangs war eines der Fenster geöffnet. Seine Füße trappelten über den Boden. Der Gang führte um die Ecke, hinter ihm waren Pedro und Jessica, die schnell aufholten.

Marty legte sich hin, er dachte an Barbara und die anderen und hoffte, dass sie keinen Ärger hatten.

Barbara Finnigan schoss auf den Raptor. Das schnelle Tier war im vollen Sprint und wich den Kugeln aus.

„Verdammte Scheiße!“, brüllte sie. „Hört das denn nie auf.“

Alec dachte an seinen Bruder. Er schaute Barbara an. Der Raptor war schon so nah. Er war entschlossen.

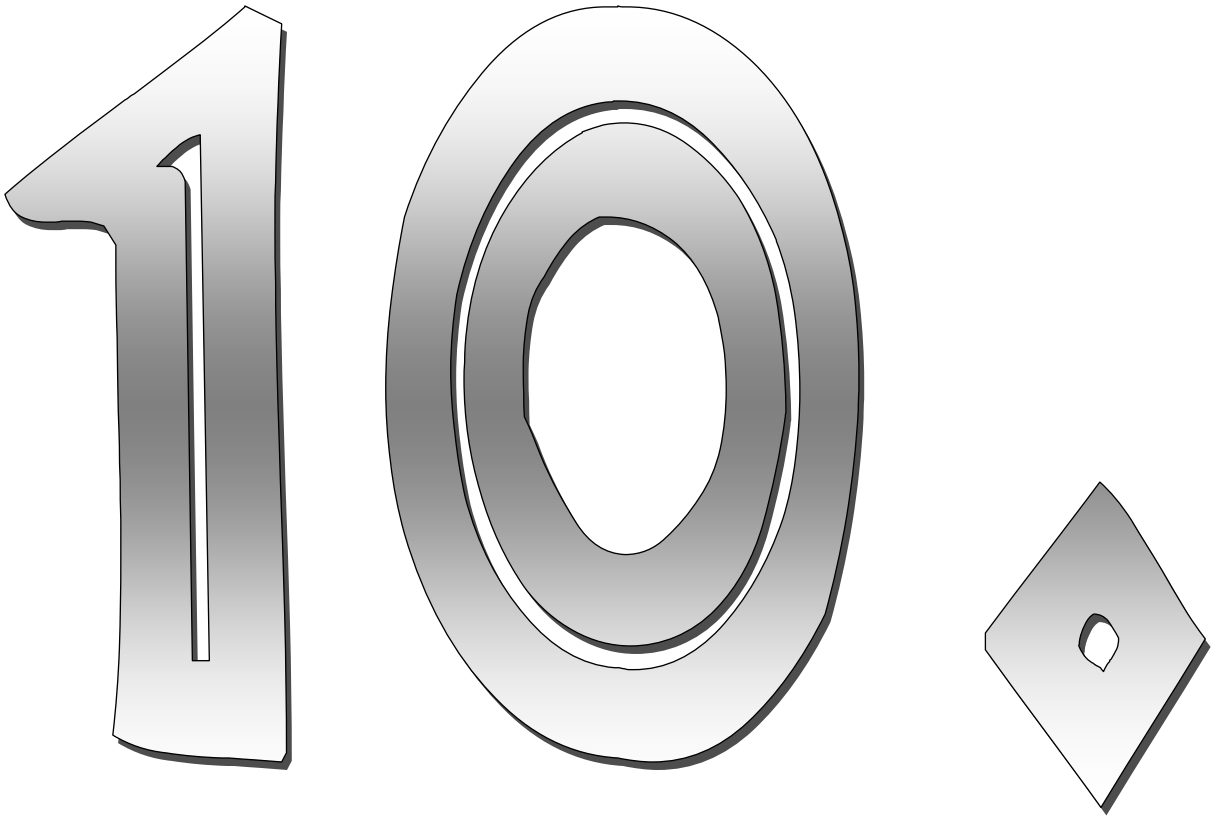
„Hau ab!“, brüllte er Barbara an. Er wusste, er würde es nicht schaffen, er wich so weit zurück, wie er konnte.

Barbara hatte sich schon weggedreht. Vor ihr bog Pedro gerade um die Ecke ab. Sie hörte wie Alec Kraft schrie.

Die Raubkrallen durchschlug seinen Bauch. Er fiel auf die Seite. Sein Kopf gegen die Wand. Sein Nacken knackte und die Gedärme quollen aus seinem Bauch. Er schrie und wehrte den Raptor ab. Er war zu langsam für das Tier. Es fraß seine Eingeweide, während er noch schrie und um sich trat. Ihm wurde schwarz vor Augen. Alec übergab sich. Die Schmerzen waren plötzlich dumpf. Das letzte was er sah, war Barbara.

Barbara hatte auf dem Absatz kehrt gemacht. In gleichem Tempo war sie zurückgelaufen. Sie sah noch, wie Alec starb. Er erschlaffte und der Raptor bemerkte sie gar nicht. Ihr Blick verschwamm, sie blinzelte. Der Raptor nahm keine Kenntnis von ihr. Er weidete den toten Menschen aus. Barbara legte an und schoss. Sie biss sich auf die Oberlippe und riss die Augen auf. Sie verschoss das ganze Magazin. Der Raptor war schon fast tot, bis er überhaupt merkte, dass er angegriffen wurde. Er lag jetzt auf der Seite und schrie. Der Raptor kroch auf Barbara zu. Sie hörte, wie das Gewehr nur noch klickte. Sie nahm das Magazin heraus und rammte es dem Raptor in den Rachen. Die Augen waren geweitet und zuckten wild umher. Barbara lud nach und rannte davon. Sie versuchte das Bild abzuschütteln. Ihr war schlecht. Das würde sie niemals loslassen.

Sie mussten in den Schutzbunker gelangen. Sie durfte gar nicht daran denken, Alec war tot.



Hochsaison

Samstag / 21:35 Uhr / San José

Die Luft war elektrisiert. Lucia liebte es, wenn es auf der Haut prickelte. Sie erzitterte kurz, ein kühler Windstoß traf sie, drang durch die dünne Kleidung. Ihr war ein wenig kalt. Lucia Dominguez stand in einer Pfütze. Gerade hatte es noch geregnet. Gleich würde es wieder weiterregnen. Mit verschränkten Armen trat sie von einem Bein aufs Andere. Bis zum Schienbein waren die Beine ihrer weiten Cargohose schon durchgeweicht. Zu allem Überfluss donnerte und krachte es schon wieder genau über ihnen. Ihr jüngerer Bruder schaute in den Himmel, als es hell blitzte. Er pfiff erstaunt und trommelte mit den Fingern auf der schwarzen Motorhaube des Jeeps. Des Leihwagens, den sie gerade ausleihen wollten. Sie hatten natürlich auch Privatwagen, aber sie hatten aufgetragen bekommen, sich einen Leihwagen zu besorgen. Genau hier und heute Abend. Das Trommeln machte Lucia bald verrückt.

„Lass das, Miguel.“, giftete sie.

„Mmh?!“, machte er und schaute sie wie eine Kuh an, blöd und doch ausdruckslos.

Sie schnaubte nur.

Natürlich hätten sie auch bei Justin im Büro warten können. Aber irgendwie hatte Lucia das nicht gewollt. Sollte er den Wagen ruhig alleine besorgen.

Sie hatten angenommen, das Auto wäre offen, sie hätten einfach einsteigen können. Nun, wie sie sahen, dem war nicht so und sie warteten schon ein paar Minuten im Hinterhof, bei dem Wagen, den sie mieten wollten.

„Was macht der nur so lange?“, fragte Lucia.

„So wie ich ihn kenne, flirtet er mit ihr.“, meinte Miguel und machte den Reißverschluss seiner Jacke zu.

Lucia schaute zu ihm rüber und warf ein: „Aber die Frau ist doch älter als seine Mutter.“

„Glaub mir, das ist es, was ihm Spaß daran macht.“

Sie schüttelte den Kopf. Miguels Freunde waren entweder kichernde Idioten, verschlossene Eigenbrötler oder solche wie Justin. Justin war einfach nur schräg, er nahm nichts ernst und provozierte Ärger. Er war nur ein paar Jahre jünger als Lucia, aber unreif wie ein kleiner Junge. Irgendwie dachte Lucia, es wäre ihr Auftrag den Jungen zu erziehen. Das verstand Miguel nicht.

Immer wenn sie nichts zu tun hatte, so wie jetzt, vermisste sie ihren Vater. Ihr Stiefvater war zwar ein guter Kerl, konnte ihren leiblichen Vater nicht ersetzen.

Er konnte nicht so gut kochen wie ihr Vater. Sanchez war ein ausgezeichneter Koch gewesen und sie hatten ein kleines Soda besessen. Der kleine Laden in der unteren Etage ihres Reihenhauses war gut gegangen. Sie waren noch echte Joséfinos, schon ihre Großeltern hatten hier in der Stadt gewohnt, waren hier geboren. Ihre Urgroßeltern waren von der Küste ins Inland gezogen, als hier die großen Plantagen entstanden. Ihr Haus in der Innenstadt war alt gewesen. Der ganze Straßenzug war alt gewesen. War, denn inzwischen hatte man alles niedergerissen. Mit dem Charme der alten Siedlung gingen für Lucia auch viele schöne Erinnerungen verloren. Sie erinnerte sich gerne an früher, so weit es ging. Weniger an den Tag, als ihre Mutter ihr sagen musste, dass ihr Vater gestorben war. Ein schlimmer Tag, er hatte ihr Leben verändert. Miguel hatte diesen Tag verschlafen, er hatte eine schlimme Grippe gehabt.

Lucia hatte etwas aus sich gemacht. Sie war nun Redakteurin der großen „Tico Times“, der meistgelesenen, englischsprachigen Wochenzeitung Costa Ricas. Justin kam aus dem Containergebäude. Er hatte seine nichtssagende Mine aufgesetzt.

Lucia stupste ihn an. „Wir frieren, warum hat das so lange gedauert.“

„Sie wollte mir den Schlüssel nur geben, wenn ich ihr verspreche, dass ich nicht fahre. Wie hat sie das gemeint?“, fragte er.

„Das kann ich dir sagen. Her mit dem Schlüssel.“

Sie streckte den Arm aus und forderte den Schlüssel.

Justin tat so, als sehe er sie nicht, schloss das Auto auf und stieg auf der Fahrerseite ein.

„Hey, was soll das. Gib den Schlüssel her.“

„Nein!“, motzte er.

Sie holte tief Luft, es würde ein langer Satz werden:

„Du besitzt keinen gültigen Führerschein, nicht in Costa Rica und auch in den USA nicht mehr. Du bist ein schrecklicher Fahrer, du bist gefährlich. Und zu guter Letzt: Ich bin älter als du. Also verschwinde vom Fahrersitz. Zack zack.“

Er steckte den Schlüssel ins Zündloch und verschränkte dann die Arme: „Ich rühre mich nicht vom Fleck.“

„Ach ja. Verschwinde endlich, Wicker!“

„Nein!“, und einfach so fügte er hinzu: „Frauen können nicht Auto fahren.“

Er sagte es so, als wäre es eine altbekannte Feststellung.

Sie ballte die Hände zu Fäusten.

„Oh, du sexistisches kleines Schwein.“, knurrte sie.

Miguel hatte es sich inzwischen auf der hinteren Bank bequem gemacht. Er lehnte sich vor, über den Beifahrersitz, um näher am Geschehen zu sein. Die Nackenstütze verstellte er dabei und mit gelangweiltem Tonfall sagte er: „Hör lieber auf sie. Du hast keine Ahnung, was sie alles mit ihren Fingern anstellen kann.“

Justin warf Miguel einen zweifelnden Blick zu und als er Lucia wieder anschaute, lächelte er.

„Das klingt verlockend.“

„Hinter!“, befahl sie mit Nachdruck und ihre Gestik war eindeutig. Dann zog sie an Wickers Ohrläppchen und drehte daran. Statt nach hinten zu gehen, rutschte er auf den Beifahrersitz. Sie ließ ihn los, sofort griff er an sein Ohr und rieb es. Wieder seine ausdruckslose Mine, nachdem er unter Schmerzen gegrinst hatte. Er ließ sie einsteigen und schaute aus dem Frontfenster. Er schnallte sich an.

Er verfolgte mit den Augen, wie die ersten Regentropfen auf die Scheibe trafen, sich sammelten und abperlten. Er war sofort darin versunken, den Tropfen zu folgen. Lucia schaute ihn an, schaute ihm zu, wie er mit den Augen den hypnotischen Regen verfolgte und schüttelte dann den Kopf. Sein Mund ging langsam auf. Sein Körper entspannte sich. Sie schüttelte weiter den Kopf und schnallte sich an. Konzentriert langsam leckte er über seine Schneidezähne. Als Lucia den Motor anließ, erwachte nicht nur der Motor und knurrte böseartig. Justin zwinkerte und rollte die Augen. Er griff hinter sich und stellte die Nackenstütze wieder ein, die Miguel verstellt hatte.

Bittere Pillen.

Er schluckte eine der Pillen. Der Geschmack ließ sich nicht wegspülen, nicht mit dem hochprozentigsten Rachenputzer. Also ließ er es. Er hatte den Alkohol hassen gelernt. Stattdessen öffnete er eine Mineralwasserflasche und das schäumende Wasser brannte seinen Weg in den Magen hinab. Die Kohlensäure bahnte sich ihren Weg hinauf. Er ließ sie durch die Nase entweichen, was erfrischend prickelte und die Flasche glitt zurück in die Kiste. Ein teures Importwasser aus Frankreich, in komfortablen 1,5 Liter Plastikflaschen. Man gönnte sich ja sonst nichts. Er gönnte sich ja sonst nichts. Der Mann schob seinen Einkaufswagen an das Regal heran und lud behände eine weitere Kiste mit zwölf solcher Flaschen, von einer Holzpalette, die auf einem sauberen, gefliesten Fußboden abgestellt war. Er hatte sich entschlossen, noch eine Kiste zu kaufen. Er hatte dieses Wasser richtig vermisst. In Moskau hatte er es nicht kaufen können.

Ihr Anruf wurde entgegengenommen.

Doch sie hörte nichts.

Rein gar nichts.

Sie war ein wenig verunsichert, sagte aber:

„Hi.“

Keine Reaktion. Sie hörte nichts.

„Hier spricht Lucia Dominguez.“, sie biss sich auf die Unterlippe. Sie erschrak ein wenig, als sie die Stimme des Mannes hörte, kühl, ruhig und klar.

In akzentfreiem Englisch sprach er: „Ich verteile keine Visitenkarten, woher haben sie meine Nummer?“

Lucia fing sich schnell. Sie übergang die Frage des Mannes, sie sah nicht ein, ihre Informanten zu verraten.

Sie passte sich an die Kühle des Mannes an und fragte ihn: „Sind sie soweit?“

Lucia hatte eine Hand am Steuer, mit der Rechten hielt sie sich das Handy ans Ohr. Sie fuhren durch die Innenstadt, die sie gut kannte.

„Um ihre Frage zu beantworten ...“, es entstand eine kurze Pause, der Mann nahm sein Mobiltelefon in die andere Hand und schob seinen Einkaufswagen weiter.

„... nein, ich bin noch nicht fertig, mit dem, was ich tue. Aber falls sie bald eintreffen, können sie mir zur Hand gehen.“

Sie nickte.

„Ok, am verabredeten Ort?“

„Sicher.“

„Sie sprechen nicht gerne, oder?“

Keine Antwort.

Da hörte Lucia ein Klingeln im Hintergrund und die Stimme einer Frau, die, auf Spanisch, Joghurt anpries.

Der Mann schien zu überlegen.

Die Unterhaltung hatte lange genug gedauert. Er beendete das Telefonat mit einem Tastendruck.

Sie war nicht verwundert über diesen Abbruch der Unterhaltung, aber dennoch aufgebracht: „Wofür hält der sich?“

Sie klang gereizt. Justin lächelte sie an. Als wollte er sie provozieren. Ihr Handy schnappte zu, sie versenkte es in ihrem Rucksack, der auf ihrem Schoß lag. Die Straße verlief gerade. Keine Passanten, niemand lief durch den Regen.

Ihr Rucksackverschluss klemmte. Sie nestelte an dem Reißverschluss, schaute nicht auf die Straße und lenkte nur mit der linken Hand, sie griff das Lenkrad lässig.

„Justin, übernimm bitte mal.“, sagte sie knapp und ließ den Lenker los. Erschrocken sprang Wicker vor und riss an dem Lenkrad. Das schwere Auto driftete kurz auf der nassen Straße, doch Justin fing es gleich wieder.

„Bist du noch ganz dicht?“, schrie er Lucia schrill an. Sie fumelte an dem Rucksack weiter. Ihr Fuß stand noch immer auf dem

Gashebel. Dann ratschte es, der Reißverschluss war zu. Zufrieden legte sie sich zurück.

Justin schnaufte. „Frauen am St...“, wollte er sagen. Aber Lucia rammte ihm den Ellenbogen in die Rippen, was ihm wehtat. Worauf er sich beschwerte. Lucia übernahm schnell wieder das Steuer und stieß ihn unsanft auf seinen Platz.

Miguel schüttelte nur den Kopf und straffte seinen Gurt.

Normalerweise trug er nur Kleidung, die ihn komplett verhüllte, um seine Anonymität zu wahren. Er lebte von ihr und mit ihr. Ohne sie konnte er nicht leben.

Doch im Augenblick, in diesem freundlichen Supermarkt, trug er ein buntes Hawaiihemd und musste sich eingestehen, dass es sein neues Lieblingskleidungsstück war.

Und ihm gefiel nicht nur das Hemd.

Ihm gefiel vor Allem die Alltäglichkeit dieser Umgebung, sie war für ihn exotisch und fremd. Das helle Licht, die Farben, die farbiger wirkten. Es war alles so verflucht normal. Er ging hier einkaufen und kam sich sehr behaglich in der Rolle des Kunden vor. Er ging gerne einkaufen, ließ zwischen Waschmittelregalen die Seele baumeln. Niemals war ein Mensch glücklicher in einem Supermarkt gewesen.

Er war allein in der Abteilung des Marktes. Stille. Der Laden war rund um die Uhr geöffnet, am Liebsten wäre er die ganze Nacht zwischen Socken und Ketchup umhergewandert.

Er nahm seinen Notizblock aus seiner Hosentasche und zog einen Stift aus einem Kleidungsstück, dass er unter dem luftigen Hawaiihemd trug. Es war mehr als nur ein Schulterhalfter für die großkalibrige Handfeuerwaffe. Er hatte die Waffe immer zur Hand, immer. Es war eine bemerkenswerte Spezialanfertigung. Dieses Spielzeug hing schwer an ihm, gab ihm dabei ein Gefühl von Sicherheit.

Er blätterte eine Zeitschrift durch und fand das Rezept für einen leckeren Tomatensalat mit Olivenöl und Charlottenzehen. Dazu würde ein zartes Lammkotelett passen, meinte er.

Die Federung des Jeeps war hart. Lucia fuhr rücksichtslos über den Bürgersteig, der den Parkplatz umsäumte und durchzog.

„Was machte ein Söldner in einem Supermarkt?“, fragte Justin und gähnte daraufhin.

„Einkaufen. Blödmann!“

Er schaute noch mal auf den Notizblock. Er hatte eigentlich schon alles, was er brauchte. Der Mann in dem Hawaiihemd und den Dreiviertellangen Jeans, überlegte, was sie sonst noch brauchen konnten. Er notierte verschiedene Punkte in seiner überaus gut lesbaren Handschrift. Sehr feine, gerade Buchstaben. Er piff zur in-

strumentalen Musik aus den Lautsprechern, die man hinter einer dünnen Verschalung ein wenig dumpf klingen hörte. Die Luft in dem Supermarkt war dank Aircondition angenehm kühl.

Der Mann war sehr groß und hatte aschblondes Haar. Das Hawaiihemd war überwiegend blau und er lächelte entspannt. Der Einkaufswagen rasselte unter dem Gewicht, er fuhr durch die lange Kühltheke. Interessiert beäugte er die Auswahl, die sich ihm hier bot. Ein kleines Päckchen Milcheis zog ihn wie magisch an.

„Vielen Dank.“

„Schon gut.“, er nickte beschwichtigend und machte eine abwehrende Geste.

„Ohne sie hätte ich extra einen Elektroniker bestellen müssen.“, stellte die schmale, junge Frau fest. Es war wirklich keine große Sache gewesen. Die Sicherungen in der Anlage der Kühltruhen waren rausgeflogen und es hat einen Kabelbrand gegeben. Der Schmauch war ihm leicht entgegengeweht, als er das Eis in seinen Wagen legte.

Er hatte das durchgeschmorte Kabel einfach durch ein neues ersetzt und die Sicherungen wieder reingedrückt. Eine Angelegenheit von zwei oder drei Minuten. Die junge Costaricanerin schaute ihn mit haselnussbraunen Augen an, sie glänzten ihn an. Er presste die Sicherungsklappe zu und stand dann auf. Die Augen folgten ihm. Er war einen guten halben Meter größer als das Mädchen.

„Was sind sie eigentlich von Beruf?“, fragte sie ein wenig kleinlaut, sie wollte sich mit ihm unterhalten. Er schaute von seinem Einkaufswagen auf und musste seine Mine beherrschen. Sein Instinkt hatte sich geweckt, bei dieser Frage. Doch er fing sich und lächelte wieder. Er konnte ihr doch nicht die Wahrheit sagen, das ging nicht, außerdem hatte er die Erfahrung gemacht, dass ihm das niemand einfach so abkaufte. Auch die nicht, die er anschließend tötete. Man glaubte ihm erst, wenn man seine Waffe sah. Also log er wieder. Also lächelte er, grinste über beide Ohren.

„Ich bin Astronaut.“

Er war sich nicht sicher, ob das zog.

Aber tatsächlich, sie glaubte ihm. Sie kaufte es ihm ab. Das hübsche Mädchen strahlte, es war vielleicht siebzehn Jahre alt. Bisher hatte sie den Mund nicht lange aufgemacht. Sie trug eine Zahnsperre. Anscheinend schämte sie sich dafür, schlussfolgerte er. Ihr Lächeln war bezaubernd.

„Waren sie auf dem Mond?“, fragte die Kleine und verlor ihre anfängliche Scheu. Der große Mann faszinierte sie.

„Nein, leider nicht, aber wir haben ihn umflogen.“, sagte er und das Lügen fiel ihm leicht, jahrelange Übung. „Aber es war wunderschön.“

Erwartungsvoll schaute sie ihn an. Er schwärmte von dem Mond, den er genauso wenig aus der Nähe gesehen hatte, wie das Mädchen.

„Diese Stille. Eine unglaubliche Ruhe. Wenn man so weit von allem weg ist, hat man einen viel besseren Überblick. Man kann viel freier denken ...“

Er ließ seine Stimme leise abklingen und sein Blick schweifte durch den Raum, als wäre er gerade dort oben, in der Schwerelosigkeit des unendlichen Weltraums. Seine Hand beschrieb einen Bogen, als zeigte er auf den Horizont. Sie war mitgerissen und schaute in die gleiche Richtung wie er.

Das junge Ding sah ihn mit großen Augen an.

Was dachte sie jetzt wohl?

Ihm war diese Aufmerksamkeit nicht ganz Recht.

„Entschuldigung, aber ich muss jetzt weiter. Meine Verlobte müsste gleich kommen, wir sind nämlich in Urlaub.“, sagte er und schob seinen Einkaufswagen weiter.

Sie nickte.

Gerade in diesem Moment betrat eine hübsche, dunkelhaarige Frau das Geschäft. Sie hatte ein wenig Ähnlichkeit mit dem Mädchen und war auch bestimmt nicht viel älter. Sie hätten Geschwister sein Können. Er winkte Lucia zu. Diese winkte zurück.

Sie schien wirklich die Verlobte zu sein. Etwas verschämt machte das Mädchen, dass hier heute Nacht arbeitete, ein paar Schritte zurück. Sie drehte sich um und ging dann durch die Reihen des Supermarktes. Wo ein farbiger Mann um die Dreißig mit schulterlangen Dreadlocks sie nach Toilettenpapier fragte. Ihre Gedanken kreisten noch immer um den Mond und den Mann, der so flink ein Kühltruhe wieder zum Laufen bekam. Das hatte er bestimmt bei der NASA gelernt, dachte sie noch und antwortete dem Mann nicht gleich. Worauf der sie noch einmal fragte.

Aidan Pollock war einfach auf sie zugekommen und hatte sich nicht einmal vorgestellt. Er lächelte sie an, bis er sicher war, dass sie nicht beobachtet wurden.

„Waren sie nicht zu Dritt, das hatten sie doch gesagt?“, er schob den Einkaufswagen zur Seite und stellte sich vor sie, so dass die Überwachungskamera nur seinen breiten Rücken filmen konnte.

Die junge Frau war zusammen mit einem Jungen in den Markt gekommen, der ihr Bruder sein musste. Sie hatten dieselbe Statur und auch ihre Gesichter ähnelten sich sehr.

Miguel stellte sich ihm vor: „Ich bin Miguel Dominguez.“

Er reichte dem Fremden die Hand. Lucia schaute ihn kritisch an. Der Mann nahm die Hand, zögerte aber erst. Er schüttelte sie und dann riss er Miguel an sich.

„Hey!“, Miguel war erschrocken. Aidan schaute sich auffällig intensiv Miguels Hände an.

Miguel, oder wer immer er auch war, schien nicht verwandt zu sein. Meistens war man das, ohne es zu merken. Es ging verdammt schnell. Einmal auf dem Klo nicht die Hände gewaschen, konnte man sich Abhörgeräte und Peilsender einfangen. Lucia wusste nicht, was er da tat, streckte aber bereitwillig ihre Hände vor.

Er drehte Lucias Hände im Licht eines Strahlers um eine mögliche Reflexion zu erkennen. Nichts, das war gut.

Pollock sagte: „Seien sie still.“

Er tat so, als umarmte er sie. Dabei filzte er sie unauffällig. Sie flüsterte knurrend, als er sie an sich drückte und ihre Arme nach unten hielt: „Na, scheint ihnen Spaß zu machen.“

Ausdruckslos sagte er nur: „Ja, das tut es zweifellos.“

Seine Hände glitten ihren Rücken hinab. Über ihren Po, seine Hände strichen fest über jede Stelle ihres Körpers. Die Oberschenkel bis zu den Knien. Er musste ein wenig in die Knie gehen.

„Zweifellos.“, wiederholte er dann mit einer zuckersüßen Stimme, doch sein Gesicht zeigte weiterhin keine Regung. „Drehen sie sich.“

Als sie nicht gehorchte, packte er sie an den Schultern und drehte sie mit Gewalt und drängte sie in die nächste Verkaufszeile. Ein Kunde kam ihnen entgegen. Ein älterer Herr mit einer dicken Hornbrille kam auf den Wagen gestützt angerollt.

Es sah so aus, als hätte er lässig die Arme um die Schulter seiner wunderschönen Verlobten gelegt und liebkostete ihr Ohr. Allerdings hielt er sie so fest, dass sie sich kaum rühren konnte. Er flüsterte ihr etwas ins Ohr und ebenso leise antwortete sie.

Sie schaute Miguel an. Miguel hatte einen Blick aufgesetzt, als schaute er Fernsehen, unbeteiligt. Doch er war neugierig, was geschehen würde.

Lucia spürte einen Druck im Rücken.

Er schnupperte an ihren Haaren und hielt sie noch immer gefangen. Sie standen vor einem Umkleidespiegel, das merkte sie erst jetzt. Sie atmete schneller. Der Mann machte ihr Angst. Seine feingliedrigen und gepflegten Hände übten Druck auf ihre Schultern aus. Er ließ sie noch ein wenig schwitzen. Alles was er tat, hatte irgendeinen Sinn. Ihre Stimme vibrierte, als sie sagte: „Beeilen sie sich.“

Mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit verbarg sie etwas, meinte der Mann. Ihr war unwohl.

Sie war Reporterin, den Medien konnte man nicht trauen. Besonders er, er konnte niemandem trauen. Er war sich sicher, sie hatte etwas zu verbergen.

Er schaute mit entspannter Mine in den Spiegel. Er sah in die Augen der jungen Frau, die dort in dem Spiegel zu sehen waren. Sie

sah aus, als wollte sie um Hilfe schreien. Sie ließ es, denn er hatte sie höflich darum gebeten, das zu unterlassen. Mit Nachdruck wiederholte er noch mal: „Sie brauchen keine Angst vor mir zu haben. Ich muss das tun, das verstehen sie doch. Ich muss ihnen vertrauen können.“

Sie musste sich eingestehen, es klang sehr ehrlich. Aber sie war sich auch sicher, der Mann hier war ein guter Schauspieler und man konnte seine echte Stimmung nicht erkennen, wenn er das nicht wollte.

Lucia hob ihren Kopf. Sie sah dem unheimlichen Mann in dem Spiegel tief in die Augen. Ihr Mund war leicht geöffnet und ihre Lippen glänzten feucht. Sie registrierte es und schloss ihn, atmete ruhig durch die Nase.

Er hatte geheimnisvolle Augen.

Sie waren fast schwarz. Er hatte große, geweitete Pupillen in einer fastschwarzen Iris. So etwas hatte sie noch nie gesehen. Sein markantes Gesicht schien wie aus Stein gehauen.

Nun erst fielen ihr die vielen Narben auf den Armen auf. Da waren auch einige frische Wunden. Sie spürte etwas Hartes an ihrem Rücken. Das Schulterhalfter. Sie wusste, dass das eine Waffe war. Am liebsten wäre sie schreiend weggerannt.

Seine ruhige Stimme, nah an ihrem Ohr, flüsterte.

Miguel schaute den Beiden hochinteressiert zu.

Er sagte nichts und sein Blick war starr.

„Sie verstecken etwas.“, stellte der Fremde fest. Er wusste auch schon wo es war. Aber dennoch klopfte er ihre Hosentaschen ab. Rechts fand er ihr Portmonee, so beiläufig wie möglich zog er es aus der Tasche und klappte es auf. Sie atmete stoßweise.

Kinderfotos, Kredit- und Telefonkarten, Mitgliedsausweise. Die Geldbörse war prall gefüllt, aber nicht mit Bargeld. Das sagte viel aus. Ihr Führerschein, er nahm ihn raus und hielt ihn so, dass sie auch draufschauen konnte. Er wusste, was dort stand. Aber er las es leise vor: „Lucia Dominguez, geboren am 12. März 1980.“ Er steckte die Karte wieder zurück und klappte das Portemonnaie zu, steckte es wieder zurück.

Er griff behutsam in ihren Schritt, das war ihm allerdings unangenehm. Auch hier konnte er nichts finden. Seine Hände glitten hoch über ihren Bauch. Sie begann zu zittern.

„Ganz ruhig.“, versuchte er zu beruhigen.

Am Brustansatz fühlte er etwas.

„Lucia, sie brauchen keinen Schrittmacher, oder?“, fragte er sie ganz ruhig. Seine Vermutung hatte sich behauptet und irgendwie beruhigte es ihn.

Zuckend schüttelte sie den Kopf.

Nun lächelte er besänftigend.

„Keine Angst!“

Lucia zitterte und er ließ sie ein wenig locker. Sie bewegte sich keinen Schritt, die Angst lähmte sie.

„Haben sie doch keine Angst, ich werde ihnen nichts tun.“, das wollte er wirklich nicht.

Er nahm schließlich die Hände von ihr und ließ sie ein wenig wegrücken. Lucia sah noch immer das Spiegelbild des seltsamen Mannes an, er war ein Mörder und aus irgendeinem Grund war er der einzige, der ihr Helfen wollte oder konnte.

Sie drehte sich um.

Draußen ging der Regen wieder prasselnd nieder.

Er stand ganz steif da, sie sah tief in seine Augen. Er schaute ausdruckslos. Lucia griff sich unter ihr lockeres Hemd und entfernte das Diktiergerät. Es war mit Klettband an ihrem BH fixiert gewesen. Langsam zog sie es vor.

Eine einsame Träne der Angst rann aus dem linken Auge, von ihm aus gesehen. Er wischte sie fort und streckte die Hand dann aus.

Sie legte das Diktiergerät in seine Hand und schluckte trocken. Er umarmte sie vorsichtig und ließ das Diktiergerät, nun ausgeschaltet, in seine Hose rutschen.

Er lächelte Miguel an und drückte ihren Kopf an seine Schulter, ganz sanft.

Er hauchte ihr einen Kuss auf die Wange und sprach: „Jetzt kann ich ihnen vertrauen, Lucia.“

Er ließ sie los und strich noch einmal kurz über ihren Hinterkopf. Er mochte die junge Frau. Ihren Bruder konnte er noch nicht richtig einschätzen und er war auch auf die dritte Person gespannt.

Er zog seine Einkaufsliste aus dem Notizblock und las die Punkte, kontrollierte was ihm noch fehlte.

Jetzt musste er den Jungen noch durchsuchen, er sah sich um, das ging am Besten bei den Umkleidekabinen.

Er drehte sich um und befahl, als er den Schlüssel ins Schloss steckte: „Anschnallen.“

Sie schauten ihn ein wenig verwirrt an, als er noch hinzufügte: „Lasst die Hände unter dem Gurt.“

Aber sie gehorchten und dann holte er aus einer Plastiktüte eine Rolle Verpackungsband. Das Klebeband machte ein reißendes Geräusch und er umwickelte die Handgelenke von Lucia mit drei Lagen des groben Klebers. „Was bringt das?“, fragte sie.

„Eure Hände sind gefesselt.“

Das Gleiche machte er auch bei Miguel und Justin. Dann riss er die Etiketten der Baumwolltücher ab. Er schlug die Tücher aus und knetete sie in seinen Händen er wickelte und rollte sie, um sie weich

zu bekommen. Er schlug sie schnell in die richtige Größe, um ihnen die Augen zu verbinden.

„Reine Vorsichtsmaßnahme. Ich glaube, ich muss euch nicht knebeln.“

Sie ließen es über sich ergehen, er verband ihre Augen.

„Oh, vielen Dank.“, sagte Lucia giftig.

„Vielleicht wären Knebel doch nicht schlecht.“, sagte er gelassen und berührte ihre Lippen mit einem weiteren Tuch.

Blind!

Gefesselt!

Nicht auch noch stumm!

„Nein, nein.“, beeilte sich Lucia.

Er lächelte und schnallte sich dann selbst an.

„Lasst die Hände unten und haltet bitte die Klappe. Wir können Radio hören, wenn ihr wollt. Die Fahrt wird eine Zeit lang dauern.“

Mit dem Tuch rieb er Lucias lange Haare ein wenig trocken. Er mochte die drei Jugendlichen und er dachte, die Zeit mit ihnen würde er genießen. Er startete den Motor und fuhr langsam an. Er bog in die Straße ein und fuhr langsam weiter. Lucia leckte sich über die Lippen und zog die Nase hoch. Er streichelte über ihre Wange. Ihr war kalt. Also machte er die Heizung an. Justin fragte: „Wo fahren wir jetzt hin?“

Er bekam keine Antwort.

Auf Fragen, die ihr Ziel betrafen, antwortete er nicht.

Auf Fragen, die ihn persönlich betrafen antwortete er nicht. Die Luft in dem Jeep wurde schnell warm und Miguel war schon bald eingeschlafen. Die Nacht war noch jung und der Mond war trotzig und übellaunig, er hielt sich die meiste Zeit hinter dicken, schweren Regenwolken verborgen, die sich auf die Landstraße in einem Wolkenbruch ergossen. Der Jeep fuhr durch die Pfützen und Schlaglöcher, die harte Federung ließ sie schaukeln.

Der Mann am Steuer fragte: „Justin, mein Wasser ist leer. Kommst du an die Kiste hinter dir?“

„Können vor lachen!“, Justin war wirklich verärgert und er presste die Worte einzeln hervor.

„Ruhig Blut.“, sagte der fremde Mann und lachte trocken.

Justin äffte ihn nach.

„Das ich euch gefesselt habe, ist nur zu eurem Besten. Ich tue euch nur einen Gefallen. Versteht das doch.“

„Was soll das für ein Gefallen sein?“, wollte Justin wissen.

„Ich schütze euch, davor, dass ihr zu viel seht. Das müsst ihr doch aus dem Fernsehen kennen.“

Bevor Wicker noch etwas sagen konnte, legte der Mann nach: „Ihr seid doch freiwillig hier, ihr wolltet doch dabei sein. Lucia will wissen, was hinter der Aktion des Militärs steht. Wir waren ja nicht

unbedingt zimperlich und unauffällig. Ihre Fragen sind berechtigt, deswegen bin ich ja auch auf sie eingegangen.“

Man hatte ihm zu verstehen gegeben, dass man es nicht billigte, wenn er unbeteiligte Dritte in diese Angelegenheit verwickelte.

„Lassen sie uns jetzt gleich darüber sprechen.“, forderte Lucia ihn auf. Ihm gefiel ihre Stimme mit dem leicht spanischen Akzent. Er wollte ihr Zuhören. „Nein.“, sagte er. „Nicht jetzt.“

Er schaltete das Radio an.

Gerade fuhren sie in das Einzugsgebiet des Naturschutzgebietes El Rodeo. Ein großes Areal südwestlich von San José.

Sie waren jetzt in der Nähe von Alajuelta.

Links und recht der gut hergerichteten Straße hatte man eine breite Schneise geschlagen. Aus Sicherheitsgründen, denn der Dschungel war schlagartig so undurchdringbar, wie er nur sein konnte. So eine dichte Bewaldung konnte Brüllaffen und kleine Raubtiere beherbergen. Nur alle 50 Meter war der zwei Meter hohe Zaun offen, der die Straße umgab. Hier gab es sogar Staus bei den Wildwechseln, sagten die Wärter scherzhaft. Ob das nun stimmte, konnte man nicht nachvollziehen. Nur der Fahrer konnte sehen, wie ein einziges wildes Tier diese Straße durch den geschützten Wald überquerte. Es war ein ziemlich großer Tapir, der unbeirrt über die Straße trottete. Er schaute nur kurz auf das Auto, die Strahler blendeten ihn, der Tapir blinzelte und wendete sich ab. Die Fahrt erwies sich als lang, da man aus Sicherheitsgründen nicht mehr als 30 km/h fahren konnte.

Aber schließlich waren sie doch angekommen.

Ein junger Mann in schlecht sitzender Uniform stapfte durch den Regen auf sie zu. Er lief schnell, er schien in Eile und drehte sich suchend in alle Himmelsrichtungen. Aber was er sah, gefiel ihm nicht, das verriet sein Gesicht, er war alleine. Niemand konnte ihm helfen. Seine Hand wanderte zu seinem Gürtel. Der Fahrer würde seine Waffe sicher schneller ziehen. Ein piepsendes Geräusch, das man durch die Regenwand hörte, verriet, er hatte ein Funkgerät. Mit der anderen Hand zog er unter seinem transparenten Regenponcho eine Stabtaschenlampe hervor und leuchtete in das Auto. Er sprach etwas in das Funkgerät, nickte und klopfte mit der Taschenlampe an die Scheibe. Er bedeutete, dass sie heruntergelassen werden sollte. Der Söldner betätigte den entsprechenden Knopf an den Armaturen.

„Guten Abend.“, grüßte der Soldat formell. Lucia konnte nur die Stimme hören und schätzte den Soldaten etwa auf ihr Alter. Sie ordnete seine Stimme sofort ein, er sprach einen texanischen Dialekt und bemühte sich um eine feine Aussprache. „Wen habe sie da bei sich? Warum sind die drei gefesselt?“

Der Soldat schaute natürlich zuallererst auf Lucia, ihr Shirt klebte etwas an ihrer Brust fest. Sie antwortete ihm: „Wir stehen auf Sado Maso.“

Der junge Soldat war verunsichert, dass die – offensichtliche - Geisel so zornig sprach: „Was denn nun?“

Er stemmte die Hände in die Hüften.

„Sie sind gefesselt und haben verbundene Augen, damit sie den Stützpunkt nicht wiederfinden können. Wie heißen sie?“, sagte der Mann am Steuer, den der Soldat kannte. Er schaute nach dem Namen, er fand ihn schließlich.

„Das geht sie zwar nichts an, aber ...“, sagte er und winkte den jungen Soldat mit zwei Fingern näher heran. „... Private Biedel, sie wissen, worum es hier geht. Warum diese Leute bei mir sind, können sie sich denken und jetzt salutieren sie, Soldat. Und lassen mich endlich durch.“

Lucia hatte keine Ahnung wie viel Zeit schon vergangen war, aber wesentlich mehr als ein paar Minuten. Gerade wäre sie fast eingeknickt. Lucia Dominguez gähnte. Sie konnte sich nicht die Hand vor den Mund halten, denn ihre Hände waren hinter dem Drehstuhl miteinander durch eine Handschelle verbunden.

Man hatte ihnen gesagt, das hier wäre der Warteraum, tatsächlich roch es nach abgestandenem Urin. Lucia wusste, wo sie waren. Sie waren in einem Klo. Die Türen und die Waschbecken waren eindeutig. Höchstwahrscheinlich im Männer-WC, denn hier gab es Urinalbecken an den Wänden. Garantiert gab es hier keine einzige Frau, die ein separates WC beanspruchen würde.

„Miguel?“, sagte sie zu ihrem Bruder, um seine Aufmerksamkeit zu haben. Er schaute gerade auf den Boden und zählte aus Langeweile die Bodenfliesen. Miguel spielte mit den Zahlen, verdrehte sie und bildete die Quersumme.

Er schaute auf: „Ja.“

„Hier stinkt ´s!“

„Mmh!“, gab er ihr Recht.

„Justin?“

„Ja.“, er ließ die Zunge aus dem Mund hängen und rollte mit den Augen. „Hier stinkt es.“

General Foster lehnte sich zurück. Er sah übermüdet aus, hatte tiefe Augenringe, die mehr als nur Schatten um seine moosgrünen Augen waren. General Foster hatte diesen Posten nicht verdient. Dieser Ort hier war eine Strafe, er sollte dort stationiert sein, wo seine Familie lebte. Doch Foster hatte nicht nur mit dieser Einrichtung Probleme, er hatte ganz allgemein Probleme mit Autorität. Das er es bis zum General geschafft hatte, war schon ein Wunder. Er

hätte es nicht geglaubt, hätte man es ihm vor zwanzig Jahren gesagt, als er noch ein junger Kerl mit vollem, dunklem Haar war.

Und was er auch nicht geglaubt hätte, je höher man bei der Army aufstieg, umso größer wurde der Druck von weiter oben. Die höherstehende Autorität machte einem das Leben schwer. Nun war er wieder einmal strafversetzt. Er konnte sich nicht vorstellen, dass es diese Situation öfter gab, er musste eine Ausnahme sein. Und er wusste nicht, ob das gut oder schlecht war. Er war ein harter und gerechter Mann. Daheim hatte seine Frau die Hosen an, so wie es überall war. Doch er war nicht daheim, also lag alle Verantwortung bei ihm und deshalb kam er in letzter Zeit nicht mehr dazu nachts zu schlafen. William Foster war ein unauffälliger Mann. Er sah normal aus, er hatte keine besonderen Merkmale. Sein merkwürdig normales Durchschnittsgesicht war nicht übermäßig faltig. Sein rotstichiger Bart war kurz und kraus.

Die Coach, auf der Pollock saß, war neu, die ganze Station hier war neu erbaut worden.

Der Durchschnittsmann stand von seinem Schreibtischstuhl auf und seine Rückenwirbel knackten. Auf dem Schreibtisch lag viel Papier. Die Hälfte davon war nur reine Formalität. Die wahren Fakten, das worauf es ankam, hielt er in der Hand mit dem goldenen Ehering.

„Schauen sie es sich an. Es ist ein ganzer beschissener Katalog.“ Er warf es ihm an dem Arm heraus zu. Der geheftete Stapel Papier vollführte eine leichte Drehung und Aidan fing den Katalog genauso lässig, wie er geworfen worden war. Er schlug den Kartondeckel auf und da starrten ihn Menschen an. Photos aller Beteiligten. Mindestens drei von jedem, aus allen Perspektiven. Von Vorne und von den Seiten. Wie in einer Verbrecherkartei.

Die Personen waren alphabetisch geordnet.

„Der Ordner ist für sie, sie werden ihn behalten. Ich habe vorausschauend mehrere kopieren lassen.“ Dann lächelte er: „Tatsächlich hab ich die ganze Nacht an dem Ordner gesessen und ihn dann zwanzigmal kopiert. Ich habe hier niemanden, der mir so etwas erledigt. Aber ohne diese Arbeit würde ich hier verrückt werden. Wollen sie etwas trinken?“

Aidan nickte. Er hatte sein Hawaiihemd gegen seine Uniform eingetauscht. Der Verlust betrückte ihn ein kleines Bisschen.

„Wo sind überhaupt meine kleinen Freunde?“, fragte er und Foster schenkte Kaffee in einen Styroporbecher ein.

„Den Kaffee koche ich mir übrigens auch selbst.“

Foster lächelte gequält. Der Mann erwartete eine Antwort, er wollte sie ihm geben: „Die sitzen im Klo. Sie werden nicht bewacht.“

Er schenkte sich auch ein und ließ sich wieder auf den Stuhl fallen: „Von wem auch.“

Aidan stand auf und sagte: „Ich komme gleich wieder.“
Foster grinste: „Ich weiß.“

Die Tür ging auf und frische Luft kam hereingeweht.

„Warum habt ihr eigentlich nicht versucht abzuhauen? ich bin sehr enttäuscht von euch.“, sagte Aidan Pollock.

„Man hat uns an den Stühlen festgeklebt, wie hätten wir die Tür öffnen sollen? Mit dem Mund?“, fragte Justin Wicker patzig.

„Ah!“, mehr sagte Aidan nicht. Er zog sein Messer und schnitt sie los. „Dann kommt mal mit.“

Miguel rieb sich die Handgelenke und fragte: „Was soll das auf einmal?“

„Was soll was?“

„Ja, wieso kommen sie plötzlich, um uns loszuschneiden?“

„Die ganze Aktion mit euch war nicht geplant, ich muss für euch gerade stehen. Ich bin für euch verantwortlich.“

Sie gingen ihm nach.

Sie hatten kein Licht. Totale Dunkelheit. So eine Schwärze konnte man sich nicht einfach vorstellen, man musste sie erleben. Sie hielten sich aneinander fest und machten nur zögerlich Schritte. Barbara lief wieder voran. Es war kalt. Eine unangenehme, feuchte, kalte Luft. Sie schlichen an den Wänden entlang. Das einzige, was sie hörten, waren ihre eigenen Körpergeräusche. Die Schritte, der Atem, ihre Herzen, die schnell schlugen. Sie flüsterten nur.

Barbaras Hände strichen die Wand entlang. Rau und unangenehm. Der Tunnel war etwa 30 Meter lang. Der Boden war abschüssig und ging unter die Erde. Auf dieser Straße hatte man zu Zeiten des Parks die Tourenwagen in die Garage gebracht. Dieser Schacht war die Einfahrt, die dazugehörige Ausfahrt war auf der anderen Seite des Safarihotels. In jedem größeren Gebäude dieses Parks gab es Ersatzfahrzeuge und einen Schutzraum. Sie suchten beides.

Die Gebäude wurden dort angelegt, wo schon früher Untertagebau betrieben wurde. Hier ging noch immer ein Stollen tief in das Vulkangestein. Ein großer Teil hatte sich mit Wasser gefüllt ein Seitenarm war eingestürzt und man hatte den oberen Teil zu der Garage und dem großen Schutzbunker ausgebaut. Das unterirdische Gelände war größer als das eigentliche Hotel über der Erde.

Aber das alles wusste Barbara nicht, sie war nur der Ausschilde- rung der Garage gefolgt und hatte das Beste gehofft. Sie hatten das Tor aufgeschwungen, waren hineingegangen und hatten das schwere Stahltor wieder verschlossen und verriegelt. Der Riegel war ein Stahlbalken gewesen, der sich von Hand nach unten, vor das drei Meter breite Tor schwenken ließ. Ein massiges Instrument.

Schritt für Schritt in der Finsternis hatten sie nicht nur die Oberfläche der Welt mit dem Regen hinter sich gelassen. Sie hatten auch alles Licht und somit die Sicht verloren. Wie Blinde in der Metro kamen sie sich vor. Es schien ein langer Marsch zu sein. Die Zeit schien zäh zu fließen oder gar ganz kurz vor dem Stillstand zu sein. Dann war der Boden plötzlich ebenerdig, doch die Wände verschwanden vorerst nicht. Nach zehn mühevollen Schritten erschrak Barbara ein wenig. Ihre Hände griffen ins Leere. Nach scheinbaren Stunden fühlten ihre tastenden Hände kein nasskaltes Gestein mehr. Israel hielt Miguels Hand und Miguel hielt sich an Barbaras Schulter fest. Sein Druck wurde fester, als er flüsternd fragte:

„Warum bleibst du stehen?“

Ebenso leise aber ruhiger antwortete sie darauf, dass die Wand zu Ende sei. Sie waren jetzt also in der Garage. Sie hatten keine Vorstellung, was sich hier unten befand. Es schien sogar noch dunkler zu werden, konnte dieses Licht eigentlich noch in den Minusbereich gehen? Ihre Kette löste sich nicht. Lautlos war die Welt um sie herum. Stumm, kalt und blind. Barbaras Hand ertastete Metall und dann gleich darauf Glas.

„Ein Auto.“, ihre Stimme machte einen Satz und wurde von flüsternd zu laut. Das Wort „Auto“ dröhnte durch die unterirdische Halle. Denn so wie es klang musste es eine Halle sein. Keine Kammer, kein Raum, eine Halle. Eine Halle voller Autos.

„Oh, Mann.“

„Ich denke, wir sind auf dem richtigen Weg.“, meinte Jessica, sie schien ihren Bruder zu wittern.

„Ich hoffe es.“, sagte Pedro. Seine Schritte waren dumpf.

In wenigen Tagen wären sie alle mit Sicherheit tot. Eduardo und José waren wahrscheinlich schon tot, sie waren alte Herren.

In diesem Dschungel einen Menschen zu suchen, war weit aussichtsloser als die Suche nach der Nadel im Heuhaufen, die Nadel piekste einen, wenn man sie nur kurz erwischte. Im Dschungel dieser Wälder konnte man nicht weitersehen als zwei oder drei Meter. Und Nachts war dieses Unterfangen noch weit aussichtsloser.

„Wie können wir hier Licht machen?“

„Kein Feuer.“, meinte Barbara.

Jessica Guitierrez schlug vor: „Lasst uns getrennt nach einem Lichtschalter suchen.“

Lucia nahm ihren Ordner zur Hand. Sie blätterte durch den gehefteten Papierstapel, überflog die Texte und prägte sich die Karten und Bilder ein.

„Sollt es zu menschlichen Opfern kommen, ist die Beseitigung ihrer Überreste nicht von Priorität.“, las sie. Sie schlug die Papiere zu. Sie hatte genug gesehen.

Sie schaute General William Foster kurz an und schlug das Papier wieder auf. Der Anblick des armen Mannes, der einen Großteil seiner Mannschaft verloren hatte, war nicht zu ertragen. Weiter las sie:

„Sollten Menschen im Einsatz zu Schaden kommen, ist ihre Heimkehr allein von ihrem gegenwärtigen Gesundheitszustand abhängig. Die Führung ist nicht verpflichtet alle Personen zu evakuieren.“

Das Ziel war die Zerstörung einer nicht weiter benannten Entität. Objekte. Es wurde nicht ersichtlich, worum es sich dabei handelte.

Der General machte das Fenster zu. Er hatte gemerkt, dass es Lucia fröstelte. Ihre Nackenhaare standen. Ihr fröstelte es, allerdings wegen der Bilder, die sie jetzt sah. Vielleicht waren sie zur Motivation gedacht, für die Männer, die auf der Isla Nublar aufräumen sollten. Kadaver von Menschen und Tieren, zerfetzt und ausgeweidet. Natürlich waren die Fotos in Farbe. Dann kamen Listen. Inventarlisten, Aufzeichnungen aller Waffen und Ausrüstungsgegenstände, die benötigt würden, Personallisten.

„Mr. Pollock. Ich denke wir können davon ausgehen, dass unsere jungen Freunde hier, nicht mit Waffen umgehen können, oder?“, fragte der General und rieb sich die Stirn.

Aidan nickte: „Das bezweifle ich auch.“

Sie sahen zu Lucia, Miguel und Justin. Die drei lasen gerade die Kontrakte. Lucia klappte ihren Ordner zu und schaute auf, aber sie behielt ein paar Finger zwischen den Seiten. Dann klappte sie den Ordner wieder auf und drehte ihn, während sie ihn hochhob. Sie legte ihn vor Foster auf den Tisch und fragte: „Was soll das denn, das sind ja leere Seiten?“

Zwischen den Seiten des Vertrags befanden sich immer wieder leere Seiten. Foster lächelte.

„Das sind Blankoseiten, ich hatte keine Zeit einen wasserdichten Vertrag aufzusetzen, für alle Fälle.“

Lucia sah ihn verstört an.

„Also, keiner von uns hatte damit gerechnet, dass eine kleine Enthüllungsjournalistin uns unter Druck setzen würde und dass diese dann auch noch bei einem Einsatz zugegen sein will, mit ihrem Freund und kleinen Bruder. Wenn ihnen etwas zustößt, werden wir dafür nicht verantwortlich zu machen sein, da sie diese Papiere unterzeichnet haben. Ich wusste nicht, was ich noch alles beachten muss, deshalb hab ich lieber ein paar leere Seiten dazwischengeheft-

tet, die wir später noch ergänzen können. Sie werden sie einfach unterzeichnen, jetzt zu den Waffen. Kann einer von ihnen mit Waffen umgehen?"

Unsicher schauten sie von dem General zu Pollock.

Wicker sagte: „Ich glaube nicht, dass ich jemanden töten könnte.“

Pollock winkte ab und lehnte sich zurück, er verschränkte die Arme: „Das ist Blödsinn. Jeder kann töten und morden.“

Er schlug ein Bein übers Knie.

„Besonders wenn es aus Notwehr geschieht. Ihr werdet euch nur verteidigen müssen.“

Lucia war alles andere als begeistert.

Aus dem Mund des Söldners klang alles gefährlich und abschreckend: „Wir sind jetzt 52 Teammitglieder in 5 Einheiten. Nur die Wenigsten wissen, worauf sie sich hier einlassen. Sie können es sich nicht vorstellen.“

Er stand auf und zog sich das graue T-Shirt über den Kopf und zuerst fiel Lucia nur der Schulterhalfter auf. Erst dann sah sie den Verband am Bauch. Das Gewebe hatte sich mit Blut vollgesaugt.

„Das Mistvieh hat mich aufschlitzen wollen. Dann hab ich es niedergeschlagen und ...“ Er zog das Hemd wieder herunter und knöpfte das Oberhemd, unten beginnend, wieder zu.

„... dann hab ich das Mistvieh abgeknallt. Ich habe nur überlebt, weil es ein Jungtier war.“

Lucia: „Was war es?“

„Wir wissen es nicht. So etwas hat niemals jemand irgendwo gesehen.“

„Aber wo war das?“, fragte Miguel. „Waren sie schon auf der Insel, oder einer anderen.“

„Ich weiß es nicht genau, aber es muss im Bereich von Puntarenas gewesen sein. Nach zwei Tagen im Wald kann man die Orientierung ein wenig verlieren.“

Sie waren ziemlich entsetzt, ihre Münder standen offen.

„Auf dem Festland?“

„Ja, auf dem Festland.“

Foster stand auf: „Uns steht das Wasser bis zur Hutschnur. Darauf waren wir nicht vorbereitet. Jetzt muss gehandelt werden.“

Man machte sie persönlich mit den Soldaten bekannt. Einer der Soldaten musste den General gefragt haben, wer die Drei seien. Foster antwortete laut, so dass alle es hören konnten. Sie standen in dem Hangar. Der Regen prasselte dumpf aber laut auf das Metalldach. Die Helikopter boten einen bemerkenswerten Anblick.

„Wir werden in der Hochsaison verreisen, denn plötzlich will jeder, der es sich leisten kann auf diese Inseln. Um für die drei Platz

zu machen, mussten wir Tom Cruise und die Olsen-Zwillinge streichen.“

Er lachte, seine Leute lachten, das war natürlich nur ein Witz gewesen. Seine Leute mochten ihn, sie vertrauten ihm. Noch wussten sie nicht, was mit ihren Kameraden geschehen war. Aber sie konnten es sich denken.

Miguel schaute den großen Mann neugierig an und fragte sich, ob er eine Antwort erhielt. Er fragte einfach: „Was haben sie dort in dem Wald gemacht?“

„Oh, ich habe gejagt.“

Jagdsaison

Donnerstag / 12:05 Uhr / ca. 6 km südöstlich von Puntarenas

Es stank, doch Aidan Pollock verzog sein Gesicht keinen Millimeter. Er war ein harter, abgebrühter Mann.

Aidan hatte einen Blick dem man sich nicht entziehen konnte.

Das tote Huhn, das er in seiner linken Hand hielt, an einem Flügel, der blutig und gerupft war, war nicht mehr als ein hohler „Knochensack“. Das Tier hatte seltsame Bissspuren am Leib, irgendetwas hatte das arme Huhn gerissen und entweidet. Die Knochen des Brustkorbs waren zermalmt. Der jungen Farmerfrau war schlecht, sie würgte und musste ins Haus, sie lief schnell die hölzerne Veranda hinauf. Die Hühnerstallungen waren am Haus angeschlossen, nur wenige Meter trennten dieses grauenhafte Massaker von der Küche und dem Wohnzimmer des verhältnismäßig großen Farmhauses. Die Eigentümer waren entsprechend wohlhabend. Der Verlust der Hühner traf sie finanziell nicht allzu schwer. Doch es war nicht nur bei Hühnern geblieben. Der Verlust ließ sich noch nicht ganz abschätzen. Aber was Aidan sah, berührte ihn. Die bedauernswerten Kleintiere waren bestialisch zugerichtet. Aidan ließ das Huhn fallen und duckte sich, um den Stall betreten zu können. In den Stallungen für das Großvieh, die er gerade betrat, lagen zwei zerfleischte Schafe. Aidan hatte einem Kaninchen, dessen Hinterteil angefressen war, aus Gnade das Genick gebrochen. Der Hupia hatte das Stahlgitter des Gatters nicht aufbiegen und rausreißen können. Die Kratzspuren an Holz und Metall des Baus sahen schrecklich aus, in dem Schatten, den der Baum spendete. Irgendwie hatte der Hupia es geschafft, das

Kaninchen zu erwischen und die Hinterläufe herauszureißen. Die Beinchen lagen auf dem Boden. Aidan ließ sich auf die Knie fallen. Er sah die Spuren der Wesen, der Hupia, die dieses Blutbad angerichtet hatten. Die Fußabdrücke waren die eines großen Vogels.

Man glaubte gar nicht, wie laut diese mümmelnden, stummen Tiere schreien konnten, wenn sie bei lebendigem Leib aufgefressen wurden. Das Quieken war entsetzlich gewesen.

„Ich habe Angst um meine Familie.“, sagte der Farmer. Er war etwa Dreißig und hatte einen gepflegten Schnauzbart. Der hagere Mann war anfangs sehr ruhig gewesen. Doch Aidans genaue Untersuchungen machten Carlos nervös. Was musste jetzt in diesem Mann vorgehen? Er hatte zwei kleine Kinder. Seine Vierjährige Tochter und ihr etwas älterer Bruder durften schon lange nicht mehr raus in den Garten.

„Carlos, ich verstehe sie. Sie müssen ein wenig Abstand gewinnen. Ich würde ihnen empfehlen, fahren sie mit ihrer Familie in die Stadt. Gehen sie zu Verwandten. Hier können sie nichts mehr tun.“

Carlos nickte.

Das war ein guter Rat. Er dachte schon den ganzen Tag daran, mit seiner Familie von hier zu verschwinden. Es ging nicht anders.

„Was meinen sie, was das war?“, fragte Carlos Aidan.

„Das selbe wollte ich sie gerade fragen?“

Es war Aidan klar, was hier am Werk gewesen war.

Carlos Pupillen weiteten sich, seine Augenbrauen zitterten kurz. „Ich habe nur einen Schatten gesehen.“

„Sie haben es gesehen?“

Aidan horchte auf, er schaute Carlos an. Bisher gab es noch keine Augenzeugen, mit denen er sprechen konnte.

„Nur einen Schatten. Aber es sah nicht so aus, wie die Chupacabras, von denen man erzählt. Es war auch kein Chupapollos.“

Aidan nickte: „Wie sah es dann aus?“

„Es sah aus wie ... vielleicht wie ein Dinosaurier.“ Er kam sich lächerlich vor, als er das sagte. Aber er lächelte: „Ich weiß was hier los ist. Ich weiß warum sie hier sind.“

Aidan hatte genug gesehen. Er kam wieder hervor, aus dem Stall. „Das glaube ich nicht. Sie denken etwas zu wissen.“

Das hier musste alles verbrannt werden, die Kadaver, am Besten der ganze Stall. Das wusste der Farmer, also erwähnte Aidan es nicht zusätzlich.

„Ich bin nicht der erste, dem das hier passiert.“

„Ich weiß.“

„Was werden sie jetzt unternehmen?“

„Wir werden in den Wald gehen und suchen. Wenn wir etwas sehen, erschießen wir es. So einfach ist das.“

Aidan war natürlich nicht alleine hier draußen. Zwei junge Amerikaner begleiteten ihn. Eifrig machten sie Aufnahmen der Kadaver. Sie schienen starke Mägen zu haben, dabei waren sie nur derart fasziniert, das alles um sie herum egal war. Zwei Filme schossen sie voll, jeder der Beiden. So etwas hatten sie noch nie gesehen.

Als diese Dinger vor knapp einem Jahrzehnt plötzlich auftauchten und kleine Kinder töteten und in ihren Kinderbettchen anknabberten nannte man sie nach einer alten Legende „hupia“. Hupias waren Nachtgeister, sie kamen von den Gebirgen und vorgelagerten Inseln um kleine Kinder, Neugeborene zu rauben. In ganz Lateinamerika, der Karibik meldete man bald viele Übergriffe und Sichtungen von „Ziegen- und Hühnerauslutschern“. Chupacabras und Chupapollos. Viele beängstigende Theorien wurden von Kryptozoologen überall auf der Welt aufgestellt. Ein neuer High-Tech-Mythos war geboren, nach dem Sasquatch und Nessie, den wilden australischen Bunyips und dem Loch, das direkt in die Hölle führte, eine neue Art, das Weltbild zum Wackeln zu bringen.

Doch da draußen war etwas. Es kam nur nachts und verschwand so schnell, wie es auftauchte.

Carlos hatte einen Schatten gesehen, mehr hatte er nicht sehen wollen, doch da war mehr gewesen. Er hatte mehr gesehen und er würde niemals mehr vergessen, was es war und wie es aussah. Es hatte sich in seine Netzhaut gebrannt, in sein Hirn. Die Geräusche, Laute kamen immer, wenn er die Augen schloss. Er sah es vor sich. Wie es ihn angestarrt hatte. Carlos hatte in der Küche gestanden, durch das geklappte Fenster hatte er ein Rascheln und Kratzen gehört und einen Schatten huschen sehen. Sein Gesicht hatte Erschrecken gezeigt. Er wusste sofort was los war, sein Hals war wie zugeschnürt gewesen. Seine Familie saß im Wohnzimmer und sah fern. Er konnte die Milch nicht schlucken, er musste sie ausspucken. Sie platschte auf die Kacheln und klebte an den Armaturen der Küche. Dann ein Blöken, ein leises, gequältes Blöken eines Schafs. Dann ein Fauchen. Nicht viel lauter. Carlos hatte sich umgedreht, ihm war schwummrig. Er hatte natürlich keine Waffe griffbereit, er hatte doch kleine Kinder. Aber im Flur hing das alte Buschmesser seines Vaters. Durch den musste er sowieso, wenn er auf die Veranda wollte. Er schlich sich über den Flur, nahm das Messer aus der speckigen Lederscheide. Er würde keine Chance haben das Messer zu nutzen. Carlos versuchte, nicht auf die knarrenden Dielen zu treten. Mit Ruck riss er die hölzerne Verandatür auf und aus den Angeln. Die Tür war schon vorher locker gewesen. Er sah sie in Zeitlupe fallen und als sie auf die Holzdielen knallte machte sie in seinen Ohren einen Höllenlärm. Nicht nur er erschreckte. Er sprang gerade die Treppe hinunter. Sie schauten von ihrer Beute auf, jetzt konnte er sie sehen. Ihre blutigen Fratzen. Stocksteif stand er da. Sie waren direkt vor ihm.

Nur einer beachtete ihn noch. Sie störten sich nicht an ihm und fraßen weiter. Die Geräusche, die sie dabei machten waren widerlich. Carlos war wie versteinert. Er sah die Augen im Licht der Außenbeleuchtung. Er konnte nichts tun. Das Messer kam ihn so lächerlich vor. Es würde ihm nichts bringen. Und die Wesen waren das abscheulichste, das er je gesehen hatte. Sie hatten rüsselartige Auswüchse an den Schnauzen, doch nicht alle. Nur die, die gerade das Gitter an den Hühnerkäfigen eindrückten und sich über die armen Tiere hermachten. Federn flogen und das Gegacker und die kreischenden Schreie drangen durch Mark und Bein. Die Monster liefen auf zwei Beinen.

So hatte man die Chupacabra nicht beschrieben. Wo waren die Fangzähne, die Stacheln, die Flügel. War er der erste, der diese Dinger richtig sah? Sein Herz raste, er zitterte und stieß beim Ausatmen pfeifende Laute aus. Ihre Färbung konnte er nicht genau bestimmen, etwas zwischen grün und grau mit helleren Streifen, wie Blitze, auf den Flanken. Es waren keine großen Tiere. Aber sie waren extrem leise und schnell. Das Tier, das ihn ansah, kam ohne Angst und Scheu näher. Was hatte er denn erwartet, als er auf die Veranda trat? Es mochte vielleicht zwanzig Kilo wiegen. Sie waren nicht sonderlich hoch, dafür aber waren sie lang. Zwei bis drei Meter, bei einer Schulterhöhe von weniger als einem Meter. Diese Augen, sie erinnerten mehr an ein Pferd als an eine mordende Bestie. Sie waren seitlich an runden, stumpfen Schädeln. Kein Tier sollte jemals wieder soviel sehen wie diese seltsamen Wesen. Er sah dreidimensional und Farben von denen ein Mensch nichts wissen konnte. Die Augen sahen etwa 87% des Horizonts auf einen Blick. Das Gesicht eine Bulldogge, da waren die langen Reißzähne, sie ragten aus dem Unterkiefer. Er konnte sich nicht rühren, als das abstoßende Wesen nur noch wenige Schritte vor ihm stand und schnupperte. Das flache Tier richtete sich auf, wobei die Beine zu wachsen schienen.

„Verschwinde hier!“, schrie Carlos. Das Messer kam ihm nicht in den Sinn. Was hätte das auch genützt? Dann hatte der schrille Schrei seiner Frau, die gerade auf die Veranda kam, die Tiere aufgeschreckt. Sie verschwanden. Auch die vier kleineren Hupias in dem Käfig hatten sich geduckt und waren innerhalb weniger Sekunden verschwunden. Lautlos hatten sie sich weggeschlichen. Innerhalb dieses Augenblicks waren sie wie vom Erdboden verschluckt worden, in alle Himmelsrichtungen geflohen. Ein Pfeifen wie einer Trillerpfeife auf dem Fußballplatz ließ das Tier vor Carlos ebenfalls aufhorchen. Es wechselte Blicke von Carlos zu seiner Frau und schien verunsichert. Dann sanken die Beine wieder ein und der hupia schlängelte sich auf und davon. Mit unerhörter Geschwindigkeit.

Carlos hatte in dieser Nacht nicht schlafen können. Als am Morgen die Zeitung kam, hatte er die Nummer in der Tageszeitung angerufen und eine halbe bis dreiviertel Stunde später waren die Männer aufgetaucht. Sie hatten sich als Spezialkommando des amerikanischen Militärs vorgestellt und nicht lange gefackelt. Mit zwei Trucks und Anhängern waren sie vorgefahren. Seine Frau hatte es mit der Angst bekommen, als sie geklingelt hatten und in Kampfmontur und Gewehren auf dem Rücken in die Flure traten. Sie erzählten nur das, was sowieso in den Zeitungen stand. In einer großangelegten Aktion sollten alle Opfer der Hupia aufgesucht und verhört werden. Alle Übergriffe sollten protokolliert werden, um eine vorübergehende Bilanz ziehen zu können. Nur so, sagten sie, könnte man eine genauere Untersuchung anstellen. Carlos wischte die Milch gerade auf, die hatten sie total vergessen, in der schlaflosen Nacht, als Aidan Pollock ihn das erste Mal fragte, was er gesehen oder gehört hatte. Irgendetwas in ihm sträubte sich, alles zu erzählen. Vielleicht weil seine Frau und die Kinder anwesend waren. Aber das war es nicht alleine. Die jungen Männer, die den seltsamen Mann begleiteten, waren sehr still, sie hantierten an ihren Ausrüstungen. Kontrollierten ihre Kameras und Waffen. Sie taten das mit solcher Präzision und Schnelligkeit, dass man ihre Professionalität nicht anzuzweifeln wagte. Ihnen wurde gesagt, dass niemand in den folgenden zwei Tagen das Haus verlassen durfte, nach Einbruch der Dunkelheit. Egal was geschah. Tatsächlich fuhren sie am selben Nachmittag wie in den letzten Tagen mit den Trucks durch die bewohnten Gebiete und Dörfer um sicherzustellen, dass sich auch jeder an diesen Aufruf hielt. Das gewaltige Megafon dröhnte immer und die Fahrer trugen zum Schutz Ohrenstopfen. Man sagte den Leuten nichts genaues, es würde eine Jagd in ganz Costa Rica stattfinden, man wollte die Hupia, oder wie man sie auch nennen wollte, aufspüren und vernichten.

Das Bemerkenswerte an dieser Aktion war ihr Umfang und wie die Amerikaner sie umsetzten. Sie taten es so, als wären sie für die Wesen verantwortlich, die des Nachts Haustiere abschlachteten und zeltende Jugendliche übel zurichteten.

Pollock hatte sich nicht um die Ausführung der Mission bemüht. Sie betraf ihn nicht, in der ersten Nacht würde er seine Schuldigkeit tun und durch den Wald robben und alles erschießen, was ihm gefährlich werden konnte. Die Fallen sollten die stellen, die dafür bezahlt wurden. Er würde nur Treiber spielen. Die Kadaver der letzten Nacht, auch Carlos Tiere, die nicht verbrannt wurden, sollten die Hupia anlocken. Für den Fall, dass sie nicht auf totes Fleisch standen, hatte man lebende Hühner und Lämmer taktisch positioniert. In Senken und vor steilen Erhebungen. Man machte sich keine falschen

Hoffnungen, es wäre ja die erste Mission in dieser Richtung. Aidan Pollock saß gerade auf der Ladefläche des Trucks. Die Nacht war gekommen und die Menschen hielten sich an die Ausgangssperre. Das beruhigte ihn. Die Menschen wussten also, worum es ging. Es ging um ihre Leben. Die Angriffe der Hupia hatten sich hier gehäuft. In den letzten Wochen hatte man fast täglich eine, meistens mehrere Meldungen erhalten. Er war gespannt, wie sich das alles entwickeln würde. Vor ein paar Tagen hatte eine junge Frau ihn kontaktiert. Sie war Journalistin und ihre Verbindung zum Militär hatte ihr den Kontakt ermöglicht. Aidan hatte beauftragt, alles über sie herauszufinden. Er wusste nicht über alles Bescheid, was hier geschah. Er bekam genug Geld um keine Fragen zu stellen.

Söldner bezahlte man.

Besser gut.

So saß er auf der Ladefläche und trank den letzten Schluck seines Mineralwassers, er musste unbedingt wieder einkaufen gehen. Er würde ein paar Aufwärmübungen machen.

Heute Nacht würde er nicht mehr sprechen. Er zog die Kapuzenmütze übers Gesicht.

Aidan zog sich seinen Helm über den Schädel.

Der Schutzhelm war an seinen Kopf angepasst worden und legte sich wie eine zweite, starre Haut um den Hinterkopf. Er fühlte kein Gewicht, früher hatte man Schutzhelme aus Stahl, die einem den Kopf auf die Brust drückten. Dieser neueste Geniestreich war aus Karbon, Teflon und einer Titanlegierung. Er schnallte den Helm am Kinn fest und nahm aus einer gepolsterten Tasche ein flaches Gerät, ein Visier, das er auf dem Helm einrastete. Er schob das Visier herunter und nun waren nur noch Mund und Kinn ungeschützt. Er drückte ein Mikrofon an den Helm und mit einem kleinen Hebelchen, den er umlegte, fixierte er es. Er tippte auf die Spitze des Mikrophons und aktivierte es, er hörte ein Rauschen in seinem Ohr und stellte die Frequenz ein. Ein Schalter an der Schläfe aktivierte das Visier, das eigentlich ein Nachtsichtgerät und eine hochauflösende Wärmebildkamera war. Er war schon in seine Montur gestiegen, ein Anzug aus Kunststoffgewebe mit eingewebten Stahlfedern, die alles sehr biegsam hielten, die zweite Schicht, die Karbonplatten lagen zwischen den Gewebeschichten, aus einem neuartigen Material war, dass Keramik und Kunststoff miteinander verband und extrem reißfest war. Ein Schaumstoffpolster schmiegte sich um seine Schulter und schützte seine Wirbelsäule. Unter der gepanzerten zweiten Haut trug er nur seine Unterwäsche. Ein zusätzliches Futter war nicht von Nöten. Es gab eine Ausführung für arktische Regionen in schmutzigem Graugrün mit einer Warmwasserleitung, die um den ganzen Körper zirkulierte. Diese KU war khakifarben und alles was er benötigen würde, trug er am Körper. Da waren zwei Elektroschocker,

Päckchen mit Nahrung und Medikamenten, Handfeuerwaffen. Er war darauf vorbereitet, im Notfall, ein oder zwei Wochen im Wald zu überleben. Natürlich würde das nicht der Fall sein, die Wahrscheinlichkeit war nicht allzu groß, dass er so schwer verletzt war, die wenigen Kilometer zu der nächsten Siedlung zu kriechen, und dennoch nicht starb. Das automatische Gewehr, das zugleich Maschinengewehr und Scharfschützengewehr war, sollte so viele dieser vermeintlichen Hupias und Chupacabras wie möglich niederstrecken. Es hing um seine Schulter. Sollte er die Möglichkeit dazu haben, wollte er ein Tier lebend einfangen. Der Wert eines lebenden Objekts, zu Forschungszwecken, wäre unermesslich hoch.

Der Restlichtverstärker seines Visiers konnte Farben wiedergeben, doch es war zu dunkel für die bessere Auflösung. Die Welt war für ihn ein Gewirr aus schwarzen und grünen Punkten. Gerade überquerte er einen Trampelpfad von Touristen und Einheimischen. Farne, so hoch wie er selbst, wucherten zwischen den Urwaldriesen. Die erste halbe Stunde war so verlaufen, wie er das gedacht hatte. Aidan Pollock hatte nicht damit gerechnet, überhaupt eines der ominösen Wesen zu Gesicht zu bekommen. Das Gelände war einfach zu groß und unwegsam. Sein Sichtfeld war extrem eingeschränkt, ging nur wenige Meter weit. Die Hupia könnten an ihm vorbeilaufen und sie würden ihn auch nicht sehen. Vielleicht war genau da drüben einer und dort noch mal zwei oder drei. Das Gewehr war im Anschlag. Seine Haltung konnte man am ehesten mit der eines gejagten Ebers vergleichen. Wie zu jeder vollen Stunde zeigte das Visier die Uhrzeit an. Es war wieder Zeit für einen Positionsmarker.

Der Marker war von der Form eines Kreisels. Aidan setzte das spitze Ende an die Baumrinde des nächsten Baums an. Das säuerliche Hartholz des Baums würde den Marker einige Zeit in sich tragen. Mit einem Druck auf das stumpfe, andere Ende, aktivierte er den Marker. Ein Licht, das nur einmal aufblinkte und dann erstarb, zeigte die Bereitschaft an. Das Gewinde bohrte sich von selbst in die Rinde und der Marker begann seine Positionsdaten zu senden. Im Headquarter erschien ein neuer Punkt auf den Überwachungsmonitoren. Inzwischen waren es Hunderte dieser Punkte und es wurden immer mehr. Man konnte so den Weg der Männer nachvollziehen, die die Tiere in die Fallen treiben sollten. Dort entfernten sich zwei voneinander, dort kamen sich zwei näher und gingen haarscharf aneinander vorbei. Die Wege aller Soldaten konnten schnell nachvollzogen werden. Ihre Biowerte wurden auch direkt übermittelt und protokolliert. Sollte ihnen etwas zustoßen, innerhalb weniger Minuten wären ihre Kameraden zur Stelle. Wären sie nicht zum Schweigen gezwungen, hätten sie sich über die kurzen Distanzen unterhalten können.

Der General, der die Aktion leitete, saß in seinem Stuhl und genoss den Kaffee, den er selbst aufgebraut hatte. Er war sehr zufrieden.

Aidan verlor sein Zeitgefühl. Als er die Uhr, die ihm für wenige Sekunden angezeigt wurde, wahrnahm, war schon wieder eine Stunde vergangen und jetzt war es 2 Uhr.

Es war wieder Zeit für einen Positionsmarker

Er hörte etwas rascheln und ein leises Lachen.

Aidan schaltete von der Nachtsichtkamera auf die Wärmebildkamera und da sah er sie.

Ganz deutlich.

Sie waren so nah.

Er konnte sie hören.

Aidan war total verwirrt von den seltsamen Farben, er schaltete auf das Nachtsichtgerät und da zog gerade eine Wolke weiter und der Mond war frei und strahlte hell auf die Lichtung. Und auf Aidan.

Da hörte er ein Zischen und sprang vor. So etwas hatte er nicht erwartet.

Die Chupacabra hatte man fast übereinstimmend in ganz Lateinamerika gleich beschrieben: Sie sollen eine riesige Sprungkraft haben, auf zwei Beinen gehen, 2 Arme, 2 Beine mit je 3 Klauen haben und ihre Augen sollten mandelförmig und rot sein. Einige sprachen von einziehbaren Stacheln am Rücken und Hinterkopf, dass diese Stachel nicht allen auffielen, könnte heißen, dass die Stachel in diesem Fall eingezogen waren. Die Größe stimmte wohl, auch die Augen stimmten mit der Beschreibung des Ziegensaugers überein. Farben konnte er mit dem Nachtsichtgerät wieder nicht sehen, es war schlagartig wieder viel zu dunkel, aber Aidan war sich sicher, hier hatte er einen der Chupacabra, oder wenn man wollte einen Hupia. Der Hupia zischte böseartig und senkte seinen Kopf um an Aidan Pollocks Gesicht zu schnuppern. Da kam der Rüssel zum Vorschein, er schnellte vor. Er landete auf Aidans Stirn, da war das Nachtsichtgerät. Pollock reagierte schnell. Er hatte seine Pistole gezogen und hielt sie an den Kopf des Hupia. Die Maschinenpistole blies dem grotesken Wesen das Hirn aus dem Schädel.

Der Hupia fiel zuckend um.

Aidan stand auf und spuckte aus.

Aidan vernahm ein widerliches Geräusch, wie etwas klebriges, schleimiges, das platzt.

Es war hinter ihm.

Da fiel er. Ehe er wusste, was geschehen war, er war gestolpert, war ein hässlicher Hupia auf seinem Rücken, mit den Reißzähnen

und dem Hautschlauch in der faltigen Visage. Das Gewicht des Hupias wurde durch die Stahlfedern gleichmäßig verteilt und er spürte es kaum. Er hatte seine Pistole verloren. Aidan zappelte mit den Armen, versuchte den Hupia von sich zu schieben. Er schaffte es, sich auf den Rücken zu drehen. Ein stumpfer Blick, ein hässliches Gesicht. Der Hupia hatte einen runden Kopf mit ausgeprägten Ohrlöchern. Kein Laut kam aus dem Maul, der nahtlos in den Rüssel überging. Geräuschlosigkeit wie im All.

Der Hupia, Chupacabra, oder was es auch immer war, schien vollkommen ruhig zu sein. Die Bewegungen waren langsam, bedächtig. Doch dann schnellte der Rüssel vor und die bösertige Präsenz wurde Aidan bewusst. Der Rüssel riss seinen Anzug auf! Er schaffte das, was die dreifingrigen Hände nicht schaffen konnten. Aidan Pollock schrie erschrocken auf. Er fühlte den kalten Rüssel auf der Haut, er wehrte ihn mit den behandschuhten Händen ab, als das seltsame Organ nach seinem Gesicht geiferte. Die Lautlosigkeit war unheimlich.

Die krallenbewehrten Hände packten seine Schulter, doch die Klauen konnten seinen Panzer nicht durchdringen. Er gelangte nicht an seine Handfeuerwaffen. Etwas Schleimiges klebte in seiner Nase und im Gesicht. Es troff in seine Mundwinkel. Er kam auch nicht an seinen Gürtel mit den Elektroschockern an den Oberschenkeln. Er strich mit der Hand über seinen Bauch. Er war verklebt mit dem Schleim. Am Bauch war das schleimige Zeug wärmer. Es war sein eigenes Blut. Sein Bauch war aufgeschlitzt und der Hupia wollte ihn leer saugen, wie er die Hühner ausgesaugt hatte. Aidan wurde übel und er musste husten, er bäumte sich auf. Er schaffte es nicht aufzustehen.

Der Chupacabra stand beharrlich auf ihm und der Rüssel zuckte umher. Aidan konnte ihn nicht packen. Durch das Aufsetzen konnte er jetzt den Elektroschocker ziehen. Die Wunde am Bauch spürte er nicht. Seine Hand ergriff den Elektroschocker und er hielt das leise summende Gerät fest. Er presste es an den Hals des leisen Wesens. Schlagartig entlud sich die Elektrizität, auch Aidan fühlte sie, nur erheblich schwächer. Der Hupia quiekte und fiel, er stolperte zurück. Sofort kam Pollock auf die Beine, er hatte sich aus dem Sitzen hochgewuchtet. Der Schocker fiel blitzend auf den nassen Boden. Er zog das Gewehr von seinem Rücken und schrie vor Schmerz. Jetzt tat die Bauchwunde weh. Der Hupia streckte seine Beine aus, sie wurden länger. Er reckte seinen Hals und der Rüssel wollte nach Aidan schnappen. Etliche Projektile durchlöcherten das entsetzte Tier, dessen letzter Laut ein Tröten durch den Rüssel war. Aidan lehnte sich an einen Baum, mit der Zungenspitze tippte er auf das Mikrofon. Mit dem freien linken Arm hielt er seinen Bauch. Er wollte nicht, dass seine Eingeweide aus der Wunde glitten. Es brannte heftig und mit

schmerzverzerrter Stimme machte er brav Meldung. Sein Blick huschte dabei durch den stummen, fahlgrünen Wald. Er war auf der Hut.

In der Nacht von Samstag auf Sonntag kam Martys zerschmetterter Körper ihm so fremd vor. Wurde er jetzt verrückt? War die Depersonalisierung der Beginn einer Schizophrenie? Oder war das nur eine natürliche Reaktion seines Verstands auf seinen schlechten, physischen Zustand?

Vielleicht sollte er einfach aufhören wie ein Arzt zu denken. Der neue Morgen kam, wenn auch sehr langsam. Er fühlte sich fremd, in seinem eigenen Körper. Die Schmerzen fühlten sich so seltsam an, er hatte sich an sie gewöhnt. Es war, als würde er langsam immun gegen die Schmerzen. Marty meinte, dass es womöglich besser so war. Womöglich war es ein normaler Schutzmechanismus, wie etwa bei der Gefahr zu erfrieren. Alles Blut wird aus den Gliedmaßen gesogen, so unterkühlen die „entbehrlichen“ Körperteile, während das Blut nicht mehr kühler werden kann und die Zellen der lebenswichtigen Organe schädigen kann. Vielleicht war es auch eher so wie die Kälteidiotie. Wenn man erfrore glaubte man, es wäre unbeschreiblich heiß, deshalb zog man seine Kleider aus und erfrore erst Recht.

Gerade als er Françoise über das friedliche, entspannte Gesicht streichelte und sie wohlige Laute ausstieß, fiel ihm auf, dass am Ringfinger seiner Hand der Fingernagel herausgerissen war. Von wann mochte diese Verletzung sein?

Sie musste alt sein.

Jessica war sich sicher, dass, was sie ertastet hatte, war eine Vertiefung mit Glasscheibe. Wahrscheinlich war es nicht einfach nur Glas. Mit ziemlicher Sicherheit war es Doppel- oder gar Panzerglas. Aber auf jeden Fall Glas, eine glatte, kalte Fläche.

„Nicht erschrecken.“, warnte sie vor.

Jessica Guitierrez war müde. Sie konnte sich nicht mal mehr erinnern, jemals geschlafen zu haben, sie hatte die Zeit vergessen. Sie fühlte sich schmutzig und krank. Ein tief verwurzelt Unwohlsein keimte in ihr. Dumpf und hohl klang es nach, als sie gegen die Scheibe pochte, die leicht vibrierte. Die Tür rechts von der Glasscheibe hatte nicht mal das gemacht. Sie war eine stählerne Panzertür, ohne Türgriff, sie hatte nur einen Stahlbügel in Hüfthöhe ertasten können.

Da zerbarst das Glas mit einem lauten Klirren und Scheppern.

Jessica sagte: „Oh!“

Israel fragte nur müde lallend: „Womit hast du das denn gemacht.“ Barbara legte das schwere Radkreuz in seine Hände.

„Das hab ich aus dem Auto.“

Es war noch immer alles pechschwarz. Wie Blinde tappten sie umher.

Finnigan griff vorsichtig in das Leere und war auf Überraschungen gefasst. Doch da war nichts. Sie kletterte in den Raum. Sie kniete auf einem Tisch. Mit zögerlichen kleinen Schritten krabbelte sie bis an den Rand des Holztisches. Sie stieß gegen einen Monitor, der ein wenig wackelte. Jessica kam ihr nach. Sie fand als erste hinter dem Tisch einen großen Schalterkasten. Jessica wusste nicht, was sie drückte. Aber sie schaltete bei Marty im Wartungsraum das Licht aus und Israel bemerkte einen Lichtschimmer unter der Tür, die sie nicht hatten öffnen können.

Blutmorgen

Sonntag / 6:59 Uhr / Isla Nublar

Ihr Schuppenkleid war stumpf und narbig, glänzte entsprechend matt. Sie schob ihren trächtigen Körper durch feuchte Farne. Heute Abend würde sie ihren Nachwuchs zur Welt bringen. In Eiern, die sie noch für zwei Wochen brüten müsste.

Ihre Schwester folgte ihr, doch sie ließ sich nicht anmerken, dass sie das bemerkt hatte. Ihre jüngere Schwester war nur vorsichtig, dass ihr nichts zustieß. Sie gab sich nicht viel Mühe, unentdeckt zu bleiben.

In ihrer differenzierten Sprache, die kein anderes lebendes Wesen vorzubringen vermochte, fragte die Schwester:

„Warum jagst du?“

Die Sprache der Velociraptoren war eine Kombination von Pfiffen, Klicken und Belllauten und für menschliche Ohren unhörbare, schrille, summende Töne.

Schon Robert Muldoon, der Parkaufseher, der übrigens von Raptoren getötet wurde, hatte festgestellt, dass Raptoren imstande waren zu artikulieren und auf ihre Weise miteinander zu kommunizieren. Erschreckend war es, zu sehen und zu hören, wie gentechnisch reproduzierte Themenparkmonster miteinander kommunizierten und sich absprechen konnten. Häufig war es zu Streitereien gekommen, da die Tiere alle identisch waren und jeder die Vormachtstellung beanspruchte. Also suchten die Genetiker nach neuen Quellen und sie erzeugten eine neue Version, die vollkommener war und sich von

den anderen eindeutig unterschied. Das neue Weibchen war kräftiger und größer. Es tötete die Tiere der ersten Version, bis auf zwei, die kleinsten. Es waren zwei Männchen und schon bald wuchs die Population. Robert stand eines Abends am Zaun, schaute in den Käfig und fragte sich, ob sie einander auch beschimpften und fluchten.

„Ich jage weil ich gut jage.“, knurrte das Weibchen missmutig und trillerte etwas Erfreulicheres.

Sie hatte Beute ausgemacht.

„Warum bist du hier?“

Das ältere Tier, das trächtige Weibchen, wollte allein sein. Sie waren Rudeltiere und nie alleine.

„Du bist meine Schwester.“

Die beiden Velociraptorenweibchen liefen Seite an Seite durch das dichte Unterholz.

Marty hatte gerade in einem der Wartungsräume gestanden und hatte im hellen Kunstlicht Regale und Schränke durchstöbert. Als das Licht einfach ausging, war er vor Schreck zusammengezuckt. Er war so erschrocken, dass er gegen die Wand mit den Werkzeugen taumelte. Das laute Rumpeln, das darauf folgte, dass Hämmer, Sägen, Zangen und Klemmen aus ihren Halterungen fielen, hatte Jessica an die Tür zu dem Wartungsraum gelockt.

Sie riss die Tür auf, sie empfand einen tödlichen Cocktail aus Angst, Neugier und einer Prise Hoffnung. Vielleicht war es wirklich Marty. Sie wagte es nicht mal auch nur entfernt zu denken. Sie schwang eine Stahlstange. Die hatte sie aus der Wand gerissen, war ein Teil eines Steckregals. Das plötzlich einfallende Licht ließ Marty zusammenzucken. Er hatte ihr den Rücken zugekehrt und rieb sich die Augen. Marty lehnte an einem Regal, er hatte nach dem Lichtschalter getastet und gerade betätigt, es war nichts geschehen. Da ging die Tür auf. Jessica ließ die Stahlstange fallen, sie schepperte auf dem Boden und zersplitterte eine Fliese. Marty riss seine Schultern herum, als er seine Schwester sah, hatte er keine Kraft mehr in den Beinen. Er brach in Tränen aus und seine Beine sackten ein. Er fiel auf die Knie. Jessica biss sich auf die Unterlippe und atmete aus. Marty jaulte. Sie warf sich auf den Boden, umarmte ihn. Er legte seinen funktionierenden Arm um ihre Schulter. Barbara im Türrahmen. Sie hielt sich eine Hand vor den Mund. Sie begann ebenfalls zu Weinen. Ihr Wiedersehen brauchte keine Worte.

Israel und Pedro waren auf einmal glücklich. Sie grinsten und auch ihnen flossen Tränen. Sprachlosigkeit. Sie stammelten nur unzusammenhängende Sätze.

Barbara fragte nach Francoise, in dem sie einfach nur ihren Namen sagte: „Francoise?“

Marty nickte und sagte, sie schlafe noch und würde auf der Couch liegen. Barbara nahm Françoise auf den Arm. Sie wachte auf, war aber zu schwach um etwas anderes zu tun, als matt zu lächeln. Jessica stützte ihren Bruder. Marty Guitierrez fühlte sich losgelöst.

Er vergaß die Zeit, als er mit seiner Schwester und Barbara auf der Couch saß. Sie redeten nicht viel. Die nächste halbe Stunde war nur noch sehr verschwommen für sie. Françoise, Pedro - der ihren Kopf an seiner Brust hielt und ihre Wange beruhigend streichelte, weil sie zitterte - , dachte an Thompson.

Irgendwann fragte Pedro: „Wo ist eigentlich Israel?“

Da war dieses vertraute Geräusch wieder gewesen, Israel folgte ihm. Als wüsste er es nicht besser. Was er sah, erschreckte ihn wirklich. Procompsognathusgelege. Und nicht zu wenige. Über zwanzig Nester. Sie waren nicht wahllos aneinandergereiht oder verstreut, die Gelege waren im Abstand von einem halben Meter wabenförmig angeordnet. Es erinnerte ihn an einen Bienenstock. Die Nester aus aufgeschüttetem Laub, irgendwelchen Textilien und lehmiger Erde waren nicht leer. Äste und Knöchelchen stabilisierten die Wände der Kinderstuben, die etwa dreißig Zentimeter aufragten. Sofort fielen Israel die milchigen Eier auf, konisch geformt und so groß wie sein Daumen. Vier der Eier bewegten sich leicht.

Hätte er doch nur die Tür zu gelassen!

Aber jetzt war es zu spät für solche Überlegungen, Israel zog die Tür ganz auf. Die Nester lagen in absoluter Finsternis. Licht, das auf die hautdünnen Eierschalen fiel, irritierte die Ungeborenen. Bald würde es Zeit für sie zu schlüpfen. Der Raum, der sich auftat, als er einen Schritt hineinsetzte, war kalt, feucht und nur ein Durchgang zu einer anderen Tür, die allerdings offen stand. Hinter dieser Tür konnte er Stufen nach oben sehen. Eine frische Brise, die ihn erzittern ließ, sagte ihm, dass am Ende der Treppe eine weitere offene Tür war. Doch es fiel kein Licht durch den Treppenschacht. Da war das Geräusch wieder. Die Procompsognathen waren zurückgeschreckt und ins Dunkel geflüchtet, als sich die Tür quietschend geöffnet hatte und fremdes Licht in ihre Gehege strahlte. Doch jetzt kamen sie wieder zurück.

Inzwischen suchten Pedro und Jessica nach Israel White. Der hörte sie nicht. Sie riefen und fluchten.

Die kleinen Biester zwitscherten wie fröhliche Spatzen an einem schönen Frühlingmorgen, doch ihre Klänge waren voller Hass und Gier. Die Compsognathen konnten springen, aber das wusste er schon. Einer der Compys hing an seinem Hals und biss in sein Ohrfläppchen. Das wilde, böartige Tier ruckte auf seiner Schulter, an

seinem Ohr. Da landete schon ein zweiter auf der anderen Schulter und biss ihm in die Nase. Verständlicherweise schrie er. Jessica hörte ihn. Sie wusste auch sofort, wo er war.

Ein weiterer Compy sprang auf seinen Rücken und verbiss sich in seiner Hand, die nach ihm greifen wollte. Das Ohrläppchen war ab, der Procompsognathus verschlang es. Da brach Israel ihm das Genick. Er sprang hin und her. Doch er konnte sie nicht abschütteln. Sie bissen ihm in die Beine, in die Waden, kauten auf den Schnürsenkeln seiner Schuhe. Es tat weh, doch er war müde und langsam. Israel brachte genug Kraft auf, dem kleinen Saurier an seiner Nase den Hals in seinen Händen zu zerbrechen, wie ein Stück Holz. Es knackte. Das Tier erschlaffte und er warf es auf den Boden. White sprang auf und ab, er prallte gegen die Wände, doch die kleinen Biester ließen sich nicht abschütteln. Er schrie. Ein weiterer starb in seinen blutenden Händen.

Blut. Blut war überall.

Heiß brannten die Bisswunden. Israel fiel auf den Boden. Er rollte sich umher. Sie bissen ihn und machten einen schrecklichen Krach. Israel versuchte aufzustehen. Die Dinosaurier, die an ihm hingen waren schwer für seine müden Knochen. Er ließ sich auf drei Nester fallen und wälzte sich in ihnen. Was unter ihm war, wurde zerquetscht und was gelebt hatte, war tot. Jetzt fielen alle Compsognathen über ihn her. Ihre grüne Schuppenhaut scheuerte in seinem Gesicht. Sie stanken nach Pisse. Ihr Atem war heiß. Sie kratzten ihn. Ihre verfluchten kleinen Krallen kratzten ihn. Er schaffte es doch wieder aufzustehen. Er war auf den Knien und zerdrückte einen Compy unter seinem rechten Knie, das Tier platzte auf und zuckte. Er wollte sich an der Tür hochziehen, da fiel sie zu und Jessica sah gerade, wie er abrutschte und noch immer schrie. Die Tür fiel zu. Sie sprang gegen die Tür, sie ging doch aber nach innen auf.

Jessica schrie: „Ich komme.“

Sie hörte ihn. Er hörte sie auch, aber er hatte ein großes Problem. Sein Nasenknorpel schien ihnen zu schmecken. Seine nackten Arme klebten vor Blut und Speichel. Das Serotonin in dem Speichel bereitete ihm höllische Schmerzen. Es brannte, als wollte es ihn in den Wahnsinn treiben. Er zappelte und konnte sich nicht wehren. Israel wälzte sich, er walzte die Nester unter sich platt. Zuckende Embryos starben, bevor er erneut über sie hinwegrollte. Da ging die Tür wieder auf. Eben noch totale Dunkelheit, plötzlich wieder das künstliche Licht. Die Compsognathen ließen von Israel ab. Ausnahmslos. Jessica schrie etwas, sie war sehr entsetzt. Die kleinen blutigen Mäuler, mit ihren Pfötchen wischten sie sich übers Gesicht. Sie sahen dabei so menschlich aus, was ihr Entsetzen noch verstärkte. Jetzt sprangen sie in das Dunkel der Treppe. Jessica Guitierrez ging in die Knie. Ihr Gesicht zeigte, wie angewidert sie war. Pedro

war bei ihr. Er stand hinter ihr und fluchte auf Spanisch. Jessica packte Israels Schulter, er schrie noch immer. Er schlug um sich. Da kamen sie wieder. Pedro trat eines der unheimlichen Wesen. Sie ließen sich nicht beirren. Pedro war schnell, er zog Jessica ein Messer aus der Jeans. Er zog es aus der Lederscheide und ließ sie fallen. Ein Compy stürzte sich auf sie. Israel erschlaffte, er schloss die Augen, es sah aus, als wäre er ohnmächtig. Aber er war nur unsäglich müde und wollte sterben. Ihm war auf einmal alles egal, das Gift hatte sich in seinem Körper verbreitet. Nur noch halbherzig versuchte er, einen der Dinosaurier aus seinem Schritt zu pflücken. Sein Körper wurde taub und alles fühlte sich kalt an. Er merkte nicht mehr, wie Jessica ihn ächzend aus dem Raum zog. Pedro warf die Tür zu und klemmte einen der Compys ein. Er musste sich mit aller Kraft gegen die Tür stemmen, um den Riegel schließen zu können, obwohl der Compsognathus zwischen der Tür klemmte. Das Tier quiekte, seine Eingeweide wurden zerquetscht. Jetzt waren noch drei der Compys auf seiner Seite der Tür. Mit dem Messer köpfte er den erstbesten. Er war auf den Knien und schnappte sie einfach am Hals und schnitt ihn durch. Sie zuckten und spritzten Blut. Es war überall. Blut, einfach überall. Der weißgeflieste Boden war schmierig rot. Die schwarzen Fugen füllten sich mit Blut. Blut. Blut. Er rutschte über die Fliesen und schnappte sich den letzten Compsognathus, der keine Angst hatte und herzhafte in seine Hand biss, zwischen Zeigefinger und Daumen. Die Compsy hatten das Blut in ihren Mündern und es war Israels Blut. Sie hatten es ihm gestohlen. Jessica hatte Blut in ihrem Auge und sie blinzelte es weg. Es war nicht ihr Blut.

Barbara stand da vor ihr. Sie wusste nicht, was sie sagen sollte. Eben hatte alles noch so gut ausgesehen. Sie hatte keine Angst mehr gehabt. Jetzt das. Ihre Augen verrieten Jessica alles. Ihr Mund sprach dabei nichts. Sie schaute von Pedro zu Jessica und dann zu Israel.

Ein letztes gequältes Quieken aus einer sterbenden Lunge. Sie starben, sie hörten auf zu zappeln und verspritzten kein Blut mehr. Pedro rutschte fast auf einem abgetrennten Kopf aus. Seine Schritte waren unsicher. Wie gerne würde er jetzt die Wäsche waschen oder für Mathe büffeln. Jessica und Barbara zogen Israel durch den Gang. Dabei fühlte sie den Puls. Sie schlug sich die Hand vors Gesicht und brach schon wieder in Tränen aus.

„Er lebt noch.“, sagte sie und steckte einen blutigen Finger in den blutigen Mund, um sicherzugehen, dass er die Zunge nicht verschluckte und erstickte. Pedro schien ein wenig apathisch zu sein.

Er sagte: „Er hat keine Nase mehr.“

Barbara drehte den Kopf zur Seite und Blut tropfte auf den Boden, als sie ihn noch immer über den Gang zogen. Damit kein Blut in die Lunge lief. Es war wirklich keine Nase mehr im Gesicht. Da war

nur noch eine Wunde, die Nase war zerfetzt und gefressen. Seine Ohrmuschel war auch abgefressen. Jessica würgte. Sie musste sich übergeben. Pedro lief ihnen nur nach und zählte die Blutstropfen auf dem Boden, die aus Israels Wunden im Gesicht liefen. Warum war er überhaupt weggegangen? Irgendwie wusste Marty sofort, was los war.

Er stand sehr langsam auf.

Ganz langsam untersuchte er Israel auf der Couch, auf der er Francoise schon operiert hatte. Auch wenn Israel es nicht hören konnte, er sagte: „Mach dir keine Sorgen, Israel. Du bist in guten Händen.“

Er sah seine Schwester an und lächelte dabei, stolz sah er aus. Sein Gesicht war verschmiert und eingefallen, er sah so alt aus. Andererseits lächelte er so spitzbübisch.

„Wo ist eigentlich Pedro?“

Barbara setzte den Topf auf den Herd.

Jessica und Marty zogen Israel bis auf die Shorts aus.

„Pedro ist zu den Autos.“

Francoise saß auf der anderen Couch und beobachtete sie dabei. Sie atmete schwer und schaute ausdruckslos.

„Wir brauchen wenigstens einen funktionierenden Jeep.“

Pedro hatte ein Stück Schlauch aus einem der Jeeps genommen um den Treibstoff anzusaugen. Er hatte sich gedacht, alle Tanks leer zu saugen, um einen voll zu bekommen. Pedro sog fest an dem Schlauch. Das Benzin schmeckte grässlich, er hatte es im Mund.

Der Jeep schien für die Landschaftsgärtner eingerichtet worden zu sein. Eine Spezialanfertigung mit breitem Radstand und wenigstens vier ein halb Meter Länge. Das war ein ziemliches Schiff und sie hatten einige Zeit gebraucht, um die Ladefläche auszuräumen, um für die Verwundeten Platz zu schaffen. Ein Generator, zwei Werkzeugkoffer, die eigentlich kleine Schränke waren. Marty hatte sich auf die Ladefläche geschleppt, es versetzte ihm einen Stich, nicht helfen zu können. Pedro winkte nur wieder ab.

„Aber irgendetwas muss ich doch machen.“, klagte er. Barbara lugte durch das Fenster über ihm und sagte: „Wir haben keine Eile. Lass uns nur machen.“

„Was macht ihr gerade?“, fragte er hartnäckig.

Mit hartem Ton sagte Barbara: „Vergiss es, du bleibst hier liegen.“

„Nun sag schon, ich fühl mich so unnütz. Ich muss doch etwas machen können.“

Sie kam um das Auto herum und schaute sich um. Sie waren alleine.

„Du bist nicht unnütz. Aber, hast du dich schon mal angesehen?“

Er nickte, ein wenig einsichtig, wenn man so wollte und schaute an sich entlang. Das er überhaupt noch gehen konnte, war ein Wunder. Die ganze Zeit hatte er sich gut gefühlt, weil irgendetwas in seinem Verstand nicht gestimmt hatte. Jetzt war er wieder klar, die Schmerzen waren zurückgekehrt.

Sie kniete sich vor ihn, rutschte zu ihm und legte sich lässig neben ihn.

„Jessica zieht Israel gerade wieder an. Francoise schläft gerade, Pedro duscht und ich, ich küsse dich jetzt.“

Sie küsste ihn auf den Mund. Zärtlich. Er riss die Augen auf, dann gefiel es ihm. Ihre Zungen spielten miteinander. Marty stöhnte, sie hatte sich auf seine Schulter gestützt. Sie entschuldigte sich. Er lachte kurz auf. Sie streichelte seine Wange und er schlief ein.

Marty lag auf einer kratzigen Wolldecke und nah an seiner Schulter lag eine Kettensäge. Mit der Hand fühlte er die langen, spitzen Kettenzähne. Es war eine benzinbetriebene Kettensäge. Er hoffte, die Säge nicht mehr brauchen zu müssen, aber irgendwie glaubte er es doch.

Israel half kein bisschen mit, beim Anziehen. Er murmelte nur Unverständliches und stöhnte missmutig.

„Junge, sag mir doch, was ich tun kann.“

„Nichts.“, brachte er langsam hervor. „Nichts.“

„Du hast doch gehört, was Marty gesagt hat. Wir werden hier verschwinden. Der Rettungstrupp ist unterwegs, wir wissen, wo und wann sie dort sind.“

Israel machte den Mund auf, schloss ihn wieder, ohne etwas gesagt zu haben. Er schüttelte den Kopf.

Sie gab ihm noch mehr Beruhigungsmittel. Von Minute zu Minute wurde er wieder munterer, er überforderte sich. Und es sah überhaupt nicht gut für ihn aus.

Das Raptorenweibchen war riesig. Es war das älteste seiner Generation, aber konnte es seine Vormachtstellung gegen seine jüngeren und agileren Schwestern verteidigen.

Ihre Kämpfe waren blutig und selbstzerstörerisch.

Sie hatte einen tiefen Riss in ihrer Flanke. Aber es blutete nicht, oder kaum. Es würde schnell vernarben, in wenigen Tagen wäre die Wunde geschlossen und würde ebenso schnell verheilen. Die Raptoren lebten und starben schnell. Sie waren die meiste Zeit des Tages wach und verbrannten Unmengen an Energie. Das konnten sie sich auch leisten, sie bekamen ja schnell Nachschub. Ihre jüngere

Schwester attackierte sie erneut. Doch das ältere Weibchen wich einfach aus. Es wollte neue Matriarchin werden. Das Weibchen würde bis zum Tod dafür kämpfen, ihre Stelle zu festigen. Ihre Töchter hatten sie bereits in dieser Position bestätigt. Das galt nicht viel. Der Kampf, der hier und heute ausgetragen wurde, würde die neue Herrscherin ihrer Kolonie finden. Sie würde womöglich als Einzige überleben. Auf dem Schlachtfeld, der Wiese, die ihren rituellen Schlachtplatz bildete, lagen überall Raptorenleichen. Es war ein Gemetzel unbeschreiblichen Ausmaßes. Die Weibchen lagen ausgeweidet und unnatürlich verdreht auf dem blutgetränkten Rasen. Ihre Rücken waren zerbrochen, ihre Bäuche aufgeschlitzt. Einzelne Gliedmaßen waren einfach herausgerissen worden. Der Ort war ein verfluchter Ort. Er fiel trichterförmig zur Mitte hin, eine Senke und in der Mitte der kadavergepflasterten Senke stand ein Betonbunker. Nicht mehr als ein Klotz mit einer Tür. Keine Tür im eigentlichen Sinne, man musste sie mit einem Drehkreuz öffnen.

Das große Weibchen verlor den Kampf.

Die Zweitgeborene, nach ihr, zischte und sagte damit so etwas wie: „Ich töte dich.“

Die Antwort darauf war ein getrillertes: „Nein, ich töte dich.“

Die Aussprache derselben Klangfolge in einer anderen Tonform sollte das ganze deutlicher machen und durch die unterschiedlichen Frequenzen voneinander abgrenzen. Ihre Sprache war eine seltsame Kommunikationsform und man musste den Vergleich zu der Sprache der Menschen nicht scheuen. Obwohl sie eigentlich nichts ähnlich hatten, außer, dass sie die hochentwickeltsten Sprachen dieser Welt waren.

Die beiden Tiere verbissen sich, ohne noch viel herumzuspringen und die Zeit zu vergeuden. Das jüngere Tier packte seine Schwester am Hals und biss fest zu, sodass das Blut aus der Halswunde auf das grüne, saftige Gras spritzte. Das jüngere Tier riss am Hals und das andere ging zu Boden und da zischte auch schon die Raubkrallen durch die Luft. Sie schlug hart im Brustkorb ein. Was das Raptorweibchen nicht weiter störte. Erst als die Krallen die Bauchdecke aufriss und ihre Organe hervorquollen und aus dem Bauchraum rutschten, realisierte das Weibchen, wie angeschlagen es war. Doch es wehrte sich. Egal wie sinnlos das war. Es würde sterben und zwar bald. Mit den Krallen der Hand packte das ältere Weibchen seine Konkurrentin am Kopf und riss es zu sich auf den Boden. Obwohl ihre Organe auf dem Rasen lagen, stand es blitzschnell auf und riss dem jüngeren Tier ein Vorderlauf aus und zerbiss den Knochen. Das etwas jüngere Weibchen war entsetzt und wie gelähmt. Nur ihr Schwanz zuckte noch. Das älteste Weibchen sah, wie seine Beine zitterten und einsackten, im Kreis ihrer Geschwister. Es waren noch dreißig Weibchen, die um ihren Platz in der Kolonie kämpfen muss-

ten. Sie fiel auf das jüngere Tier und in einer letzten Anstrengung packte sie den Schädel und überdrehte ihn langsam, bis das Genick brach.

Die nächsten beiden traten vor. Sie wussten, wer sie waren und wie alt sie waren. Und sie wussten, wen sie töten mussten um Matriarchin ihrer Kolonie zu sein. So sollte der Kampf noch eine Zeit lang dauern. Es schien eine Sportveranstaltung zu sein. Die Männchen standen in einem weiteren, lockereren Kreis um die Weibchen herum und beobachteten das Kampfgeschehen. Da der Platz der Schlacht wie ein Stadion war, sahen sich auch in der zweiten Reihe noch genug und mussten nicht mal am Kampf teilnehmen. Doch nicht alle Tiere waren hier versammelt, eine große Gruppe hatte sich zusammengetan, um die Mörder der alten, großen Mutter zu töten. Noch herrschte die Anarchie, die Monarchie musste wieder hergestellt werden. Mit einer Königin und ihren Drohnen. Ganz wie ein Bienenstock.

Pedro hatte noch immer den widerlichen Benzingeschmack im Mund. Er hatte sich geduscht und den Mund entsetzlich lange ausgespült und mit allem gegurgelt, sogar mit Spülmittel. Doch es brachte nichts, rein gar nichts.

Gerade hielt er Israels Schultern und mit Jessica, die ihn an seinen Beinen trug, brachten sie White in den Jeep, in dem schon Françoise und Marty lagen.

Sie hatten die Maschine schon angelassen. Sie lief. Sie schnurrte nicht wie eine Wildkatze, sie rührte wie ein Elch, aber lief. Barbara saß am Steuer und trommelte auf das Lenkrad. Sie würde fahren. Sobald Israel lag und die Tür geschlossen war, rannte er durch den Garagenpark um die Auffahrt zu öffnen. Jessica schaltete währenddessen alle Lichter im Keller wieder aus. Sie hoffte, nicht wieder hierher kommen zu müssen. Aber sie konnte es sich vorstellen. Jessica Guitierrez legte alle Schalter in der Zentrale um und nach und nach gingen alle Lichter aus. Im Jeep machten sie kein Licht, um die alte Batterie zu schonen.

Für die Männer in den Helikoptern war es kein normaler Einsatz. Sie waren es gewöhnt, Drogenkartelle und Geiselnnehmer hochzunehmen, sie unauffällig und effizient auszulöschen. Sie jagten normalerweise keine Dinosaurier und retteten Menschen. Aidan setzte seinen Helm gerade auf und dadurch war das Motorengeräusch der Helikopter plötzlich gedämpft. Es klang blechern durch das Karbon und den Schaumstoff hindurch.

Jetzt hatte er ein Backpack umgeschnallt und ein Schlauch führt von dort an seinem Arm entlang. An seinem Handgelenk saß eine Anzeige für die Uhrzeit, für den Tankinhalt des Backpacks den

Druck, die Hitze, die aus der Mündung an seinem Handgelenk schoss. Sie trugen alle Flammenwerfer, zusätzlich zu ihren Schusswaffen. Das ganze war noch neu und ungeprüft. Aidan wusste, worauf er sich einließ. Was den neuen Anzug und den Flammenwerfer betraf. Und was die Tiere betraf, die sie jagen sollten. Sein Feindkontakt auf dem Festland war ebenso überraschend wie schmerzvoll gewesen. So etwas würde ihm nicht mehr passieren, dafür wusste er zu sorgen. Sein Colt begleitete ihn wieder nicht und ohne seine Lieblingswaffe, die eine Art Talisman war, fühlte er sich irgendwie nackt.

Aidan schlug seinen Ordner auf und blätterte zu Skys Biographie. Da hatten sie ihn also, den Verantwortlichen. Pollock wusste, dass er nicht verantwortlich war. Verantwortung trug hier nur die Regierung und die unternahmen jetzt etwas. Die Türen waren offen und frischer, kühler Wind durchwehte den Helikopter und riss an ihnen, als wollte er sie aus dem Heli reißen. Die Frachtmaschine überflog gerade die Ruine eines Gebäudes. Direkt dahinter schloss sich eine Weidefläche an, die so friedlich wirkte. Bis sie über sie hinwegflogen. Die Tiere schlugen Krach und flohen vor den Helikoptern. Ein phantastisches Schauspiel. Die Dinosaurier schauten nach oben und liefen weiter. Sie hatten Angst vor den lauten, großen, fliegenden Dingen. Aidans Beine baumelten aus der großen Schiebetür. Die Maschine wurde erschüttert und Aidan rutschte fast aus der Tür. Es waren nicht einfach nur Turbulenzen. Lucia schnallte den Helm um ihren Kopf, gerade noch rechtzeitig. Denn eine Sekunde später prallte ihr Kopf gegen den von Miguel, der an ihrer rechten Seite saß. Sie hatte gerade aus dem Fenster geschaut. Er knallte gegen die Sitzlehne und von dort hart gegen das Fenster. Der Aufprall wurde abgefangen und gut verteilt. Es tat nicht weh, der Helm erfüllte seinen Zweck. Ihre Hände suchten einen Halt, aber die Verkleidung des Helikopters war ein filziges, glattes Gewebe. Da schrie sie: „Justin!“ Denn Justin fiel bei dem nächsten Stoß aus dem Sitz. Er war nicht angeschnallt. Lucia wurde hart durchgerüttelt und der Bauchgurt schnitt ein. Sie konnte nicht ein- oder ausatmen.

Justin schrie erschrocken und da stellte der Helikopter sich extrem schräg und er konnte nur noch sehen, wie seine Hände über den glatten Boden rutschten. Das quietschende Geräusch, das seine schweißnassen Hände machten, war höhnisch. Er bekam nichts zu fassen, seine Hände glitten über den glatten, metallenen Boden. Seine Beine hingen schon aus der Tür. „Hilfe!“, schrie er. Sein Helm sah lächerlich aus, über dem weitaufgerissenen Mund. Er sah Aidan an, der selbst Angst haben musste, aus dem Helikopter herauszufallen. Er warf sich zurück, auf den Rücken und streckte sich. Ein weiterer Ruck und der Helikopter sackte fünf Meter ab. Justin brüllte etwas, aber er war nicht so laut wie Lucia, die auch gerade schrie. Ihr Pilot schrie auch. Nichts war zu verstehen. Etwas Schrilles, Oh-

renbetäubendes und Schmerzendes, war zu hören. Woher kam dieser Krach?

Aidan setzte seine Füße auf die schmale Leiste, die Führungsschiene der Schiebetür, die bebte und abzureißen schien. Mit einer Hand packte er nach einer Querstrebe der Bank, auf der Lucia und Miguel saßen. Miguels Hände pressten gegen den Helm, dort wo seinen Ohren waren. Der schrille Schrei war kaum auszuhalten. Es war so laut! Seine Ohren schmerzten. Die Maschine schwankte. Dann sahen sie etwas flattern. So groß wie ein Segel, durchscheinende Haut. Der Daktyl musste an der Front hängen, direkt vor dem Piloten. Miguel schaute den Soldaten neben sich genau an. Seine Augen waren starr nach vorne gerichtet und zeigten Angst. Miguel wagte einen Blick. Durch die Öffnung, die kleine Tür zum Cockpit, sah er den Kopf des Dinosauriers. Da war keine Frontscheibe mehr und der große, lange Schädel ragte ihnen entgegen. Der Pterodaktyl schrie. Ein Geräusch um Glas zerspringen zu lassen.

Aidan griff nach Justins Schulter und zog.

Wo war der Pilot?

Miguel atmete auf, er saß da vorne und steuerte blind. Dieser Teufelskerl! Er hatte eine Heidenangst, nur gut, dass er die Maschine im Schlaf hätte steuern können. Er kniff den Mund zusammen, dafür war er nun wirklich nicht ausgebildet worden. Das Tier war irritiert und griff ihn nicht an. Er hielt sich an den künstlichen Horizont an seinen Armaturen und den Höhenmessern. Er flog nach Gefühl. Natürlich könnte er jetzt auch einfach runtergehen und die Mission gefährden oder konnte die Maschine hochziehen und seinen Leuten eine Chance geben, das Problem zu lösen.

Justin hatte Pollock an der Schulter fest umklammert und beide rutschten gerade von links nach rechts. Jetzt nur nichts verkehrt machen! Justin wurde fast euphorisch, schließlich war er ein Adrenalinjunkie und dieses gefährliche Schaukeln musste ihm einfach gefallen.

Die Soldaten und Miguel, Lucia konnten nichts unternehmen, ohne sich abschnallen zu müssen. Miguel löste seinen Gurt, griff nach Lucias Handgelenk und bedeutete ihr wortlos, ihn festzuhalten. Ein erneuter Ruck und die Schnauze des Helikopters sackte nach unten. Sturzflug. Aidan und Justin nach oben gerissen. Für den Bruchteil einer Sekunde waren sie schwerelos. Miguel rutschte aus und fiel, doch Lucia hielt ihn. Da fielen Schüsse. Sie rasten noch immer in Richtung Erde. Sie hörten die Schüsse ganz genau. Sie kamen aus dem Cockpit. Die zwei Soldaten schriegen etwas. Sie hatten ihre Waffen gezogen und waren nicht sicher, ob sie schießen sollten. Sie schriegen sich an. Miguel schlang seine Beine um Justins Brust und hielt sich an der Bank der anderen Seite fest. Wenn er nach links sah, sah er Lucia, die seine Hand wie in einem Schraubstock festhielt

und rechts sah er den Pterodaktylus. Ein Schuss, aus der Waffe des Piloten schlug in den muskulösen Brustkorb des Flugsauriers. Der Pilot riss die Maschine wieder hoch. Der Saurier schrie nur. Keine Reaktion. Andere Schüsse kamen von den Scharfschützen in den Maschinen, die ihren Helikopter inzwischen wie einen Geleitschutz umgaben. Aidan knurrte: „Sie müssen aufhören zu schießen, wenn sie kein Feuerwerk wollen!“

Aber das wussten sie selbst und schossen nicht mehr. Auf einen Schlag wurde es grün und dunkel. Sie streiften die Baumkrone nicht nur, sie waren zwischen den Bäumen. Wie das funktionieren konnte, ohne, dass sie abstürzten war unbegreiflich. Da hatte der Pilot die Maschine plötzlich wieder unter Kontrolle und zog sie hoch. Der Flugsaurier schrie und schrie. Er holte tief Luft und schrie weiter. Konnte die Hölle schlimmer sein? Sie waren wieder in einer stabilen Position und gingen wieder hoch. Genug Zeit, für Aidan aufzuspringen. Er ließ sich rückwärts auf die Bank fallen und schnallte sich an. Justin wurde noch von Miguel gehalten. Doch Aidan packte Justin sofort und riss ihn mit einer unglaublichen Kraft zu sich auf die Bank und schnallte ihn an. Er ächzte nur und bedankte sich, etwas überrascht.

Jetzt hackte der Dinosaurier auf den Piloten ein. Der Pilot verschoss das Magazin seiner Automatikpistole ohne große Wirkung. Da rutschte Aidan das Gewehr von der Schulter und es fiel. Miguel saß noch nicht. Er sprang hoch, als das Gewehr von Aidans Schulter rutschte. Miguel hielt sich an einer Verstrebung in der Decke fest und riss seine Beine in die Luft. Mit den Fußspitze konnte er das Gewehr fangen und Aidan riss es wieder an sich. Er schnallte sich ab. Miguel schnallte sich wieder an und Lucia schaute ihn wie einen Fremden an. Aidan Pollock klemmte sich zwischen die kleine Tür und schoss. Um die Mündung züngelten Flammen. Das Gewehr wollte reißen, aber Aidan hielt es fest. Alles war wie in Zeitlupe. Die Kugeln zerschnitten die Luft und auch sie töteten den Daktyl nicht. Die Kugeln durchsiebten ihn. Lichtstrahlen fielen durch ihn hindurch. Und ein Lichtstrahl blendete den Piloten, der das Auge zukniff und sich das verspritzte Blut aus dem Gesicht wischte. Seine Arme waren aufgehackt und er war äußerst schlecht gelaunt. Jetzt hörte Aidan den Piloten schreien. Er schrie die ganze Zeit, doch der schrille Schrei des Pterodaktylus hatte alles übertönt. Der Ptero schwieg und hing noch immer im Cockpit.

Der Mann an der Steuerung tat noch immer seinen Job. Der spitze Schnabel hatte sich in seinen Bauch gebohrt und seine Weste zerfetzt. Der Schutzanzug hatte seine Eingeweide gut geschützt. Die Wunde war nicht besonders tief. Aidan schaute in die Augen des Piloten, der ihn nicht wahrnahm. Er musste fliegen. Das transparente, gelbliche Visier hatte seine Augen geschützt. Er hielt durch. Pollock

drückte seine Schulter. Dann umklammerte Aidan die Bügel an den Seiten der Pilotensitze. Er stieß sich mit aller Gewalt, mit den Füßen voran, gegen den bebenden Oberkörper. Erschrocken kreischte der Saurier und packte sein Bein mit dem fast zahnlosen Maul. Eine Kraft lag darin, die seine Knochen zermalmen konnte. Er sah die Einschusslöcher im Schädel, direkt über dem Auge klaffte eine Schusswunde, die nicht blutete. Was war das nur für ein Monster, das man nicht töten konnte.

Der Flammenwerfer. Aidan musste damit rechnen, dass sie abstürzten, also konnte er auch den Flammenwerfer benutzen. Mit den Beinen hing er in der Luft, sein Schutzanzug hielt dem Biss stand, noch. Aidans Bewegungen waren hastig. Mit den Zähnen zog er teleskopartig ein Rohr aus dem Armteil. Das Handstück lag bereits in seiner Hand. Er hielt sich nur noch mit der linken Hand in der Luft und musste sich weit strecken, um das Rohr in den Rachen der Bestie zu rammen. Seelenlose Augen. Sie zeigten eine überraschende Regung. Überraschung. Aidan betätigte den Abzug und der Flugdinosaurier verbrannte. Von innen heraus. Er sah die Flammen, durch die Löcher, die Wunden in dem langen Hals. Es roch nach verbranntem Fleisch. Intensiv und es qualmte.

Jetzt musste dieses Ding erst recht aus dem Helikopter heraus. Das Schreien verstummte. Das Tier zuckte.

„Wir sollten landen!“

„Da vorne ist schon der Landeplatz.“, sagte der Pilot unter Schmerzen. Aidan ließ die rauschende Flamme ersterben und da konnte er sein Bein aus den Fängen der qualmenden Bestie befreien, die noch immer lebte.

Sie konnten ihn nicht sehen, aber er glaubte dem Piloten.

Sein Bein fühlte sich nicht gut an. Der Anzug war mit seiner Haut verschmolzen. Seine Schmerzen waren ein Witz im Vergleich zu dem Magen des Piloten, der aufgerissen war und in den Bauchraum lief. Die Magensäure brannte. Blut tränkte die Daunen seiner Weste. Blut.

Blut klebte an seinen Händen und somit an den Steuerknüppel.

Aidan fragte den Piloten: „Alles in Ordnung?“

„Nein!“

Aidan nickte.

„Schaffst du es?“

„Ich muss.“

Aidan drehte seinen Kopf und rief den Leuten hinten zu.

„Hinsetzen, anschnallen. Jetzt wird's ruppig.“

Lucia schüttelte den Kopf: „Noch ruppiger?!“

Justin lachte.

Irgendwie wusste er, dass alles gut werden würde.

Aidan hatte kein Mitleid mit dem elendverreckenden Tier. Er hatte ja wohl lange genug versucht es umzubringen. Noch einmal schrie der Pterodatylus und Rauch kam aus seinem Maul. Das Tier erschlaffte und machte ein wenig Platz. Sie konnten den Landeplatz sehen. Vierzig Meter, vielleicht fünfzig. Er war groß. Sie landeten als erste, in der Mitte des großen, gelben H´s.

Qualmwölkchen kamen aus dem Schädel des toten Sauriers. Hart setzte der Helikopter auf. Der Pilot hatte die Räder nicht mehr ausfahren können. Der Kadaver hing über den Armaturen. Und jetzt war es zu spät. Aidan taumelte, konnte sich aber halten. Dann sprang er aus der Maschine und der Sog der Rotoren zerrte an ihm. Er zog den Kopf ein, die Rotoren bremsten schon ab. Erst als er den Piloten aus der Kanzel gezerrt hatte und er gesehen hatte, dass die Triebwerke qualmten, nahm er die drei Männer hinter ihm wahr. Als er sich verblüfft umdrehte, sprangen die anderen aus dem Helikopter und der tote Pterodaktylus fiel klatschend auf den Beton.

Eduardo Caucho nickte dem Mann freundlich zu und José fragte, ob er helfen könnte. Aidan zog den Helm von seinem Kopf und ließ ihn fallen, achtlos, auf den rissigen, feuchten Beton. Lucia sah nach dem Piloten. Sie schaute von José zu Eduardo und dann auf Sky B. White. Der große Schwarze sah wirklich beschissen aus. Die beiden älteren Männer mussten ihn stützen. Sie sah von Miguel zu Justin. Sie schüttelte nur den Kopf.

Justin grinste wie ein Honigkuchenpferd. Sie waren da.

Auf der bösen Insel, vor der sie Angst gehabt hatte, weil ihr Vater hier gestorben war. Miguel sagte etwas zu Justin und sie lachten. Worüber war Lucia jetzt egal, auch wenn es um sie gehen sollte.

Um sie herum landeten die anderen Helikopter. Soldaten sprangen aus den landenden Maschinen, bevor diese den Boden berührten. Die Bäume im Sog der Rotoren. Sie setzten White auf dem Boden ab. Aidan streckte seine Hand aus.

„Wir sind hier um aufzuräumen.“, sagte er.

José Pescador ergriff sie und schüttelte sie. Er sah glücklich aus, sein Händedruck war sehr fest. Vielleicht, weil er die Berührung nicht spürte.

Als Eduardo ihm die Hand gab, wollte er White, José und sich vorstellen: „Wir sind...“

Doch der große Soldat unterbrach ihn: „Ich weiß wer sie sind. Sind sie alleine?“

José nickte und wusste nichts zu sagen, er war noch immer überrascht, über das plötzliche und chaotische Eintreffen der Truppe. Ein Sanitäter mit Armbinde kam mit einem anderen Soldaten, um die Verletzten zu untersuchen: „Wir denken, dass die anderen Überlebenden auf dem Weg hierher sind.“

„Woher wollen sie das wissen?“

„Kennen sie Marty Guitierrez?“

„Natürlich.“, sagte Aidan und gab dem Costaricaner seinen Ordner, den er auf dem Rücken getragen hatte, befestigt auf dem Backpack.

Es lief gut. Nichts behinderte ihre Fahrt. Barbara legte einen Gang höher. Der Jeep knurrte und beschleunigte. Die Ausschilderung war lückenhaft. Aber sie waren inzwischen so nah, dass sie den letzten Helikopter landen sahen.

„Wie wird das jetzt ablaufen?“, fragte Eduardo.

„Das kann ich ihnen sagen. Eines vorweg, ich bin nicht verantwortlich für diese Mission. Ich bin eine Art, nennen wir es, freier Mitarbeiter.“

Die beiden Verletzten wurden in einen Helikopter getragen. Aidan schaute ihnen hinterher.

Eduardo ließ nicht locker: „Sie können auch nicht verantwortlich sein, weil ich es bin. Ich bin an dieser ganzen Misere Schuld.“

„Wie kommen sie denn darauf, sie sind für nichts verantwortlich, für nichts das geschah oder geschehen wird!?“

Eduardo verschränkte die Arme vor der Brust.

„Wer ist es dann?“

„Die Regierungen unserer beider Länder.“

„Ich hör wohl nicht recht.“

„Sie hören sehr wohl recht.“

José war das zu dumm.

Die Schuldfrage war ihm egal.

Er zog eine Augenbraue hoch und ging.

„So, ganz deutlich: Wir sind hier, um die Überlebenden zu retten. Wir sind aber vor allem hier, um unseren Auftrag auszuführen. Das müsste ihnen doch bekannt sein, oder nicht?“ Er kannte die Pläne, sie waren mit ihm ausgearbeitet worden und er hatte sie absegnen müssen, hatte keine andere Wahl gehabt.

Er nickte und sagte schnaufend: „Tun und lassen sie, was sie wollen oder müssen. Hauptsache wir kommen nach Hause.“

Er wusste auch, was es für einen Ärger geben würde, wenn Marty hier auftauchte. Caucho fragte weiter: „Wie lange werden sie brauchen?“

„So lange wie es dauert, werden wir hier bleiben. Ein oder zwei Tage müsse wir schon rechnen.“

Caucho schüttelte den Kopf. Auch Aidan gefiel der Gedanke nicht. Ein Soldat beglückwünschte ihn, dass er überlebt hatte. Er nickte schwach.

José setzte sich zu einem jungen Soldaten.

„Guten Appetit, Mann.“, sagte er und drückte ihm ein eingeschweißtes Truthahnsandwich in die Hand.

„Danke.“, sagte José und strahlte. Er biss die Folie auf und verschlang das belegte Weißbrot. Es schmeckte göttlich, obwohl er nichts schmecken konnte. Jetzt wurde alles gut, er wusste es. Es war so gewiss, wie der göttliche Geschmack des Salats auf dem Sandwich, den er sich nur einbildete. Sie würden nach Hause kommen, es würde jetzt alles gut werden. Da hörten sie den Jeep, wie ein Panzer rollte er auf den Landeplatz und bremste ab. Eduardo rannte schon wieder. Diesmal um Barbara, die langsam ausstieg und um Tränen rang, in den Arm zu nehmen.

„Alles wird gut.“, sagte er und sein Blick huschte durch den Wagen. Er sah Jessica und Pedro auf der Rückbank sitzen. Er riss die Augen auf und sein Schrecken ließ ihn zittern.

„Wo sind Marty, Françoise, Kraft und Israel?“, fragte er.

Marty winkte schwach aus dem Laderaum. Eduardo hatte nur die Hand gesehen, da stürzte er um den Jeep herum, hastete zur Hecktür und riss sie auf. Das erste, was er sah, war ein zeretztes Gesicht, es lächelte ihn an.

„Oh, mein Gott.“

Was für ein Alptraum.

Da lagen Israel White, Françoise Mestré und Marty Guitierrez, die drei schauten ihn an.

„Es ist vorbei.“

Da kamen auch schon weitere Sanitäter und sie untersuchten zuerst Israel. Sie strahlten ihm mit einer kleinen schwarzen Stabtaaschenlampe in die Augen. Die Reaktion war etwas zu langsam.

„Wo tut es weh?“

„Fragen sie lieber, wo es nicht weh tut.“

Seine Stimme war schwach und er musste sich immer wieder räuspern.

„Können wir sie bewegen?“, fragte der eine Sanitäter den anderen.

„Ich denke schon.“

Mit Handzeichen ordneten sie dem Team an, die drei Verletzten in die Helikopter zu tragen. Sie hoben Israel auf, nicht sehr vorsichtig.

„Israel White. Richtig?“

Israel nickte. Sie trugen ihn zu dritt, ein vierter Mann kontrollierte seine Personalien.

„Ihr Vater lebt, wir bringen sie zu ihm.“

„Was?“, Israel glaubte seinen angefressenen Ohren kaum. Er hatte keine Nase mehr, er zitterte vor Anspannung. Alles brach über ihm ein. Es war vorüber. Sein Vater lebte und er würde ihn gleich sehen. Er konnte es nicht fassen. Sein Puls ging hoch und gleichzei-

tig begann er zu Hyperventilieren. Er hustete, als man ihn auf eine Bahre neben seinen Vater legte.

„Hallo, mein Sohn.“, hörte er Sky sagen. Er wurde mit Sauerstoff versorgt und seine Beine waren soeben geschient worden. Er griff nach Israels Hand. Der Sanitäter hob das Hemd hoch und schaute sich die Wunden an, die frischen und die vernarbten. Diese Leute mussten sofort in ein Krankenhaus.

„Wir können zerschmetterte Beine schienen. Wir können Schmerzen stillen. Aber sie haben keine Nase mehr.“

„Ja, ich weiß.“, er klang gelangweilt.

Jetzt hoben sie Marty aus dem Jeep, Barbara und Eduardo liefen nebenher. Cauchos Mundwinkel waren nach unten verzogen, als wäre sein Gesicht gelähmt.

„Ich habe keine guten Neuigkeiten für dich, außer das Sky noch lebt.“

„Sprich schon.“, sagte er und kniff die Augen zusammen und legte seinen Kopf in den Nacken.

„Ich kann auch laufen.“, sagte er an die Soldaten gerichtet, die ihn trugen. Sie beachtetten ihn nicht.

„Wir werden erst nach Hause kommen, wenn sie ihre Mission durchgeführt haben. Das ist noch nicht das Ende.“

Marty atmete pfeifend aus. Machte die Augen auf und zog die Augenbrauen hoch, blinzelte in die Sonne: „Das war mir doch klar. Ich kann nichts mehr unternehmen.“

Er sagte es, als wolle er aufgeben, aber es klang nicht wirklich so und er sah auch nicht so aus, als wolle er aufgeben. Er resignierte nicht, dafür war es jetzt zu spät.

„Wünschen wir ihnen doch Glück.“

Aidan half ihm auf die Bahre.

„Vielen Dank.“, sagte er.

Er schnallte ihn nicht fest.

„Eines können sie mir glauben, Marty.“, flüsterte er in Martys Ohr. „Wenn es nach mir ginge, würden wir sofort heimkehren. Ich bin nicht scharf drauf, hier zu sterben. Ich bekomme nicht mal Geld dafür.“

Ebenso leise fragte Marty: „Warum sind sie dann hier?“

„Man hat mich darum gebeten. Ich war noch jemandem einen Gefallen schuldig.“

Aidan rutschte ein wenig zurück, ein Sanitäter zog Marty das Hemd aus. Als er die ganzen Wunden sah, schüttelte er nur den Kopf.

„Worum ging es? Worum geht es? Sie werden es mir nicht sagen.“

„Ja, das darf ich nicht. Aber es ist mir egal. Ich tu es trotzdem. Sagen sie es nicht weiter.“

Er zwinkerte.

Aidan setzte sich und lehnte sich zurück, verschränkte die Arme. Marty hörte zu. Aidan schob den Sanitäter aus dem Weg und zeigte ihm mit dem Daumen, dass er mal kurz weggehen sollte. Der Soldat gehorchte und ging einfach.

„Ich kenne sie nicht und sie kennen mich nicht, es ist auch vollkommen egal, wer ich bin und was ich tue.“

Marty rieb sich die Augen: „Schön, ich bin gespannt.“

Und er gähnte.

„In Vietnam kam ein neuartiger Biologischer Kampfstoff zum Einsatz, wir wissen nicht, was es war und welche Auswirkungen es hatte, aber fest steht, dass die Vereinigten Staaten den Tod vieler Soldaten in Kauf nahmen um diesen einzusetzen. Es muss ein Virus gewesen sein, sie setzten eine Krankheit frei, die sie selbst nicht kontrollieren konnten. Kurz nach dem Fall Saigons musste die Seuche eingedämmt werden, man tötete alle. Männer, Frauen, Kinder und auch alle Tiere. Alles wurde niedergebrannt, ich kenne Fotografien von Bränden, die bis zum Horizont reichten.“

Er macht eine kurze Pause und schaute aus dem Fenster. Er gab ein Handzeichen, jemand nickte ihm zu und er erzählte weiter:

„Dann verliert sich die Spur des Materials. Lange Zeit hörte man nichts mehr von ihm, wahrscheinlich lag er in irgendeiner Tiefkühltruhe im Keller, eingefroren. Die ersten Hinweise darauf fand man erst wieder im Zusammenhang mit einer amerikanischen Biotechnikfirma, deren Vorsitzender viel Geld für die Verwirklichung seiner Träume brauchte. Sein Vorhaben war kühn und gefährlich, also setzte die amerikanische Regierung ihn unter Druck. Sie müssen bedenken, der kalte Krieg tobte gerade, man war vom ständigen Wettrüsten richtig ausgelaugt und die Nachrichten wollte keiner mehr hören. Irgendeinem Bürohengst, fiel der Virus im Kellerkühlfach wieder ein und so kam man auf den Trichter, ihn weiterentwickeln zu lassen, dafür hatte man ja jetzt die Möglichkeiten. Man konnte einen Stamm züchten, der nur Kommunisten tötete, eine wunderbare Vorstellung für die Obrigkeit. Man bewilligte die Gelder und ließ Hammond den Virus – oder was es auch immer sein mag - weiterentwickeln. Die Amerikaner erhielten ihre Waffe und gaben Hammond Rückendeckung, ließen ihm freie Hand und unterstützen ihn.“

Guitierrez stützte sein Gesicht in die Hände. Er dachte nach, was das alles hieß. Marty richtete sich ein wenig auf und griff nach Aidans Knie. Drückte es. Er schlussfolgerte richtig:

„Dieser ganze Einsatz ist nur eine Fassade. Sie sind hier, um das Zeug von hier wegzubringen. Es ist nämlich hier.“

Er musste sich wieder zurücklehnen.

„So können sie gleich mehrere Fliegen mit einer Klappe schlagen. Nach außen heißt es, es wäre ein Rettungseinsatz. Für die Beteiligten, uns und den Großteil der Soldaten da draußen ist das Ziel des Einsatzes die Vernichtung der Dinosaurier, weil sie auf das Festland gekommen sind.“

Aidan nickte.

Jetzt legte Marty los: „Und was sind die Chupacabra, sie sind keine Dinosaurier, wie es sie hier auf der Insel gibt, oder auf der Sorna? Kommen sie auch von der Army?“

Aidan schüttelte den Kopf und sah Marty stechend an: „Das weiß ich nicht, ich weiß aber, was sie tun.“

Er öffnete seine Kombi und zeigte Marty die verbundene Bauchwunde. „Ich habe sie gesehen.“

Aidans Hände zitterten.

Er bemerkte es und ballte sie zu Fäusten.

„Guitierrez, ich habe vor nichts Angst. Ich bin jederzeit auf den Tod vorbereitet, das klingt abgedroschen, aber es ist so. Ich töte andere Menschen für meinen Lebensunterhalt und ich kann auch sterben, ich habe auch Feinde. Mehr als mir lieb sind, darauf können sie wetten. Aber diese Biester. Diese Biester.“

Er hielt die Fäuste nach unten und ließ sie los. Er atmete tief durch, er hatte sich unter Kontrolle.

Er fuhr fort: „ Ich werde ihnen jetzt alles ganz klar machen. White war beauftragt worden, das fragwürdige Material zu beschaffen. Ihnen hatte man gesagt, dass es um Methan ging. White war eine Marionette. Wie ich hatte er keine andere Wahl. Schulden in Millionenhöhe und eine unvoreilhaftige Verbindung hatten in dazu gezwungen. Früher war er Boxer gewesen, wissen sie noch, er hatte Kampfnamen wie: Black Sky, Hells Fist oder The Ram

Leider hatte er es nie wirklich ganz nach oben geschafft und war in einem Sumpf aus Drogen und Geldwäscherei versunken. Mit seinem Unternehmen hat er das Geld dreier MafiACLans gewaschen und als ob das noch nicht reichen würde, auch noch das der Triaden. Er hat versucht sie gegeneinander auszuspielen. White war nicht besonders klug. Er ist ein Idiot.“

Marty dachte an die Tiere, es bestand jederzeit die Gefahr, dass sich die Tiere damit infizierten.

„Sie verstehen doch wohl, dass die Menschen hier nicht wichtig sind. Ihre Leben sind nicht von Priorität, ihres und meines nicht. Wir sind verzichtbare Individuen, sollten wir sterben, wären wir nicht mehr, als Werte in einer Statistik. Ich hoffe, sie haben keine Angst zu sterben.“, sagte Aidan.

„Schon lange nicht mehr, ich werde nicht sterben. Das sehe ich nämlich nicht ein.“, sagte er lächelnd.

„Ich auch nicht. Okay, hören sie mir zu. Ich werde alles was in meiner Macht steht tun, um meine Leute zu beschützen. Sie gehören jetzt zu mir, zu meinen Leuten. Wir sind gut ausgerüstet, wir wissen, was wir tun. Die Costaricaner waren schlampig vorgegangen, als sie diese Insel ausrotten wollten. Wir machen es besser, wir können Kriege besser führen. Sie wissen wie gut wir sind.“

Er zog seinen Helm wieder auf und lud sein Gewehr nach.

Mit kühlerer Stimme fragte er dann: „Haben sie in den letzten Tagen gefroren? Wir werde ein paar schöne Feuerchen machen. Wir haben so ziemlich alles, was man bekommen kann. Napalm, C4, und so weiter und so weiter.“

Martys Augen funkelten: „Ich kann ihnen leider nicht dazwischen funken, noch vor ein paar Tagen hätten sie ein Problem mit mir gehabt.“

„Ich weiß, was sie meinen. Es wird nicht schön werden, das ist klar. Aber keiner versteht es besser, worum es hier geht. Es muss einfach sein. Und vergessen sie eines nicht.“, sagte er ernst und kontrollierte sein Visier. Schob es hoch und runter. „Nichts ist mächtiger als die Natur. In wenigen Jahren wird es hier wieder wunderschön sein.“

„Hoffen sie das?“

„Ja.“

„Aber können sie es auch versprechen?“

Er lächelte noch einmal kurz, bevor er herausging und der Sanitäter zurückkam, er hatte zuerst Francoise versorgt und narkotisiert.

„Da verspreche ich ihnen lieber, nicht zu sterben. Vergessen sie nicht, jetzt ist es vorbei.“

Er sprang aus dem Helikopter und fühlte sich viel besser, als er sich in den letzten Jahren gefühlt hatte. Er atmete tief durch und warf sich das Gewehr um die Schulter. Die Sonne schien in sein Gesicht und er wusste nicht, wo er zuerst hingehen sollte. Es ging ihm gut, er wollte, dass es so bleibt, also ging er zu seinen jungen Freunden, die auf der Motorhaube des Jeeps saßen.

EPILLOG

Motin

Sonntag / 9:13 Uhr / Isla Nublar

Die Hände des Mannes, der ihn lieblos wie ein Stück Vieh untersuchte, waren kalt. Er spürte, wie seine gebrochenen Knochen sich dabei verschoben. Ein widerliches Gefühl, aber es war ja nicht neu für ihn.

„Was machen die Männer da?“, fragte Marty den Mann. Er hatte ein nichtssagendes Gesicht und einen rötlichen Schnauzbart, seine grünblauen Augen waren ebenso gewöhnlich wie sein Englisch, das er sprach: „Die da?“

Er zeigte mit dem Finger auf sie und ließ die Hand sofort wieder an die Schusswunde wandern.

„Ja.“

„Sie wissen, dass wir hier übernachten werden?“

„Ja.“

„Diese Männer bauen eine Selbstschussanlage auf.“

„Sie denken, dass das irgendetwas nützt?“

„Ich weiß es nicht, ist nicht mein Job.“

„Wie wurden sie auf diesen Einsatz vorbereitet?“

„Oh, wir bekamen einen Katalog und waren zwei Monate in Costa Rica in einem Camp stationiert. Ich selbst bin eigentlich Biologe, war allerdings in Belgrad, geriet in die Unruhen in Sarajewo und wurde kurzerhand als Sanitäter verpflichtet. Da ich nicht gedient hatte, fühlte ich mich verpflichtet an der Front für mein Land zu arbeiten, auch wenn es nur die Versorgung Verletzter war.“

Er sprach wie ein Wasserfall, er sprach gerne, konnte es aber nicht oft tun.

„Aber ich erzähle wieder zuviel.“

„Warum macht ihr beim Militär aus jedem Scheiß ein Staatsgeheimnis?“

„Warum stellen sie nur so viele Fragen? Halten sie jetzt still, ich werde diese Wunden tackern.“

Barbara musste wegschauen, als der Mann mit dem Schnauzbart den Tacker ansetzte. Das Geräusch der Nadeln, die das Fleisch an seinem Unterarm durchbohrten war wie ein Platzen.

„Tut das weh?“, fragte Barbara.

„Keine Ahnung.“, antwortete der Sanitäter und drückte erneut ab. Marty legte den Kopf schief und lächelte Barbara an. Seine Augen waren geschlossen und er machte sie bei dem nächsten Schuss auf.

„Siehst du die Männer da vorne?“, er nickte mit dem Kopf in ihre Richtung.

„Ja.“

„Weißt du was die machen?“

„Nein.“

„Sie bauen eine Selbstschussanlage auf, die den Landeplatz umgeben soll.“

„Und?“

Ein weiterer Schuss aus der Nagelpistole, dann wendete der Sanitäter den Arm und begann das Eintrittsloch der Kugel zu schließen.

„Die wird uns nichts nützen, wenn wir heute Nacht draufgehen.“

„Heute Nacht?“

„Ja, oder schon vorher. Barbara, wir werden hier übernachten. In diesen Helikoptern.“

„Ich weiß.“

Er lachte, ein absurdes, verrücktes Lachen.

„Haben sie eigentlich Morphium da, guter Mann?“, fragte er den Sanitäter.

Der zwinkerte ihm nur zu.

„Sicher, gutes Zeug.“

Eine Maschine flog einen Kreis. Sie flog den Kreis immer enger. „Oh, mein Gott!“, der Pilot war entsetzt. Darauf war er nicht gefasst gewesen. Alles aber nicht das. Es waren so viele. Und sie ließen sich überhaupt nicht stören, von dem Helikopter. Eine Schweißperle rann über sein Gesicht, tropfte auf die Unterlippe. Sein Mund war weit aufgerissen, wie Munchs arme Seele in „Der Schrei“.

Sein Copilot schlug ihm auf den Oberschenkel:

„Hey, krieg dich wieder ein!“

Unter ihnen trugen die Velociraptoren einen blutigen Krieg aus. Die Schlacht hatte ihre Opfer gefordert, sie lagen weit verstreut auf dem saftigen Grün. Die ersten Aasfresser scharten sich um ihre Kadaver.

„Uns kann doch gar nichts passieren.“, sagte der Copilot mahnend. Der Pilot nickte. Sie flogen ja und waren nicht da unten.

„Und jetzt?“

„Jetzt drehen wir noch eine Runde und warten. Wir könne es auch mit Tränengas versuchen.“

Sie durften nichts explosives, oder brennendes einsetzen. Schließlich mussten sie auf dem trichterförmigen Platz landen. Es war ihr Einsatzziel.

Sie mussten runtergehen.

„Was wollen sie denn hören?“, fragte Aidan. „Ich bin froh, dass es ihnen gut geht, das freut mich wirklich. Doch dieser Einsatz ist wichtiger als ihr Leben. Das müssen sie doch verstehen!“

Sie schnaufte nur.

„Finnigan, ich habe nicht vor, ihnen Honig ums Maul zu schmieren. Dazu bin ich nicht da, ich bin ein guter Soldat. Ich tue nur das, wozu ich beauftragt wurde. Nur das. Nicht mehr und nicht weniger.“

Sie kniff die Augen zusammen.

„Ich kann nicht verfügen, dass eine Maschine mit den Verletzten zurückkehrt. Das liegt nicht in meiner Macht.“

„Würden die Männer es tun?“, bohrte sie nach und stemmte die Hände in die Hüfte. „Wenn sie es befehlen würden?“

„Sicher.“, er wollte von hier weg. Was sollte er denn tun?

„Aber ich kann hier niemanden entbehren, auch keine Maschine, wenn sie fliegen könnten.“

Es ging einfach nicht.

Barbara stiegen Tränen in die Augen. Langsam wurde sie böse auf den großen Mann.

„Haben sie eine Ahnung, wie es auf dieser Insel ist? Wir sind schon zu lange hier, wir haben viele Menschen verloren.“

Sie dachte in diesem Moment nicht nur an ihren Vater.

„Es tut mir leid ...“, Aidan war hin- und hergerissen. Er setzte sich und ließ seine Schultern hängen.

„Ihr Mitleid können sie sich an den Hut stecken. Es nützt mir und es nützt uns nichts.“

Er schaute sie von unten heraus an.

„Sie können nicht für unsere Sicherheit garantieren!“

„Das kann niemand ...“

„Weichen sie mir nicht aus!“

Sie wurde laut und ihre Stimme war kräftig.

„Hier gibt es überhaupt keine Chance zu überleben!“

„Aber sie haben doch überlebt.“

„Haben wir das? Wir sind noch nicht von hier weg. Wir werden sterben. Alle, ohne Ausnahme. Sie, ich, Marty, wir alle.“

Ihre Gestik und Mimik war ausgeprägt.

„Wenn nicht heute Nacht, dann Morgen.“

„Wie können sie das sagen?“, er schüttelte den Kopf, aber respektvoll, er wollte sie nicht noch weiter aufbringen.

Barbara redete wie in einem Wasserfall auf ihn ein:

„Wir kämpfen hier, seitdem wir hier ankamen um unser Leben. Seitdem wir hier ankamen. Seit Tagen rennen wir nur noch durch die Gegend. Sie jagen uns, die ganze Zeit. Tag und Nacht. Um uns zu töten. Um uns abzuschlachten!“

„Wer?“

„Die Raptoren.“, sie sprach es voller Abscheu aus.

„Velociraptoren?“, er griff nach seinem Ordner und durchblätterte die Dokumente.

Barbara Finnigan musste sich auch setzen. Sie wischte sich übers Gesicht und zog die Nase hoch.

„Sie jagen uns noch immer, sie werden erst aufhören, wenn wir alle tot sind.“, heulte sie und zog nochmals die Nase hoch. „Sie dürfen keine Angst haben. Wir sind hier sicher.“, darauf beharrte er. Er zeigte auf die Standmaschinengewehre, auf die Männer, die die Kabel für die Selbstschussanlagen verlegten. „Barbara, das sind infrarotgesteuerte Selbstschussanlagen mit 10er Projektilen. Davon bauen wir dreißig Stück auf. Sie sind extrem empfindlich eingestellt. Alles was sich näher als fünf Meter heranschleicht wird von Kugeln durchsiebt.“

„Alles?“

„Ja, es schießt auf alles, im Radius von fünf Metern.“

„Auch auf uns?“

„Nein, wir befinden uns doch im Ring der Anlage. Nur was von außen nach innen dringt, wird attackiert.“

„Können die Geräte zwischen Menschen und Dinosauriern unterscheiden?“

„Das brauchen sie nicht. Wieso fragen sie das?“

„Diese ganze Technik wird uns nichts nützen!“

Sie wollte es einfach nicht einsehen, Aidan gab es auf:

„Woher wollen sie das wissen? Woher wollen sie das alles wissen?“

„Sie werden es sehen.“

Er schüttelte den Kopf, konnte es so schlimm sein. Die Verwundeten wurden behandelt und würden nicht sterben. Sie waren doch sicher!

Barbara stand auf: „Hören sie mir zu? Die Raptoren sind auf dem Weg hierher.“

„Das erleichtert uns doch nur die Arbeit.“

„Sie verstehen es nicht. Sie wollen es nicht verstehen. Wir werden diese Insel nicht verlassen. Niemals mehr, wenn wir es nicht sofort tun.“

Ihr schauderte.

„Ich kann sie sehr gut verstehen, aber ich habe einen Auftrag zu befolgen.“

Er war sich bewusst, was er tun würde.

Aber er wollte nicht so schnell nachgeben.

Er musste doch seinen Auftrag erfüllen!

Jessica hatte die Unterhaltung mitgehört und knirschte mit den Zähnen. Sie ging näher heran, um den Helikopter herum und stellte sich ganz beiläufig zu ihnen.

„Wie geht es Marty Guitierrez?“, fragte Aidan dessen Schwester.
„Nicht besonders gut.“, damit untertrieb sie.

„Und wie sieht es mit den Whites aus? Und Francoise Mestré?“
„Man hat mir nichts Genaues sagen wollen. Aber es sieht sehr schlecht aus.“

Er nickte vor sich hin und nahm sein Funkgerät zur Hand.

„Habt ihr es gefunden?“, fragte er hinein.

„Ja.“, kam die Antwort prompt. „Aber wir können noch nicht runtergehen. Das sollten sie sehen.“

„Was ist denn? Gebt mir eure Koordinaten.“

Er notierte sie, als sie durchgegeben wurden.

„Ich kann es kaum beschreiben. Da sind drei Dutzend Dinosaurier. Sie zerfetzen sich gegenseitig. Es ist ... unglaublich.“

„Werden sie damit fertig?“

„Ja.“

„Roger.“

„Over and Out.“

„Ich würde jetzt gerne wissen, was du denkst, José.“

Sehr nachdenklich sah er aus, wie er da saß und sich mit der Hand über den Bart strich. „Willst du das?“

„Ja.“

„Ich mache mir gerade Gedanken über unsere Zukunft.“

Er saß an der Seite von Marty.

Warum er über seinen Bart strich, wusste er nicht so recht. Schließlich spürte er es nicht. Es war nur Angewohnheit und gerade vorhin hatte er festgestellt, dass er auf einem Ohr nichts mehr hörte.

Sie waren alleine in dem Helikopter. Am liebsten würde er den Motor starten und wegfliegen. Leider konnte er das nicht. Sich darüber zu ärgern, wäre aber auch sinnlos.

„Hast du auch so ein Gefühl?“

„Was meinst du, José?“

„So ein schlechtes Gefühl?“

„Ja, ich weiß was du meinst.“

„Du siehst sehr blass aus.“

Er sah aus wie eine Leiche, das wusste er.

„Ich fühl mich auch Scheiße. Was kann ich noch tun?“, fragte er einfach so.

„Gar nichts, nur noch warten.“

José verlagerte sein Gewicht und legte sich zurück. Langsam atmete er aus.

„Ein ganz mieses Gefühl.“

José machte die Augen zu.

Aidan hatten sie gesagt, sie hätten keine Schmerzen. Doch Israel hatte gestöhnt.

So konnte das nicht sein.

Er konnte das nicht zulassen.

Sein Beschluss war gefasst.

Der Sanitäter meinte nur:

„Es könnte nicht viel schlimmer sein.“

Barbara hatte die Arme verschränkt:

„Irren sie sich da nicht!“

José riss die Augen auf. Sein Herz raste.

Die Selbstschussanlage war noch nicht fertig eingerichtet, funktionierte aber anscheinend schon.

Marty ruckte hoch, was ihm trotz der Medikamente Schmerzen bereitete. Er konnte nichts sehen.

Doch der Schrei gellte noch.

José sprang auf. Seine müden Knochen taten einen Satz und er zog die große Schiebetür auf. Denn Eduardo klopfte an. Er sprang hinein und José schlug sie wieder zu.

Schon wieder hörten sie dieses Kreischen der Velociraptoren. „Oh, Gott!“, keuchte Caucho.

Schreie flüchtender Menschen.

Er keuchte und José wisperte: „Wir werden ...“

Batalla

Sonntag / 9:27 Uhr / Isla Nublar

„... angegriffen!“

Marty atmete aus und legte sich langsam wieder zurück. Als hätte er das eben nicht gehört.

„Wir sitzen hier in der Falle.“, stellte José fest und Eduardo schaute durch die Scheiben. Es geschah alles so plötzlich. Sie konnten es noch gar nicht richtig realisieren.

Da sahen sie, wie ein Velociraptor, der scheinbar aus dem Nichts kam, einen Soldaten niederwarf, ihn aufschlitzte und während er sich noch wild zappelnd wehrte, das Genick gebrochen bekam. Eine Sache von wenigen Sekunden. Die Dinosaurier waren sehr groß, viel größer, als die Jungtiere mit denen sie es die meiste Zeit zu tun gehabt hatten. Wäre es nicht so gewesen, wären sie schon lange tot. Der Angriff erfolgte nur aus einer Richtung, anscheinend hatten sie die Gefahr der Selbstschussanlagen innerhalb weniger Sekunden erkannt. José sah wie gebannt auf das Schlachtfeld, denn es war eine Schlacht die dort draußen entbrannte. José sah, wie Aidan auf sie zurannte. Die Geräusche waren für sie in dem Helikopter gedämpft. Doch sie hörten Aidan schreien, er wurde von einem großen Weibchen verfolgt. José sah, er konnte nichts unternehmen.

Aidan setzte sich den Helm auf. Kaum hatte er ihn übergezogen, ging er schon zu Boden. Das Weibchen war auf ihn gesprungen. Zum Glück trug er den Tornister auf dem Rücken. Der Raptor verletzte ihn nicht. Doch sein Gesicht knallte hart auf den Boden. Seine Nase brach, er hatte sich nicht abgefedert. Er hatte nach seinen Pistolen gegriffen.

Es kam ihm vor, als fiele er in Zeitlupe. So vieles geschah um sie herum, alles auf einmal. Hinter ihm zertrümmerte ein anderer Raptor mit Leichtigkeit die Frontscheibe des Jeeps. Aidan, selbst so agil wie ein Velociraptor, legte seine Masse in eine Drehbewegung. Doch der große Raptor zischte nur weiter und sprang aus dem Stand hoch, landete auf Aidans Bauch. Er hatte seinen ganzen Körper angespannt, aber das Tier stand schwer auf ihm. Er musste die Luft anhalten. Er konnte nicht schreien, als die Krallen sich in seinen Unterleib bohrten. Aidan biss die Zähne zusammen. Der Schutzanzug rettete sein Leben. Der Kopf des Raptors kam so schnell näher, das Maul war weit aufgerissen. Der Gestank war grauenhaft. Aidan schoss. Er verschoss die beiden Magazine. Die Kugeln trafen seinen Kopf und schlugen ohne große Wirkung ein. Doch das Weibchen schüttelte den Kopf und nahm ihn hoch, es taumelte einen Schritt

zurück. Von Aidan Pollock runter. Als die Raubkrallen wieder aus seinem Körper glitten schrie er.

Er trat dem Raptor noch im Liegen gegen den Schädel und nutzte den Schwung um aufzuspringen. Aidan rastete seine Pistolen wieder an seinen Beinen ein. Er schleuderte sich sein Gewehr um die Schulter. Der Raptor war nicht besonders beeindruckt. Aber ein wenig benommen, die Kugeln schienen ihn irgendwie zu lähmen. Kein Wunder, die Hälfte von ihnen musste sein Gehirn getroffen haben. Aidan schoss und eine Salve zerfetzte den Halsansatz des Raptors, worauf der Kopf einfach zur Seite fiel und ihn noch immer böse anknurrte. Der Raptor tat noch einen Schritt auf ihn zu, dann fiel er um. Einfach so und er zuckte am Boden weiter. Aidan drehte sich um und rannte auf José zu, den er im Helikopter sah. Ein Raptor rannte vor ihm vorbei und attackierte einen Soldaten. Der ließ seinen Flammenwerfer rauschen. Sie konnten gar nicht alles sehen, was gerade geschah.

Die Raptoren griffen scheinbar unkoordiniert an. Es waren große Männchen und Weibchen. Aidan hörte das Rattern der Selbstschussanlagen. Die Geräte waren zu langsam und verzogen. Sie konnten keine Treffer verbuchen. Außer friendly fire, wenn man so wollte. Ein Raptor war durch das Dickicht gebrochen, an einer der Anlagen vorbeigerannt, hatte sie ausgelöst. Die Mündung schwenkte und feuerte. Aidan sprang in den Helikopter und José stieß die Tür wieder zu.

„Das da draußen ist Krieg!“

Die Selbstschussgeräte ratterten und eine Kugel traf den Hinterkopf eines toten Soldaten. Aidan wendete den Blick ab. Der tote Kopf hatte gezuckt. Unnatürlich war der Hals verdreht, spätestens jetzt war der Mann tot. Hoffentlich schon vorher.

Jessica Guitierrez geriet in die Mitte des Schlachtfelds. Dort stand schon ein Soldat. Er hatte sein Gewehr im Anschlag und schoss. Der Soldat feuerte auf einen Farn. Ein Raptor schrie auf und fiel vornüber aus dem hohen Farngewächs. Der Soldat zog seine Pistolen und drückte sie Jessica in die Hände. „Können sie damit umgehen?“

„Muss wohl.“

Sie wog die Waffen in der Hand, es fühlte sich seltsam an. Als sie die Pistolen betrachtete, wurde alles um sie herum sehr leise. Sie schoss auf das verwundete Tier, das aus dem Farn auf sie zu kroch. Es röchelte und schaute sie böse an. Es knurrte und zischte, dass es sie umbringen würde. Jessica war, als konnte sie verstehen, was der Raptor gesagt hatte. Sie ging auf das Tier zu und trat ihm in die Seite. Sie zielte mit den beiden schweren Maschinenpistolen und drückte ab. Jessica hätte nicht gedacht, dass es so einfach für sie war.

Der Soldat schrie etwas. Jessica verstand es nicht. Sie konnte ihn nicht richtig hören. Das Blut rauschte in ihren Ohren und sie glaubte zu schweben.

Der Soldat schüttelte den Kopf und sprang schon. Ein weiterer Velociraptor sprintete auf Jessica zu. Blitzschnell warf er sich über sie und war ein menschlicher Schutzschild für sie. Von irgendwo rechts wurde auf den Raptor geschossen. Die Kugeln durchschlugen seinen Bauch einfach. Der Soldat nahm Jessicas Hand mit der Pistole und schoss dem Raptor ins Maul. Jessica schrie schrill. Der Soldat kniff die Augen zusammen, denn der Raptor schlug die Krallen in die Brust des Soldaten. Übler Atem. Das Maul kam nun nah an sein Gesicht. Das Magazin war schon leer, die Pistole klickte nur noch. Da biss der Raptor zu, packte den Kopf des Soldaten und schüttelte ihn. Die Zähne bohrten sich in sein Gesicht.

Fauliges Fleisch, es roch nach fauligem Fleisch. Ihm wurde übel. Es war das letzte was er roch. Er schaffte es noch, sich ein wenig aufzusetzen, um Jessica fliehen zu lassen. Der Raptor riss mit solcher Gewalt, die Wirbel knackten. Der Soldat stöhnte und da platzte die Haut am Hals auf und die Muskelfasern rissen. Der Raptor rüttelte solange an dem Kopf, bis er ihn herausgerissen hatte. Jessica schaute nicht zurück. Ihr Ziel war der Jeep. Barbara war in dem Jeep und sie hatte eine Kettensäge. Barbara sah sie auf sich zurennen. Sie machte eine Schnute, schaute in den Spiegel der Sonnenblende und stieg dann aus, sie hielt die Kettensäge nach unten. Gleich darauf mischte sich noch das Motorgeräusch der Kettensäge zu der Kakophonie dieses Krieges. Jessica schaute auf die Säge und ein wenig ehrfurchtsvoll machte sie Barbara Platz und setzte sich leicht auf die Motorhaube des hohen Jeeps.

„Alles in Ordnung?“, fragte Barbara. Jessica nickte und schaute dabei auf die Kettensäge. Sie ließ das Magazin der Pistole hervorgleiten und als sie sah, dass es leer war, ging sie auf die Knie und drehte die Leiche eines Soldaten um, der direkt vor ihr lag. Sie versuchte, dem Toten nicht ins Gesicht zu sehen. Doch sie tat es. Seine Augen waren weitaufgerissen. Er hatte keinen Unterkiefer mehr. Jessica rümpfte die Nase und fand die Munition, die sie suchte, auf Anhieb. Sie lud nach. Das konnte sie gut, dafür, dass sie es nie gelernt hatte und zum ersten Mal in ihrem Leben eine Waffe in Händen hielt.

Justin wich dem Raptor aus, der ihn erneut attackierte, als wollte er ihn gar nicht verletzen. Das Tier stellte Miguel und ihm nach. Das Biest trillerte dämonisch und die Augen sahen von Justin zu Miguel und wieder zurück. Der Raptor täuschte an, dass er Justin angreifen wollte und sprang dann auf Miguel. Justin sprang zurück, da sah er, was geschah.

Hinter ihm war ein weiterer Velociraptor.

Ablenkungsmanöver.

Sie hatten wirklich keinen Überblick über das Geschehen.

Lucia sah Barbaras Stiefel und sie roch Benzin, denn sie lag unter dem Jeep. Sie musste einfach wissen, was da oben los war. Die Stiefel gingen, verschwanden aus ihrem schmalen Blickfeld unter dem hohen Jeep. Sie hätte auch unter dem Wagen liegen bleiben können, was wohl am sichersten gewesen wäre.

Keinen halben Meter vor ihr, am Heck des Autos, kam die Schnauze eines Raptor in Sicht. Sie sah, wie die Nüstern schnaubten. Der Raptor hatte sie schon gewittert.

„Oh, Scheiße!“

Da legte er sich auf den Boden und machte sich sehr flach. Wenn sie hier unten liegen konnte, konnte der Velociraptor das offensichtlich auch. Er kroch unter den Jeep.

Er kroch unter den Jeep!

Lucias Entsetzen darüber war groß. Sie brüllte: „Verschwinde!“ Der Raptor machte kurz halt und drehte den Kopf ein wenig, um sie mit einem Auge ansehen zu können. Das dunkle Auge fixierte sie, dann, als wollte er die junge Frau erschrecken, zuckte er und reckte sich, um sie zu erreichen. Er kam so nah! Lucia musste ihren Kopf einziehen. Sie kuckte den Raptor erschrocken an. Sie musste hier unten raus! Mit panischen Bewegungen wollte sie sich nach hinten fortschieben, um dem Dinosaurier auszuweichen. Mit den Händen suchte sie auf dem rissigen Betonboden halt. Er war warm und feucht. Der Sand bröselte zwischen ihren Fingern und der Raptor kam schnell näher. Da hörte sie zwei Frauenstimmen.

Die eine sagte: „Scheiße, was macht der denn da?“

Und die zweite Stimme hörte sie viel näher, weil die junge Frau auf die Knie gegangen war um nachzusehen, warum der Raptor unter den Jeep kroch. Ohne Grund tat er das ja bestimmt nicht!

„Da liegt jemand.“, sagte Jessica und sah zu Barbara und wieder zurück, um zu fragen: „Hey, wie geht es ihnen?“

„Gut, noch.“

Der Raptor versuchte mit einem Arm ihre Schulter zu fassen. Jessica krabbelte um den Jeep herum, ließ die junge Frau unter dem Auto nicht aus den Augen. Und auch ihr Umfeld nicht, ein Mann streifte sie, ohne sie zu bemerken. Überall um sie herum hörte man Schreie und Schüsse. Es wollte gar nicht mehr aufhören.

Barbara ließ die Maschine aufheulen. Die Säge fraß sich in die Schwanzwirbel des Velociraptors. Das Blut wurde fein vernebelt. Jessica packte in diesem Moment Lucia an den Füßen und riss sie unter dem Wagen hervor. Sie trug einen angepassten Overall, wie die Soldaten. Aber keine Waffen.

Als der Angriff erfolgt war, stand sie gerade an der Seite von Miguel und Justin. Während die beiden davonrannten, und sie stehen ließen, warf sie sich auf den Boden und rollte unter den großen Jeep, der doch schon fast ein Lastwagen war.

Der Raptor riss die Augen auf. Der plötzliche Schmerz ließ ihn erstarren, er kam nicht mehr näher an Lucia heran. Er hatte sie nicht mal verletzen können.

Das abgeschnittene Stück Schwanz fiel auf den Beton. Noch während Jessica die andere junge Frau hervorzog, schoss sie mit dem Maschinengewehr. Die Kugeln schlugen auch in das Auto, wobei die Benzinleitung riss und der Treibstoff sich über den Velociraptor ergoss. Der plötzliche Benzingeruch verriet ihnen, was geschehen war.

Barbara schlug auf den Hebel der Säge.

„Verflucht! Weg hier!“, schrie sie und mit einer Hand half sie Lucia aufzustehen, indem sie sie an der Schulter packte und hochzog. „Ein Funke genügt!“

Der Velociraptor streckte den Kopf unterhalb der Beifahrertür auf ihrer Seite hervor und brüllte etwas. Ein Raptor antwortete ihm, doch er biss dem toten Soldaten erst in den Arm und zog ihn, wie ein Hund sein Lieblingskissen, hinter sich her.

Der Raptor zerbiss einen Reifen, er tobte. Sein blutender Schwanz schlug immer wieder hart auf den Boden. Es sah so aus, als säße er fest. Dem war nicht so.

Er konnte sich noch immer bewegen.

Jessica stieß Lucia an.

„Lauft!“ Sie liefen zu dem Helikopter, der nur fünf Meter entfernt war und rissen die Tür auf.

Jessica kniete sich hin und wollte mit dem Gewehr zielen, aber das klappte nicht so, wie sie wollte. Also ließ sie sich auf die Seite fallen und dann schoss sie.

„Nur ein Funke genügt.“

Sie feuerte, als wollte sie nicht mehr aufhören. Sie lag auch gut sieben Meter von dem Auto entfernt und traf den Raptor fast öfter, als ihr lieb war. Das Tier war schon tot, als ein Funke den Benzindampf entzündete und den Tank in die Luft gehen ließ. So spektakulär war das gar nicht. Das Auto wackelte nicht mal besonders stark. Ach, war das unbefriedigend für sie. Im Film sah das immer anders aus.

Gerade als Barbara hinter sich die Tür zuzog, sprang der Velociraptor gegen die Scheibe. Er hatte den toten Soldaten vor dem Helikopter abgelegt und wollte jetzt gerne in die Flugmaschine.

Barbara und Lucia sahen nur untätig aus der dünnen Glasscheibe, die bei jedem Stoß stark vibrierte. Der schnauzbärtige Sanitäter fühlte den Puls von Israel.

Israel war wach und er fragte: „Was passiert da draußen?“

„Beruhig dich. Überanstreng dich nicht.“, sagte der Sanitäter und machte eine beruhigende Geste mit der Hand.

Lucia sah Israel ins Gesicht und als sie dort keine Nase sah, war sie nicht wirklich überrascht. Aber doch schockiert. Sie griff nach seiner Hand und hielt sie fest.

„Ja, ganz ruhig.“, sagte sie.

Der Raptor ließ nicht locker. Jetzt waren sie zu zweit. Sie konnten das Glas nicht so schnell einrammen. Aber, dass es ihnen irgendwann gelingen würde, war absehbar.

„Mann, mir reicht ´s.“, der Sanitäter war genervt. Er hatte Israel eine Infusion legen wollen und wegen des Schaukelns zweimal danebengestochen.

„Ich werde die Scheißviecher jetzt abknallen.“, meinte er, aber dafür musste er die Tür öffnen, was er jetzt nicht machen konnte. Schließlich hatte er noch Sky, den sie betäubt hatten und die beiden Frauen in der Maschine.

Israel war inzwischen alles egal.

„Machen sie ruhig auf.“, sagte er langsam und ohne darüber nachzudenken.

„Das geht nicht.“, sagten sie ihm.

Er drückte Barbara die Plastiktüte mit Kochsalzlösung in die Hand und kletterte vor in das Cockpit des Helikopters. Er lehnte sich auf die Konsole und strich sich über den Schnauzbart. Eine seiner Lieblingsbeschäftigungen, das beruhigte ihn immer so schön.

Hinten bekam die Scheibe einen Riss.

Lucia schrie kurz auf. Israel sah sie an und hob eine Augenbraue. Er sagte nichts.

Der Sanitäter zielte mit dem Gewehr umständlich aus dem kleinen Klappfensterchen an der Kanzel. Der Lauf zitterte wie Espenlaub. Aber dennoch konnte er beide Raptoren kaltmachen, bevor sie die Scheibe eingerammt hatten.

So weit so gut.

Er ging wieder nach hinten.

Aus irgendeinem Grund rollte ein Menschenkopf vorbei. Aidan hatte das Schiebefenster einen Spalt weit aufgemacht und das Feuer auf die Raptoren eröffnet.

Da fiel ihm etwas ein. So viele seiner Leute waren schon tot. Wer sollte da noch den Auftrag ausführen und die Maschinen wieder nach Hause bringen. Er sah schon fast, wie wieder alles an ihm hängen blieb. Es war schon seltsam. Er fühlte sich noch immer gut, auch nachdem er zu Marty gesehen hatte.

Sie lebten noch immer.

Geradezu unheimlich.

Als wäre alles vorbestimmt, von einer höheren Macht.

Justin hatte den Raptor von Miguel heruntergestoßen und sie hatten es geschafft, sich mit einem Soldaten in einem Helikopter zu verschanzen.

Dort waren sie jetzt gefangen. Als wären sie die einzig interessante Beute, standen sieben oder acht Raptoren um sie herum. Man konnte sie nicht so gut zählen. Sie bewegten sich schnell und hüpfen umher. Wuselten.

Fische in einem Aquarium, dachte Miguel.

Doch dann fiel ihm ein, sie saßen in dem Glaskäfig.

Nick Benton versteckte sich. Auf allen Vieren krabbelte er. Sein junges Gesicht zeigte Angst. Und er saß im Schatten eines Farns. An einem Ast hatte er sich das Kinn aufgerissen, es blutete stark, war aber nicht so schlimm, wie es aussah.

Auf jeden Fall blutete er alles voll, er hatte eine Spur hinter sich her gezogen, als er sich in den Busch geschlagen hatte. Ja, jetzt saß er da und keuchte, denn er war gerannt und die Luft war zu feucht zum Atmen. Er hatte seine Augen weitaufgerissen, sie waren in ständiger Bewegung. Nick war ein sehr nervöser Zeitgenosse. Er sprang auf und schoss in einen anderen Farn und ließ sich gleich wieder auf die Knie fallen. Die Maschinenpistolen hatte er in die Handschuhe eingeklinkt, er musste sie nicht festhalten und konnte seine Finger für etwas anderes benutzen. Zum Beispiel sich den brennenden Schweiß aus den Augen wischen. Sie waren blaugrün und seine Haare unter dem Helm von gewöhnlichem straßenkötterblond. Man hätte ihn nicht wiedererkannt, wenn man ihn ein paar Tage später getroffen hätte. Er sah einfach so normal aus, hatte nichts Besonderes, Hervorstechendes. Ein typisches Allerwelts Gesicht. Er war 24 und einsachtzig groß. Auf allen Vieren krabbelte er hinter den nächsten Busch und schloss die Finger gleich wieder um die Waffe. Da hörte er wieder das Rascheln, auf das er geschossen hatte. Er stellte sich hin und streckte seine Arme von sich. Bereit auf alles zu schießen, lief er ein Stück. Ein Huschen, er hatte es im Augenwinkel gesehen. Er biss die Zähne immer wieder aufeinander und schob den Unterkiefer vor. Mit aufrechten, festen Schritten ging er weiter. Seine Augen waren in ständiger Bewegung, gerade so, als würde er alles um sich herum sehen, als konnte ihm nichts entgehen. Nick kontrollierte seine Atmung bewusst und beruhigte sie. Er ließ die Schultern kurz kreisen und streckte die Arme sofort wieder von sich. Direkt vor ihm war etwas. Er schoss. Doch es war schon hinter ihm. Er schoss erneut, drehte sich im Kreis und schoss. Nick pfiiff erschrocken. Etwas hatte sein Bein gestreift, er versuchte Ruhe zu bewahren. Benton hörte ein Pfeifen. Eine Antwort. Er pfiiff erneut,

diesmal ein komplexerer Ton. Diesmal kam die Antwort von direkt hinter ihm. Dann hörte er von überall um sich herum pfeifende Laute. Seine Augen wurden noch größer und seine rechte Wange zuckte, er schoss mit ausgestreckten Armen in das grüne Dickicht, in dem er stand. Und dann rannte er los. Und die pfeifenden Laute verstummten. Ein Velociraptor schob seinen Kopf durch das Gebüsch und trillerte etwas.

Nick rannte durch das Gebüsch. Die vier Raptoren verfolgten ihn, nein, eigentlich trieben sie ihn zu einem anderen Beutetier. Jerry Reed sah ihn auf sich zukommen.

„Hey, was ist denn los?“, brüllte Jerry, der ziemlich erschrocken war.

„Sie sind hinter mir her.“

„Wer?“

Das brauchte er nicht zu sagen, Jerry konnte sie jetzt sehen.

„Was machen wir jetzt?“

„Handgranate?!“

Jerry zog sie sich vom Gürtel und warf sie Nick zu. Der fing sie und blieb dann vor ihm stehen. Er riss den Sicherungsstift heraus und ließ sie hinter sich fallen.

Sie zählten laut mit und bei drei rannten sie gemeinsam los. Im Zickzack um die Bäume herum, sie warfen noch ein paar Granaten, während sie um ihr Leben rannten.

Die erste Granate ging hoch, als sie die Straße betraten.

Jerry meinte: „Die Maschinenpistolen sind Scheiße.“

Jetzt blieben ihnen nur noch ihre Flammenwerfer. Nick aktivierte ihn und die Flamme schoss aus seinem Arm.

„Wow!“, machte Jerry und er hielt den Arm von sich gestreckt, da schoss auch aus seinem Flammenwerfer das Gas, das entzündet wurde und dann rauschte wie die Höllenglut. Sie schwenkten die rauschende Flamme.

„Cool.“, Jerry lachte.

In dem Wald brachen Feuer aus, dort wo die Handgranaten explodierten. Nick nickte.

„Zwei der Raptoren hat es schon zerrissen.“

„Irgendwie macht das Spaß.“, Jerry meinte die rauschende Flamme. Die Hitze war unbeschreiblich. Seine Augenbrauen waren ein wenig angesengt. Er roch verbrannte Haare.

Der Velociraptor sprang auf sie zu und das Feuer verbrannte seine Schuppenhaut. Das Tier brüllte und seine Augen funkelten böse. Doch gegen das Feuer konnte er nichts machen. Er hatte natürlich gelernt, dass Feuer ihn verbrennen konnte. Der Raptor war doch ein kluges Tier. Sein Kamerad trat zu ihm auf die Straße. Sie berieten sich.

„Ziehen wir uns langsam zurück.“

„Ja, zurück zu den Helikoptern.“
Schnell gingen sie Rückwärts um die Raptoren von sich zu halten.

„Wie lange brennt das Feuer denn?“

„Eine Stunde oder so.“, meinte Jerry.
Schutzschilde aus Feuer.

„Das müsste ja eigentlich reichen.“

Die Helikopter konnten sie schon sehen.

Fuga

Sonntag / 9:48 Uhr / Isla Nublar

Die Flammen rauschten noch immer und die Raptoren liefen ihnen noch immer hinterher. Sie waren so klug zu wissen, dass das Feuer irgendwann aufhören musste zu brennen.

„Oh, Scheiße!“, sagte Nick. Er hatte Tränen in den Augen. Von den brennenden Dämpfen. Er wischte sich übers Gesicht. Überall um sie herum lagen Leichen. Sie kannten jede einzelne. Wie konnte das passieren? Es waren bestimmt dreißig, nein mehr, Männer draufgegangen, wofür das alles? Er wusste es nicht. Der Einsatz war ihm egal gewesen, er hatte doch nur einen kleinen Teil dazu beitragen sollen. Das es vielleicht sein Leben war, hatte er nicht gedacht. Er war so dumm gewesen.

„Du Scheißvieh.“, er wurde langsam richtig sauer. Leider hatte er schon, als er floh, sein Gewehr verloren.

Ein Soldat durfte sein Gewehr nicht verlieren!

Sonst hätte er dem Raptor, der ihn verfolgte schon längst den Schädel weggepustet. Sie blieben auf sicherer Distanz. Bereit für den Angriff. Oh, er hasste sie.

„Ihr fühlt euch wohl sehr cool, was?“, knurrte Benton und sprang ein paar Sätze auf den Raptor zu. Der wich einfach nur aus. Sehr gewandt und elegant. Extrem cool. Keine Erregung, der Raptor war sehr kühl und distanziert.

Jerry schüttelte den Kopf: „Du fühlst dich wohl in deiner Ehre verletzt, weil er cooler als du ist.“

Jerry sah Nick in die Augen und Benton konnte aus den dunklen Augen lesen, was Jerry von ihm hielt. Aber das war jetzt keine Zeit für solche Rivalitäten unter Kameraden.

„Du solltest es aufgeben. Es führt doch zu nichts. Komm jetzt, wir haben andere Probleme!“

„Andere Probleme als die beiden Dinger da?“

Die Flamme rauschte.

Sie hielten die Flammen von sich weg, wie Schutzschilde und liefen weiter.

Reed trat als erster auf den Betonlandeplatz. Dort am Helikopter waren Menschen die noch lebten. Es waren gerade mal eine Hand voll. Das waren doch nicht alle, oder?

Eine große blonde Frau mit kurzen Haaren kam auf sie zu. Sie hatte ein Gewehr. Barbaras Kleidung war total zerfetzt und sie sah wild entschlossen aus.

„Warum habt ihr die Raptoren hergelockt?“

Jerry sagte nichts, er verzog nur ungläubig das Gesicht.

Nick: „Hey, Lady. Was hätten wir denn machen sollen? Uns fresen lassen?“

Barbara zog nur eine Augenbraue hoch.

Jerry und Nick standen jetzt vor dem ersten Helikopter und die Raptoren hinter der Flammenwand machten ein verächtlich klingendes Geräusch. Sie berieten sich. Der eine rief etwas und ging einen Schritt zur Seite. Keineswegs unauffällig, warum auch, die Menschen waren doch dumm.

„Würden sie jetzt bitte schießen.“, sagte Jerry und zappelte dabei mit den Armen. Er war ein stämmiger Schwarzer, 37 Jahre alt und davon bald zwanzig Jahre in der Army. Er hatte keine Familie, keine Freunde, außer seine Kameraden. Und so wie er das sah, waren sie jetzt tot.

Barbara reagierte nicht. Sie drehte sich um und rief den Leuten am Helikopter etwas zu. Nick verstand nicht, was es war. Warum schoss sie aber nicht? Konnte sie nicht mit der Waffe umgehen? Das konnte er sich nicht vorstellen. Barbara sah für ihn wie eine Frau aus, die man nicht unterschätzen sollte.

Jerry brüllte sie an: „Würden sie jetzt bitte schießen!“

Barbara drehte sich zu ihm und veränderte ihre Körperhaltung. Sie war groß wie Benton und bestimmt stärker. Nick war gegen sie ein Handtuch.

Ohne mit der Wimper zu zucken lief sie auf den Raptor zu und die Kugeln schlugen ihn und er zuckte und wich zurück wie ein geschlagener Hund. Er senkte seinen Kopf auf den Boden und zischte sie an. Lucia trat an ihre Seite und zu zweit schossen sie auf den Raptor, bis seine Beine einsackten und er nur noch schreien konnte. Die Kugeln rissen ihn in Stücke. Nick Benton stand im Kugelhagel, eine Kugel traf seine Wange und versengte die Haut. Der zweite Raptor war nicht so passiv, er sprang Lucia sogar noch an.

Miguel zeigte auf Lucia und sagte dann stolz und lachend zu Justin: „Das ist meine Schwester.“

„Ich weiß.“

Jessica kniete sich über den ersten Raptor, während der zweite gerade auf den Boden fiel. Beide lebten noch. Sie rammte das Messer von unten durch den Kiefer ins Hirn. Bis der Raptor schließlich starb.

Jerry Reed war etwas verblüfft über die drei Amazonen, aber so waren Frauen nun mal.

Frederik Zahn war Pilot, er hatte es geschafft unverletzt zu überleben. Er hatte das Standmaschinengewehr bedient und wenigstens ein Dutzend Raptoren erledigt. Am schwersten verletzt – unter den Lebenden - war Michael Czerwinski ein Weißer um die Vierzig. Aidan schaute wieder von dem plötzlichen Kampfgeschehen weg und kniete sich wieder zu Michael. Czerwinski bestand darauf zu sterben. Barbara hatte gerade, als die beiden Soldaten zu ihnen kamen, gesagt: „Den Gefallen können wir ihm erfüllen, ohne einen Aufwand.“

Einen Grund für diesen Wunsch brauchte er nun auch nicht zu äußern. Mickey hatte eine offene Bauchdecke und er verlor entsprechend Blut. Das Blut lief alles in seinen Anzug. Sie hatten sie ihm angelassen, auch das hatte er gewollt. Er wollte jetzt einfach nur in Ruhe gelassen werden.

„Könnt ihr mich nicht einfach hier liegen lassen? Oder vielleicht da vorne ins Gebüsch legen.“

Er hatte keine Kraft mehr, sich dort hinzuschleppen, oder auch nur auf den Busch zu zeigen. Sprechen ging gerade noch so.

Seine Organe waren unter Garantie nicht verletzt. Aber seine Schlagader am Hals war offen und blutete noch immer. Czerwinski war bleich und blutleer.

„Lasst mich doch endlich in Ruhe.“, wimmerte er und kniff die Augen zusammen. Er sah so aus, als könne er es nicht mehr erwarten endlich tot zu sein. Die Schmerzen ließen ihn zittern. Er wollte keine Medikamente nehmen.

„Soll ich es nicht kurz machen?“, bot Aidan erneut an.

Mickey schüttelte nur den Kopf und Aidan wusste auch wieso. Michael glaubte, einen schnellen Tod nicht verdient zu haben. Schnell und schmerzlos zu sterben war etwas Besonderes und gerade das verdiente er nicht. Aidan akzeptierte das, er meinte auch, dass es ihm vielleicht ähnlich gehen würde.

Aidan nickte, gab ihm die Hand und drückte sie.

Pollock stand auf.

Er ging weg.

Jetzt beschloss Barbara gerade, sollten die Leichen zusammengetragen und identifiziert werden. Aidan piff Justin und Miguel zu sich.

„Jungs, wisst ihr, was wir jetzt machen? Wir tragen die Raptoren zusammen auf einen Haufen, wie findet ihr das?“

Miguel sah nicht glücklich aus.

Justin nickte. Darauf hatte er jetzt Lust.

Die Bilanz dieses Morgens war grausig.

32 tote Raptoren.

27 tote Teammitglieder.

Da kein Weiterer der geflohenen Soldaten zurückfand, konnte man annehmen, dass sie ebenfalls alle tot waren.

„Wir können die Leichen nicht vor Aasfressern schützen.“, stellte Aidan fest. „Wir können sie aber auch nicht einfach hier liegen lassen.“

Nick kratzte sich am Kopf und setzte den Helm wieder auf: „Ja, sollen wir sie einäschern?“

Er hob seinen Arm hoch und zeigte den Flammenwerfer, den er trug, den sie trugen.

Aidan schüttelte den Kopf: „Nein, ich werde jetzt ...“

Er nahm sein Funkgerät zur Hand.

„... melden was vorgefallen ist und anfragen, was jetzt zu tun ist.“

Das war nicht sein Einsatz.

Das war nicht seine Verantwortung.

Sollte Foster sich doch Haare ausreißen und seine Fingernägel abkauen, er hatte doch gesagt, dass es ihm dort im Dschungel zu langweilig war.

Zahn checkte die Maschinen. Sie waren alle startklar und funktionsbereit. Marty sprach ihn an. Er würde den Helikopter nicht mehr so schnell verlassen.

Barbara kniete vor den Leichen, die sie nebeneinander aufgebahrt hatten. Sie hörte die Unterhaltung von Aidan mit dem General mit und konnte es immer noch nicht glauben, schon wieder überlebt zu haben. So viele Menschen waren gestorben, aber sie lebte noch immer, warum war das so?

Wie Unwahrscheinlich war das doch alles?!

Die Dogmark um den Hals des Toten nahm Barbara zu den anderen. Sie schienen keine privateren Gegenstände als die Hundemarken zu tragen.

Sie stand auf und streckte ihren Rücken, ächzte und packte die Marken in eine Plastiktüte. Nur einer der Männer hatte eine Armbanduhr getragen.

Aidan drehte sich zu ihr um, Foster sprach noch durch das Funkgerät.

„Was machen sie da Barbara?“

„Diese Männer hatten doch bestimmt Hinterbliebene, macht man das nicht so?“

„Und was wenn sie keine Hinterbliebenen haben?“

Barbara lächelte und hielt etwas Goldenes hoch: „Wollen sie eine neue Uhr, die ist schön.“

Fred musste sich setzen. Marty textete ihn zu und er konnte dem Wortschwall gar nicht recht folgen.

José und Eduardo saßen auf derselben Bank wie er und schwiegen. José sah, wie Michael starb. Er zuckte mit keiner Wimper als der Mann sich etwas aufbäumte und dann starb. Lucia machte die Schiebetür des Helikopters auf und setzte sich dazu, sie erkannte die Stimmung und schwieg ebenfalls. Sie sah Barbara und Aidan auf den toten Michael Czerwinski zugehen. Aidan sagte: „Hat aber lange gedauert.“

Dann trugen sie ihn zu den anderen Toten. Und Barbara korrigierte ihre Zählung: „28 Tote und viele Vermisste.“

Die Flamme fauchte. Das Fleisch, die Haut versengte und begann dann zu brennen. Es stank dort bestialisch und dann, als die Haut verbrannt war und das Fleisch gebraten wurde, begann es fast appetitlich zu riechen. Da musste Pedro an das leckere Essen denken, das sie gehabt hatten, mit dem unvorstellbar deliziosen Dinosaurierfleisch. Aidan und Nick schalteten ihre Flammenwerfer aus und sie hielten sich die Hand vor den Mund. Jetzt brannten die Rap-torenkadaver.

Barbara machte die Plastiktüte zu. Auch Michael hatte sie nun die Erkennungsmarke abgenommen. Sie stand auf und sah Aidan und Nick an.

Aidan nickte ihr zu: „Foster hat Unterstützung angefordert. Hier hält uns keiner fest, die Leichen sind nicht unsere Angelegenheit und um die, die nicht auffindbar sind, kümmert sich der nächste Trupp.“

Barbara war erleichtert, aber: „Der nächste Trupp?“

„Ja, es muss sein.“

Nick klatschte in die Hände: „Lasst uns fliegen.“

Als die Motoren dann endlich starteten, kam Marty das alles unwirklich und traumhaft vor. Er hielt Jessicas Hand und sah aus dem

Fenster in den Himmel. Sein Herz stach. Er wollte jetzt nur noch schlafen, aber es ging nicht. Er konnte jetzt nicht schlafen.

Barbaras Blick war leer, sie hing dem Alptraum nach, den sie hier erlebt hatte. Eduardo kam auf sie zu. José schaute Eduardo an und nahm dann Barbara in den Arm. Sie sah zu Marty und ihr stiegen Tränen in die Augen.

Auf dem Flug nach San José bekamen sie sogar Blickkontakt zu den drei Maschinen, die gerade als Verstärkung aufgebrochen waren. Sie bekamen kurz Funkkontakt zu den Maschinen, man wünschte sich Glück.

Was nichts bringen würde.

Lucia weinte.

Miguel und Justin schauten sich ihre Hände an. Sie hatten mit diesen Händen tote Dinosaurier durch den Dschungel geschleift. Sie waren noch voller Blut.

In San José erwartete man sie bereits.

Die Maschinen landeten auf dem Flughafen und Männer in Seuchenschutzanzügen brachten sie in eine Noteinrichtung. Man hatte einen Teil des Flughafengebäudes kurzfristig abgesperrt. Man konnte ja nie wissen.

Auf jeden Fall behandelte man sie gut und schnell.

„Wie fühlen sie sich?“, fragte ein Mann im Schutzanzug Barbara. Sie war so perplex, dass sie nichts sagen konnte. Sie brach nur in Tränen aus und schlang die Arme um den Mann. Sie sagte erst etwas, als sie auf einem Tisch saß und Ärzte sie untersuchten, mit behandschuhten Händen.

„Ich fühle mich müde.“

Sie wischte ihre Augen. „Sehr müde.“

Marty erkannte den Arzt an seiner Seite und der ihn: „Na, wie geht´s Marty?“

„Ich hab mich noch nie so gefreut dich zu sehen. Es ging mir schon mal besser. Aber die Frage ist, komme ich durch?“

„Du siehst verdammt scheiße aus, aber draufgehen wirst du nicht. Du bist zäh.“

„Werden wir alle in dasselbe Krankenhaus gebracht?“

„Ich denke schon.“

Der Arzt nahm sofort eine Blutprobe und machte einige Standarduntersuchungen, noch während sie ihn in das Lazarett trugen.

„Hast du ein Handy?“, fragte Marty den Arzt.

„Nein, aber das hier.“ Sie liefen gerade an einer Reihe Münztelefone vorbei. Der Arzt hing einen Hörer aus, zeigte ihn Marty und ließ ihn dann einfach zu Boden fallen.

„Wen willst du anrufen?“

„Meine Ma.“

NACHTRAG

Bosque

Sonntag / 23:27 Uhr / Isla Nublar

Rico hatte Papiere in der Hand. Er konnte nichts darauf lesen, es war zu dunkel. Er war alleine hier, mit Chad, seinem Copiloten. Chad rauchte eine Mentholzigarette.

„Mach das Ding doch bitte aus. In diesem Fall gefährdet das Rauchen nicht nur dein Leben. Wenn diese Biester uns deswegen wittern, dann kriegst du so eine in die Fresse.“

Chad tat noch einen tiefen Zug und noch einen.

„Mach schon.“

Dann trat er sie auf dem Boden aus. Es zischte, das konnten sie hören. Der Boden war nass.

„Warum schaust du immerzu auf das Blatt?“

„Ich sehe nichts.“

„Ja, deswegen frag ich doch.“

Auf dieser Liste standen nur Kombinationen von Zeichen, 247 an der Zahl. Um sie herum war es finster, die Bäume schluckten jedes Mondlicht. Ihre Schusswaffen waren schussbereit. Nichts geschah und sie standen schon einige Zeit hier, sie schauten auf eine Lichtung. Eine Senke und in der Mitte war ein undefinierbarer Betonklotz. Sie waren hier richtig. Auf der Lichtung war alles in fahles graugrün getaucht. Chad hustete. Typischer Raucherhusten.

Rico machte: „Pscht!“

Chad hustete weiter.

„Hast du das gehört?“

„Was?“

Dann hörte er es auch.

Ein Fauchen und Stimmen.

Das Fauchen stammte von Flammenwerfern. Dann sahen sie auch das Licht des Feuers und es wuchs. Es wurde rasend größer und es schien näher zu kommen. Die Stimmen wurden lauter. Chad und Rico riefen nicht. Der Wald wurde lebendig, überall krachte es. Sie wussten, was das hieß.

„Lauf! Lauf!“

Sie sprangen auf und rannten auf die Lichtung.

Da brach auch schon der erste Dinosaurier aus dem Wald. Die beiden rannten bergab, auf den Betonbunker zu. Mit ihrem Vorsprung schafften sie es zu dem Gebäude. Noch im Rennen entscherten sie ihre Waffen.

Chad: „Eins.“

Rico: „Zwei.“

Auf drei sprangen sie voneinander weg und drehten sich, gingen in die Knie. Eine ganze Stampede verschiedener Dinosaurier brach durch das Geäst und kam auf sie zu. Die Lichtung war übersät von Kadavern, hier hatte vor Stunden eine Schlacht stattgefunden. Die Maschinengewehre zuckten in ihren Armen. Sie hörten Schreie. Ein Dryosaurier rannte direkt auf Chad zu. Chad holte mit dem Bein aus und trat das Tier am Kopf weg, als wäre er ein Ball. Der kleine Dinosaurier überschlug sich und Rico durchsiebte ihn mit Kugeln. Sie nickten sich zu, als ihre Magazine leer waren und versuchten das Dach zu erklimmen. Chad half Rico auf die Beine.

Einige Dinosaurier rannten einfach an ihnen vorbei, sie hatten kein Interesse an Menschenfleisch und mussten sich jetzt erst mal vor dem Feuer retten.

Die Velociraptoren hatten es nicht ganz so eilig. Chad schoss wieder und Rico, auf dem Dach des Betonbunkers lud erst mal nach, was nicht lange dauerte. Rico war entscheidend für diese Mission, er trug den Sprengstoff und Zünder. Chad musste also ihn und sich beschützen.

„Chad?“

„Mmh?“

„Ist das schon die Verstärkung?“

„Schon ist gut!“, meinte Chad. „Für mich sieht das so aus, als hätten sie auch Probleme gehabt.“

Das erklärte auch, warum die Lichtung schon seit Stunden verlassen war, obwohl bei ihrer Ankunft noch eine Schlacht tobte.

„Gott, fackeln einfach den ganzen Wald ab.“

Um sie herum, um die Lichtung herum, brannte der Wald.

Chads Funkgerät knackte.

Er schoss einen Raptor nieder und griff dann nach dem Funkgerät, warf es zu Rico hoch. Chad nahm sofort das Feuer wieder auf und musste einem Raptor ausweichen. Jetzt kamen sie auf ihn zu. Rico hörte etwas.

„Was denn, was sagen sie?“, fragte Chad.

„Sie sagen, dass sie nur noch zwei Dutzend sind und wir sind die Einzigen, die sie empfangen können.“

„Wo sind sie jetzt?“

Rico zeigte in den Wald.

Da traten sie aus den Flammen und liefen den Hang herab. Unheimlich sah das aus.

Um sie herum brannte alles. Auch Herbert presste sich das Mundstück seines Atemgeräts zwischen die Kiefer. Der Rauch biss in seinen Augen und er schmeckte die Asche. Sie hatten den Angriff mit Feuer abgewehrt und diese Biester damit ziemlich überrascht. Herbert war auf der Jagd, für ihn war alles andere hintangestellt. Die

Mission ging vor. Jetzt rannten sie auf die Lichtung und schlagartig war die Welt wieder kalt, klar und grau.

Zwei Soldaten blieben stehen und husteten erst einmal aus. Herbert schaute sich ihr Werk flüchtig an. Der Wald brannte lichterloh. Wälder sollten nicht brennen, sie sollten leben.

Er legte sein Gewehr an und schoss einen verwirrten Velociraptor nieder, der jaulend auf sie zugetorkelt war. Das Feuer hatte sie überrascht und sie schienen mehr als nur instinktiv zu fliehen. Von links und rechts wurde er attackiert. Es ging so schnell, das er das nicht realisierte. Sie weideten ihn aus und ließen ihn schreiend verbluten. Der Raptor, den er angeschossen hatte, stand auf und grub seine Schnauze in Herberts Bauch. Ein Raptor wendete sich ab. Herbert zog seine Pistole und verschoss das Magazin in den Hinterkopf des Raptors. Der Raptor kreischte und kam zurück, er biss ihm in den Oberarm. Keiner seiner Kameraden half ihm. Das konnten sie nicht. Herbert achtete nicht darauf, aber er war nicht der einzige, der jetzt starb. Er versuchte sich zu wehren. Mit einem Messer, es blieb in der Seite des Raptors stecken, der gerade seine Niere fraß. Sein Oberarm knackte, der Knochen brach. Herbert schrie. Der Raptor riss den Arm aus dem Gelenk und Herbert wurde ohnmächtig.

Sie drückten Herbert zu Boden.

Rico schaltete seine Taschenlampe an und durchstrahlte die unterirdische Halle, Chad und ein anderer Soldat waren hinter ihm. Sie liefen die wackelige Treppe hinab.

Ihnen war klar, als sie die Sprengstoffpakete anbrachten, sie würden sterben, hier oder dort oben.

Picor

Montag / 0:06 Uhr / San José

Marty Guitierrez gähnte. Er brauchte dringend Schlaf. Er lag hier seit vier Stunden. Es war Nacht und er in San José. Marty hatte nicht mehr geglaubt, jemals wieder nach Hause zu kommen. Eben war er kurz eingedöst. Er war alleine in dem Zimmer der Quarantänestation. Diese Qual, er konnte ihr kaum standhalten und sie ließ ihn auch nicht schlafen.

Seine Arme und Beine waren in Gips und ein fester Druckverband um seine Schulter ließ ihn kaum atmen. Unter dem Gips juckte es ihn. Er hatte die Hölle überlebt, um in einem sterilen Bett einem unmenschlichen Juckreiz zu erliegen. Er konnte nicht schlafen und er wollte doch nur schlafen. Mit dem rechten Arm konnte er nach der Fernbedienung greifen. Er drehte die Lautstärke des Fernsehers etwas herunter.

Nur zwei Teilstriche und zappte dann durch die englischen und spanischen Kanäle. Auch das konnte ihn nicht vom Juckreiz ablenken. Im Augenblick juckte sein linkes Knie. Er konnte auch keine Krankenschwester bitten, ihn zu kratzen. Er war fast komplett eingegipst. Er bemitleidete sich selbst ein wenig. Die 200te Wiederholung von Dallas reizte ihn weniger als die spanischen Golden Girls. Jay Leno. Zapp. Schon sah Marty eine Kochsendung. Er wusste nicht, ob er es lassen sollte, da klopfte es. Mit einem Zischen fuhr die Tür auf. Die Tür war quadratisch und weiß, wie alles in diesem Zimmer weiß war. Keine Bilder, nur ein großer Fernseher, dessen weißes Plastik eine leichte, gelbliche Tönung angenommen hatte.

Barbara ließ den verdunkelten Raum erstrahlen, als sie auf Krücken eintrat. Die Deckenbeleuchtung flammte auf und Marty kniff die Augen zu. Vorsichtig drehte er seinen Kopf und sein müdes Lächeln wurde immer größer, je weiter er den Kopf drehte. Barbara humpelte näher. Sie sah angestrengt aus. Mit den Krücken hatte sie keine Erfahrung, sie hatte noch nie welche gebraucht. Sie stand an seinem Fußende und langsam drehte er den Kopf wieder zurück. Die Schmerzen dabei, sah man ihm an. Dann fuhr er das Kopfteil mit der Fernbedienung hoch und der summende Elektromotor übertönte nicht, wie die Nackenwirbel dabei krachten.

Barbara lächelte ihn an und sie klammerte sich an den Bettrahmen.

„Warum tust du das Marty?“, fragte sie ihn.

„Hauptsache, ich kann dich sehen.“, sagte er.

Sie schauten sich tief in die Augen.

Auf das Bett gestützt humpelte sie auf die Bettseite, die nicht mit einem Rahmen geschützt war. Sie verzog den Mund und setzte sich vorsichtig auf die Bettkante.

„Wir sind so kaputt.“, sagte Marty und grinste. Barbara schaute hoch, in den Fernseher. Sie nahm die Fernbedienung und schaltete den Fernseher aus. Sie legte die Fernbedienung auf dem Beistelltisch ab. Vorsichtig, aber trotzdem fiel sie runter und die Batterien flogen heraus. Sie legte sich zu Marty ins Bett, sie durfte ihre Beine nicht belasten. Marty streichelte ihren Nacken mit der Hand die er bewegen konnte. Die andere hing in einer Schlinge. Barbara hielt die Hand dort fest. Sehr zärtlich. Sie drehte sich vorsichtig und langsam auf dem Bettrand, bis sie ihn ansehen konnte. Sie schauten sich

lange an. Marty konnte sich nicht bewegen. Aber sie küsste ihn auf den Mund. Marty musste sie unterbrechen: „Es tut mir leid, aber es ist unerträglich, mich juckt alles. Ich bin ganz zappelig.“

Sie lächelte verstehend, nickte.

„Was soll ich jetzt machen?“

„Keine Ahnung.“

Langsam streichelte sie seinen Schläfe. Sie schauten sich wieder tief in die Augen. Marty kraulte ihren Rücken.

„Ich liebe dich.“

„Ich liebe dich auch.“

Sie küssten sich, heiß und innig.

Der Kuss schien Stunden zu dauern.

Sie konnten keine Luft holen. Es war so anstrengend, dass sie es bald aufgab. Barbara schnappte nach Luft und als ihr Puls sich wieder fing, fuhr sie sich durch die Haare. Sie schmeckte Blut. Sie blutete nicht. Es war Marty Blut, seine Lippe.

„Ich habe mich hierher verlegen lassen.“, sagte sie und holte noch einmal tief Luft. Marty schaute sie nur an. Er dachte an nichts. Er fühlte nur Frieden.

„Na, juckt es noch?“, fragte sie.

„Nein.“, sagte er und war selbst ein wenig erstaunt darüber. Sie hatte etwas gefunden, das ihn vom Jucken ablenkte.

„Oh, doch. Da fängt es wieder an.“

Schnell küsste sie ihn wieder.

Da ging die Tür wieder auf und eine junge Krankenschwester fuhr mit einem zweiten Bett in den Raum.

Sie lächelte die Beiden freundlich an.

Barbara Finnigan legte sich in das zweite Bett und die junge Schwester ging in die Knie, um die Batterien aufzuheben, da fragte Barbara: „Wie sieht wohl die Zukunft aus?“

„Welche Zukunft? Deine und meine?“

„Unter anderem.“

Marty dachte nach: „Keine Ahnung.“

Er fühlte sich nicht mehr ganz so müde und jetzt wollte er gar nicht mehr schlafen. Jetzt wo Barbara bei ihm war.

Die Lichter der Stadt schienen schwach in das hell beleuchtete Zimmer. Da draußen waren so viele Menschen die nicht wussten, was hier wirklich geschehen war. Sie hatten alle ihre eigene kleine Welt da draußen. In sich groß und wichtig, sodass die Welt außerhalb nicht zählte. Sie wussten auch nicht, was die Zukunft bringen würde.

„Lass uns hoffen.“, sagte Marty und führte den Gedanken weiter. Hoffen, auf eine bessere Welt. Eine Welt die nicht fern liegt. Eine Welt in der alle Menschen glücklich sein konnten, über das was sie hatten und waren.

„Das Schicksal nimmt seltsame Wege.“, meinte Barbara.

Die Krankenschwester lächelte noch immer, sie ächzte und legte sich hin, um an die Batterie unter Marty's Bett zu kommen.

Marty nickte traurig. Soviel Unglück für ihr Glück. Was hatte das alles nur gesollt? Warum musste das alles geschehen? Es gab keine Antworten.

„Wie geht es den anderen?“, fragte Guitierrez.

Barbara nickte leicht, sie schaute ihn an.

„Francoise und Israel sind stabil. Sky wurde in ein künstliches Koma gelegt. Jessica und die Jungs haben nur ein paar Schnittwunden. Lucia Dominguez hat eine Quetschung und eine Platzwunde. Ich habe schon alle besucht. Eduardos Frau hat schon Kaffee mitgebracht, weil Caucho den am liebsten trinkt, hat sie gesagt. Und José ... José ist inzwischen gestorben.“

Marty nickte, dann drangen die Worte in seinen Verstand, er biss sich auf die Oberlippe und brach in Tränen aus. Er musste tief Luftholen. Irgendwie hatte er es gewusst. Seine Beziehung zu José Pescador war etwas Besonderes gewesen.

Pescador war so krank gewesen, hatte nichts mehr empfinden könne. Aber er war die ganze Zeit da gewesen und hatte gekämpft. Er hatte für sie gekämpft und jetzt war er gestorben. Warum jetzt? Die Welt war schlecht. Besonders zu guten Menschen. Er hatte ihn geliebt, das wurde ihm jetzt klar. Marty hatte einen Vater in ihm gehabt, aber das wurde ihm erst jetzt klar. José war ihr Engel gewesen.

Barbara weinte mit ihm. Sie schauten die makellose, weiße Decke an und konnten nicht fassen, überlebt zu haben.

Sie hatten es überlebt.

Die Krankenschwester verließ den Raum.

Marty fühlte nur Trauer. Und Erleichterung.

Und Liebe.

Desconectado

Sonntag / 21:30 Uhr / San José

Chad wollte noch eine Mentholzigarette rauchen. Rico war es egal, er sagte nur: „Das hier geht sowieso alles hoch.“

Chad verkniff es sich: „Vielleicht höre ich ja auf.“

„Und damit willst du jetzt anfangen?“

Der andere Soldat entleerte gerade seine Blase in der Dunkelheit.

„Klar, es sind doch immer große, wichtige Ereignisse, die so was auslösen und ermöglichen.“

„Das kann ich nicht nachvollziehen.“

Sie saßen im Lotossitz zwischen den Kühltruhen, die seit einer Ewigkeit vor sich hin kühlten. Sie hatten die schwere Schleusentür verschlossen, ihr einziges Licht war die Stablampe, die vor den Beiden aufrecht stand und an die Decke strahlte. Die Luft war kühl und muffig. Es roch ungesund.

„Wie viel Zeit haben wir nach der Zündung?“

„Das kommt darauf an ...“, antwortet er.

„... was wir vorhaben.“, beendete Chad.

„Ich kann es einstellen, zwischen zehn Sekunden und einer halben Stunde, natürlich geht auch eine direkte Zündung.“

„Was würdest du gerne nehmen?“

„Das weiß ich nicht, ein Problem.“

Der andere Soldat setzte sich wieder zu ihnen: „Da oben sterben wir mit ziemlicher Sicherheit und hier unten mit Garantie.“

Rico nickte: „Ja, wir haben unser Leben und Sterben in der Hand.“

„So sieht's aus“, sagte Chad.

„Seid ihr gläubig.“, fragte der andere.

Chad: „Nein, nicht wirklich.“

Rico: „Nein.“

„Ich auch nicht.“, der Soldat machte eine Pause. Er dachte nach und sagte dann: „Aber, dürfen wir uns unsere Leben einfach so nehmen? Nur weil es einfacher ist.“

Rico: „Ich bin darauf vorbereitet zu sterben. Ich bin auf den Tod vorbereitet, von mir aus kann er jetzt kommen. Du musst dann nur noch den roten Knopf hier drücken.“

Chad: „Ich lebe eigentlich gerne, ich hatte viel Spaß, wenn ich so darüber nachdenke.“

Der Soldat, der sich immer noch nicht vorgestellt hatte, weil er es einfach vergessen hatte, sagte: „Ich kann auch nicht klagen.“

Chad: „Was nun, jagen wir uns hoch?“

Rico: „Nein, ich glaube nicht. Mir ist ziemlich egal, wie ich sterbe. Aber, wir wollen doch noch ein bisschen Action, oder?“

Er grinste.

Der Soldat sprang auf: „Dann los.“

Chad: „Zehn Minuten reichen.“

Rico tippte den Code ein.

Die rote Anzeige begann zu blinken und der Countdown begann. Der Sprengsatz begann zu piepen.

„10 Minuten.“

Bei dem Gedanken an den Knall, freute sich Chad darauf, wie ein kleiner Junge.

Die Minen waren so bemessen und angebracht, dass sie den Kampfstoff im Schutzraum ausbrennen ließen und danach den ganzen Hohlraum, das ganze unterirdische Gewölbe, zum Einsturz brachten. So schnell es ging, mussten sie jetzt an die Oberfläche und aus dem Umkreis der Explosion kommen.

Rico machte es jetzt Spaß zu rennen. Das Adrenalin ließ ihn euphorisch werden. Wie kleine Jungs, die etwas Neckisches spielten, benahmen sie sich.

Rico, Chad und der andere Soldat rannten die Treppe hinauf, über die Metallplanke, die unter ihnen bebte, als wollte sie in sich zusammenstürzen. Doch diese Flexibilität war es, die die Treppe überhaupt erst zusammenhielt.

Als sie wieder oben waren und die schwere Tür öffneten, da waren sie wieder ganz kühl und ernst. Überall lagen tote Menschen. Einer rief sie. Rico schaute in die Richtung des Soldaten. Doch es war eine Falle und Chad sagte ohne zu zögern: „Geh nicht hin.“

Es klang gleichzeitig wie eine Bitte und ein Befehl. Der Mann am Boden zuckte, der Himmel war klar und der Mond schien hell. Sie erkannten nicht, wer es war. Er lag dort am Boden, gar nicht weit. Rico zögerte. Der andere Soldat war schon losgelaufen, den Hang hinauf.

Sie sahen die Eingeweide auf dem Boden glänzen. Blutig, glitschig.

Chad: „Wir können nichts tun.“

Die Uhr tickte.

Rico: „Aber irgendetwas müssen wir doch tun.“

Chad: „Wir können ihn nicht retten, nur uns.“

Rico: „Ja, a ...“

Dann schwieg er und nahm das Gewehr in den Anschlag.

Er erschoss den Soldaten.

Chad zuckte zusammen, als die Kugeln den Mann durchsiebten. Im Dunkeln zischten die Raptoren. So hatte ihre Falle nicht sterben sollen. Sie hielten sich seltsamerweise zurück. Vielleicht weil sie eingekesselt waren, inmitten des brennenden Waldes. Jetzt war Chad der Letzte in ihrer Reihe. Rico war gleich nach den Schüssen losgerannt und er musste die Situation erst mal kurz verarbeiten.

Jetzt liefen sie wieder gleichauf und traten zwischen die brennenden Bäume, jetzt mussten sie langsamer laufen und aufpassen, wo sie hintraten.

Chad: „Warum hast du das gemacht?“

Rico: „Was, warum ich ihn erschossen habe?“

Chad: „Ja.“

Rico: „Ganz einfach. Ihm war nicht mehr anders zu helfen. Ich habe ihm den einzigen Gefallen getan, den ich ihm tun konnte.“

Chad: „Würdest du mich auch einfach so erschießen?“

Rico: „Ich habe sein Gesicht nicht gesehen, es war einfach.“

Chad: „Wie kann es einfach sein? Das war ein Mensch, einer unserer Soldaten. Einer von uns.“

Rico: „Müssen wir uns jetzt darum streiten?“

Chad: „Hast du darüber nachgedacht, als du es getan hast?“

Rico: „Nein, verdammt. Es war spontan und es war das Richtige.“

Chad schüttelte den Kopf und legte einen Zahn zu, zeigte Rico seine Kehrseite und lief noch etwas schneller. Er musste sich unter einem brennenden Ast bücken. Hinter ihm brach er herunter. Wie auf Kommando, perfekt. Das Atmen fiel ihnen zunehmend schwerer. Das Feuer war heiß wie die Hölle und es verbrannte den ganzen Sauerstoff.

Rico knurrte und mit dem nächsten Schritt trat er auf eine verkohlte Leiche. Chad schaute sich über die Schulter. Er sah Rico auf den pechschwarzen Boden schauen und wusste, irgendwo da hinten waren auch die Raptoren. Chad war sich sicher, sie griffen bald an. Die Flammen loderten um ihn herum. Es war unerträglich heiß, es brannte in seinen Augen, in seiner Lunge. Rico kontrollierte die Uhr: „Noch acht Minuten.“

Er wollte es rufen, doch seine Stimme versagte, nicht genug Luft. Das Feuer hielt die Raptoren zurück, doch für wie lange. Von ihm aus konnte es so bleiben. Chad ließ Rico wieder einholen, vor ihnen war der andere Soldat, er hatte sich etwas um den Mund gebunden.

Rico: „Weißt du was mir gerade einfällt?“

Chad: „Nein?“

Rico: „Mit diesem Einsatz sollten ja mehrere Fliegen mit einer Klappe geschlagen werden. Wir sollten das da unten vernichten und diese Mistviecher töten.“

Chad: „Ja, und die Menschen retten.“

Rico: „Doch woher wollen wir wissen, ob die Hupias überhaupt von dieser Insel kommen.“

Chad: „Wie meinst du das?“

Rico: „Ich meine, ich kann mir nicht vorstellen, dass diese komischen Dinger einfach rübergeschwommen sind. Das sind ein paar hundert Meilen.“

Chad: „Aber es ist nun mal so. Sie sind ja da, oder nicht.“

Rico: „Sie kommen aber definitiv nicht von diesen Inseln.“

Er musste husten.

Chad: „Ok, woher dann?“

Rico: „Wie dieser Mist da unten, sie kommen von uns, von den Amerikanern. Ganz bestimmt. Die konnten hier Dinosaurier züchten, echte Dinos. Warum sollten sie keine Killermonster für die Amerikaner erschaffen?“

Chad zog eine Augenbraue hoch.

Rico: „Unsere Einheit hier unten ist nicht alleine zur Beseitigung der Hupias hier. Es ist etwas anderes. Wir werden nicht einfach abgezogen, wenn dieser Einsatz vorbei ist.“

Chad zertrat einen brennenden Ast, der ihm im Weg lag.

„Verstehst du denn nicht, diese Dinger, die Haustiere aussaugen, sind keine Dinosaurier. Sie sind etwas Gezüchtetes! Sie kommen zwar von InGen, aber sie sollten niemals im Park ausgestellt werden.“

Chad: „Es hieß doch auch, sie seien Außerirdische, oder Mutanten.“

Rico: „Sag mir bitte, was ist wahrscheinlicher. Aliens landen und lassen ihre Schoßhunde da, sie sind so gut wie nicht zu finden und ernähren sich, in dem sie kleine Tiere aussaugen, ihre ganzen Körpersäfte und Organe. Und was soll das mit den Mutanten. Mutanten wie in X-Men?“

Chad wusste nicht mehr, was er denken sollte. Er wollte überhaupt nicht denken. Sie mussten laufen, so weit sie konnten.

Rico: „Noch etwas weniger als sechs Minuten.“

Chad: „Das schaffen wir nicht mehr. In sechs Minuten zu den Helikoptern.“

Der andere Soldat drehte sich vor ihnen um, blieb stehen: „Schaffen wir es nicht mehr?“

Rico: „Es ist egal, in sechs Minuten sind wir außerhalb des Sprengradius.“

Chad: „Das hoffst du, oder?“

Rico: „Nein, bestimmt.“

Es sei denn, sie liefen im Kreis.

Das Inferno war gewaltig, die Feuersbrunst hatte sich ausgeweitet und überall auf der Insel verbrannten die Dinosaurier oder wurden in die Ecke gedrängt.

Sie hofften, dass sie nicht im Kreis liefen. Es waren Trugbilder die sie sahen, Licht und Schatten. Sie rannten zwischen ihnen hindurch. Die flackernden Flammen zu beiden Seiten, verbargen sie Raptoren? Rico sah nichts. Sie hatten unverschämtes Glück, denn keine fünf Meter von ihnen stand ein Raptor zwischen den Flammen, die aus dem Boden schossen. Sie sahen ihn nicht und er sie auch nicht.

Noch zwei Minuten.

Rico konnte es nicht fassen, wie schnell die Zeit doch vergangen war.

Da brach auch schon die letzte Minute an.
In ihren Helmvisieren begann der Countdown zu blinken.
Die Zeit schrumpfte zusammen auf die letzten zehn Sekunden,
bevor die Explosion die Erde zerriss.

10.

Jetzt rannten sie richtig. Die schwere KU behinderte sie.

9.

„Da vorne ist eine Anhöhe.“, brüllte Chad.

8.

Das Ende des Tals. Die Eruption würde gewaltig sein und das alles hier noch mit sich in die Tiefe reißen. Es war egal. Da unten lebte sowieso nichts mehr.

7.

Es war ein Erdwall. Ein Sprung und sie hatten ihn erklommen. Der Wald wurde spärlicher, das Feuer damit auch. Den brennenden Wald im Nacken, der ihre Schatten riesig werden ließ.

6.

Rico wies mit dem Arm den Weg. Sie waren fast da. Und außerhalb des Gefahrenbereichs. Die Helikopter waren nicht mehr weit.

5.

„Wenn wir dem Wildwechsel ...“

4.

„... folgen, sind wir schneller.“

3.

„Mmh.“

2.

Chad sah die Uhr: „Scheiße!“

1.

Rico schrie: „Runter.“ Und er ließ sich hinter einen umgestürzten Baum fallen. Die anderen taten es ihm gleich. Am Boden atmete er frische Luft ein.

Chad biss die Zähne zusammen. Gleich würde es laut werden. In Gedanken sagte er: „Feuer.“

Er kniff die Augen zusammen und rollte sich auf die Seite. Näher an den Stamm heran.

Es sollte einen riesigen Knall geben.

Doch nichts geschah.

Na toll.

Rico: „Was ist los?“

Chad: „Keine Ahnung, lass uns hier verschwinden.“

Der andere Soldat sprang schon hoch.

Chad: „Haben wir auch alles richtig gemacht.“

Rico schaute auf seine Anzeige. Es war alles richtig. Keine Fehlfunktionen. Vor seinen Augen sah er noch einmal, wie sie alles verkabelt hatten. Es war dunkel gewesen, aber...

Nein, sie hatten alles richtig gemacht.

Der Soldat: „Hast du es wirklich aktiviert?“

Rico: „Es hat doch gepiepst, oder nicht? Hat es doch!“

Chad: „Ja, aber wieso fliegt uns dann nicht die ganze Scheiße um die Ohren?“

Rico klopfte sich ab. Er dachte nach.

„Ist jetzt auch egal, wir haben unseren Auftrag erledigt. Eine zweite Garnitur Minen haben wir nicht.“

Chad dachte auch nach, er rieb sein Kinn, dann fragte er: „Hat es vielleicht eine Sicherheitsverzögerung oder so was, hast du es überhaupt auf zehn Minuten eingestellt?“

Rico: „Möglich.“

Sie liefen los, zu den Helikoptern. Den Wildwechsel entlang. Der nackte, nasse Erdboden schmatzte unter ihren Stiefeln. Erschwerte ihnen jeden Schritt.

„Chad, der Helikopter läuft. Der Motor, ich höre die Rotoren.“, sagte der Soldat.

Chad: „Hoffentlich warten sie noch.“

Das Mondlicht war fahl.

Doch sie sahen, dass niemand am Helikopter war. Nichts bewegte sich.

Rico: „Das ist unheimlich.“

Inzwischen waren ihre Beine ein einziger Krampf.

Jetzt durften sie nur nicht aus dem Takt kommen.

„Wow, wow.“, machte Chad und sein Gesicht sprach dabei Bände. Seine Augen waren weit aufgerissen. Hier war niemand. Niemand der lebte.

Oh, doch.

Wie in Zeitraffer drehte er sich.

Ein Fauchen, hinter ihm. Rico starrte noch die Leichen an, er sah eine Menge toter Menschen am Boden liegen. Sorgfältig aneinandergereiht. Das waren nicht die Raptoren gewesen.

Wieder macht Chad: „Wow!“

Aber diesmal mit mehr Inbrunst.

Langsam ging er einen Schritt rückwärts. Ein Velociraptor starrte ihn an. Etwas ungläubig. Ungläubig, das noch immer Menschen lebten. Chad tippte Ricardos Schulter an. Noch bevor der sich umdrehte sagte Chad: „Wir sind nicht alleine. Geh in den Heli.“

Rico fühlte, wie seine Nackenhaare sich aufstellten. Gänsehaut am ganzen Körper.

Rico: „Wie viele?“

Soldat: „Ich sehe nur einen.“

Chad nickte, nur einer.

Aber das hieß nichts.

Der starre Blick.

Chad hatte sein Gewehr.

Aber er schoss nicht.

Rico zischte: „Schieß doch!“

Chad: „Dann greifen sie uns an. Es sind viel mehr von ihnen, als wir sehen können.“

Der Soldat machte die Tür des Helikopters auf und sagte: „Sie wollen uns ablenken. Aber wir lassen uns nicht ablenken!“

Chad: „Der steht immer noch da!“

Rico schaute den anderen Soldaten an und erklärte dann: „Ja, er wird nichts machen, er soll uns ablenken, wir sollen uns auf ihn konzentrieren. Dann greifen sie uns aus den anderen Richtungen an. Rücken an Rücken!“

„Ok.“, Chad ging ein wenig zurück. Rücken an Rücken mit Rico und der andere Soldat sprang in die Maschine und schnallte sich an. Der Kopf des Velociraptors, der noch immer im Farn stand, bewegte sich langsam und der Blick war noch immer starr.

„Wir drehen uns im Kreis.“, schlug Rico vor und nahm seine geschulterte Waffe in den Arm. Im selben Moment vernahm er ein kratzendes Geräusch. Die Raptoren im dunklen Busch kommunizierten und das nicht leise. Sie klickten und bellten.

Die Gewehre konnten sie retten.

Chad hörte Rico flüstern.

Chad: „Rico, betest du etwa?“

Rico: „Du hörst auf zu rauchen und ich gehe wieder in die Kirche.“

Chad lachte leise.

Der Raptor, wieder verstummt, hörte das Lachen.

Es sah so aus, als könnte er das Geräusch nicht einordnen. Die Schiebetür des Helikopters war auf. Der Soldat in der Kanzel rief, er sei bereit. Chad schrie, er solle abheben. Sie liefen langsam los, wurden immer schneller. Der Raptor trat aus dem Farn, hob den Kopf und schrie etwas, knurrend.

Chad: „Das klang nicht nach unserer Begnadigung.“

Nein, ganz gewiss nicht.

Sie drehten sich um sich selbst. Rücken an Rücken. Waren wachsam und schussbereit. Noch wenige Meter. Sie schwitzten. Rico schoss auf den Boden, vor dem Raptor. Unberührt, Unbeeindruckt schaute der Raptor sie an. Eine weitere Halbdrehung. Jetzt oder nie, dachte Chad und während er sich weiterdrehte, schoss er. Volltreffer. Kugeln zerfetzten den Schädel, der Raptor taumelte und fiel um. Ohne einen Laut. Noch ein Meter. Der Motor des Helikopters lief jetzt richtig an und die Maschine hob vom Boden ab. Rico sah, wie ein anderer Busch raschelte. Er schaltete das Licht an seinem Gewehr an. Der schmale Lichtkegel, er ließ etwas aufblitzen. Sie waren eingekesselt. Chad konnte jetzt in den Helikopter sehen. Überall war

Blut. Von dort wo es geraschelt hatte, kam ein Raptor auf sie zu. Er rannte, so schnell. Von der gegenüberliegenden Seite kamen zwei weitere. Chad sprang hoch und rollte sich ab, als er in den Helikopter fiel. Sein Gesicht schmierte in dem Blut über den Boden. Rico brachte den Raptor mit gezielten Schüssen zum Fall. Chad warf sich herum, der Helikopter war jetzt etwa zwei Meter über dem Boden. Rico zog sich eine Handgranate vom Gürtel. Da packte Chad ihn an den Schulter und ein Raptor fiel ins Leere, denn die Maschine zog im selben Moment hoch und Ricos Gewicht riss an Chads Armen. Er schrie. Rico schrie etwas. Chad verstand es nicht. Er schrie, Rico war schwer. Unter ihnen explodierte es.

Der Helikopter wurde ziemlich durchgerüttelt. Rico schrie röhrend und wedelte mit den Armen. Er bekam den Türrahmen zu fassen. Er hörte nur noch ein Fiepen und war kurz wie blind. Etwas packte sein Bein. Ein Raptor hatte ihn angesprungen und sich in seinem Bein verbissen. Das plötzliche Gewicht riss Chads Arm aus dem Schultergelenk. Er schrie, aber hielt die beiden fest. Der Soldat schaute sich die Kontrollen an und zog die Maschine hoch in die Luft. Und dann bebte alles. Der Boden bebte. Die Raptoren fielen um und schafften es nicht, wieder aufzustehen, der Boden bebte zu sehr. Rico sah nichts und verschoss das Magazin seines Maschinengewehrs. Er traf den Raptor nicht, der an seinem Bein riss. Dann erfasste sie eine Druckwelle und riss an dem Helikopter. Der Raptor ließ nicht locker. Der Soldat im Cockpit sah unter sich, wie der brennende Wald versank. Im Boden versank, in der Erde. Alles rauschte, es kreischte in ihren Ohren. Ein Dröhnen. Sie konnten nicht atmen. Staub, Asche und Erde raste über das Land. Dann erstarb die Druckwelle und der Pilot fing die Maschine wieder, zog sie so hoch, wie es ging. Die Luft war staubig, sie war erfüllt von Asche und Rauch.

Der Raptor war noch immer an Ricos Bein. Rico schmeckte den Schmerz. Der Raptor kam immer höher, er krallte sich in seinen Oberschenkel und zog sich an ihm hoch. Rico sah nur Schwärze und Lichtblitze, seine Ohren waren noch immer taub. Da spürte er den Biss des Raptors an seiner Hüfte. Zum Glück war er hier gut gepanzert. Jetzt konnte er gar nicht mehr anders. Er aktivierte den Flammenwerfer und spürte die Flammen, wie sie seine Beine verbrannten. Er biss sich auf die Zunge. Er spürte auch, wie er den Raptor verbrannte. Das Tier wand sich und wurde lauter. Rico konnte sich kaum noch festhalten. Chad konnte ihn auch kaum noch festhalten. Der Raptor jaulte. Das Feuer verbrannte ihn. Doch er ließ nicht los. Er war wie ein Piranha, er hatte Blut geleckt, sich festgebissen und nichts konnte ihn davon abbringen, sich weiter an Rico festzuhalten. Sollte er loslassen, würde er in die Tiefe fallen.

Da unten war nichts mehr.

Der Staub, der Rauch setzte sich schon und da unten war nichts mehr. Alles war schwarz. Kein Feuer erhellte mehr die Erde, denn dort war nichts mehr. Alles war in sich eingestürzt.

Chad hörte den Piloten jubeln. Rico wollte ihn von sich stoßen, sie treten. Er trat fest zu. Sie gingen immer höher. Ricos Augen brannten wieder stärker, da konnte er wieder sehen. Sie waren ganz trocken. Chad, er hörte Chad schreien.

„Verdammt, bist du taub. Ich schieße jetzt.“

„Hä?!“, er hatte es nicht verstanden.

Aber Chad schoss schon, er konnte nicht zielen und schoss einfach. Er traf Rico. Er traf den Raptor. Rico schrie.

Chad: „Entschuldige.“

Und er schoss erneut, immer und immer wieder.

„Arschloch!“, brüllte Rico und seine Finger glitten über die Kante des Türrahmens. Sie waren feucht und schmierig.

Der Biss des Raptors lockerte sich nicht.

Die Flammen hatten seine Haut versengt und ein Auge war durch die Hitze geplatzt. Aber er ließ nicht los. Chad verlagerte sein Gewicht und konnte Rico so ein Stück höher ziehen. Rico schaffte es, einen Arm in den Helikopter zu schlagen, sein Kinn auf dem Boden aufzustützen. Er flüsterte in Chads Gesicht: „Das glaubt uns einfach niemand.“

Chad lächelte und ließ seine Pistole auf das blutige Metall fallen, mit einer Hand konnte er nicht nachladen. Er nahm seine Zweite und schoss weiter. Eine weitere Kugel traf dabei Rico. Rico lächelte Chad nur an. Er sagte nichts.

- Danksagungen -

Dieser Roman ist rein fiktiv, jegliche Ähnlichkeit mit realen Personen oder Orten ist nicht gewollt. Mein Dank gilt den Menschen, die mir bei diesem Buch geholfen haben, meinen Eltern, meiner Familie im Allgemeinen. Urs Heiden für seine kreative Unterstützung, Daniel Prokscha für die Geduld, die er aufgebracht hat, in der Zeit, in der ich nur von meinem Buch reden konnte. Ich danke meinen Testlesern, die mir Mut machten, Michael Dörner, Roswitha Wünsche-Heiden, Rüdiger Knie, Beate Zibulla und dem Mann, der mir das IBM-Notebook verkauft hat, damit ich von meinem großen Rechner unabhängig – auch im Bett – tippen konnte. Ich danke Michael Crichton für die vielen Stunden Unterhaltung, die er mir mit seinen Büchern geschenkt hat. Ich danke den Produzenten von „Jacobs Family Choco Cappuccino mit Milka-Schokonote“, ich trank viel Cappuccino, weil ich fast ausschließlich Nachts schrieb.

Die in diesem Buch formulierten Ansichten sind die meinen, oder besser, die meiner Charaktere, nicht die Ihren.

Sollte ich hier jemanden vergessen haben, oder wenn Sie einen Fehler entdeckt haben, ich bin für jede Rückmeldung bereit, so lange sie ernst gemeint ist: norman-eschenfelder@web.de

Norman Eschenfelder

09.02.06

